This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SA 6038.28.3

Harvard College Library

COLLECTION ON
SOUTH AMERICA

GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE

Brasiliens

gegenwärtiger

Zustand und Colonialsystem.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von Carl Lebrün, für das J. 1827 u. 1828. 1 Rthlr. 16 Gr.

Baermann, D. J. N., dat grote Höög- un Häwel-Book. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. Auf Velinpp. 1 Rthlr. 20 Gr.

Buek, D. F. G., Handbuch der Hamburgischen Verfassung und Verwaltung. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. Auf Velinpp. 3 Rthlr.

Everett, Amerika, oder allgemeine Uebersicht des politischen Zustandes des westlichen Festlandes, nebst Beobachtungen über dessen wahrscheinliche Zukunft. 2 Thle. 2 Rthlr. 12 Gr. Auf Velinpp. 3 Rthlr. 8 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 12 Gr.

— —, Reisebilder. 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol. Dramatisches Gedicht. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen. Lustspiel. 8. 20 Gr.

— — Kaiser Friedrich II. Trauersp. 8. 1 Rthlr.

Pustkuchen, D. F., Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 8 Gr.

Raupach, D. E., laßt die Todten ruhen! Lustsp. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik. Lustspiel. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten. Lustspiel. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Rafaele. Trauersp. 8. 1 Rthlr.

Zimmermann, Prof. F. G., neue dramaturgische Blätter. 2 Thle. gr. 8. 4 Rthlr.

Z. 871

Brasiliens

gegenwärtiger

Zustand und Colonialsystem.

Besonders in Bezug

auf

Landbau und Handel.

Zunächst für Auswanderer.

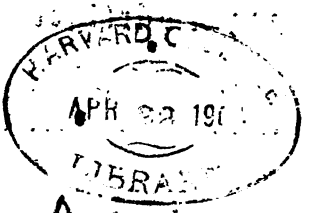
Von

J. Friedrich von Weech.

Ego verum amo, verum volo dici.

Hamburg, 1828.
Bei Hoffmann und Campe.

SA 6038.28.3



A. L. Coolidge
&
Hiram Bingham Jr

Druck und Papier
aus der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.

Herrn

August Friedrich Biesterfeld,

Großherzogl. Mecklenburgischem Consul in Brasilien.

Meinem geehrten Freunde

mit Hochachtung und Liebe

gewidmet

von

dem Verfasser.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3

Erstes Buch.

I. Brasiliens Vorzüge für den Auswanderer 5

II. Ankunft im Hafen von Rio-de-Janeiro. — Erster Eindruck bei der Landung in der Stadt. — Verhalten des Fremdlings 9

III. Stadt und Umgebung. — Bauart. Oeffentliche Plätze und Gebäude. — Polizei. — Lehranstalten und öffentlicher Unterricht. — Einwohner. — Religion. — Charakter. Sitten und Gebräuche. Kleidung und Lebensweise. — Geselliger Umgang. — Hofleben 12

IV. Klima- und Witterungsbeobachtungen. — Einwirkung derselben auf den Fremden. — Krankheiten und Vorbauungsmittel 26

V. Plage der Insecten. Schutz und Vorsicht gegen dieselben. — Schlangen. Folgen ihres Bisses. Heilmittel 31

VI. Bewohner des Landes. Bevölkerung. — Boden. — Cultur und Culturzweige. Hindernisse ihres Fortschreitens . . . 36

VII. Handel. — Curs. — Münze. — Gewicht. — Maß . . . 46

VIII. Landesübliche Art zu reisen 55

Zweites Buch.

I. Anleitung zu dem Fortkommen der verschiedenen Stände des bürgerlichen Lebens, als: des Gelehrten, Künstlers, Kaufmannes, Soldaten, Handwerkers, Fabrikanten, Gärtners und Landwirthes in der Nähe der Stadt Rio-de-Janeiro 61

II. Die Negersklaven. Ankauf derselben in Afrika. Transport nach Brasilien. Oeffentliche Ausstellung auf dem Sklavenmarkte. Vorsicht bei ihrem Ankaufe. Behandlung der neuen Neger mit Berücksichtigung ihres Charakters und ihrer Gewohnheiten. Krankheiten und Vorbauungsmittel. Nahrung und Kleidung. Nützliche Einwirkung auf ihre Moralität durch Unterricht in der Religion. Gesetze zu ihren Gunsten. Schicksal derselben in Brasilien im Allgemeinen. Folgen des Aufhörens des Negerhandels für Brasilien — 101

Drittes Buch. Seite

I. Anleitung, auf welche Weise der Einwanderer in den Besitz eines Landes, den verschiedenen Absichten seiner Ansiedlung entsprechend, gelangen kann 125

II. Leben des Pflanzers 130

III. Wahl des Landes mit Berücksichtigung der zu cultivirenden Landesproducte. — Verfahren bei der Niederlassung. — Landesübliche Urbarmachung und Vorbereitung des Bodens zu dessen fernerer Cultur. — Anweisung, die erforderlichen Gebäude mit zweckmäßiger Wahl des Materials aufzuführen. — Innere Polizei der Fazenda. — Beschäftigung der Neger. — Ernährung derselben und Berechnung der Kosten ihres Unterhaltes und ihrer Kleidung 132

IV. Aufseher des Gutes. — Geräthe zu den Feldarbeiten. . 142

V. Cultur, Ernte und Behandlung jener verschiedenen Gewächse, welche zum Unterhalte der Bewohner Brasiliens dienen, als der Mandioca, des Mais, der süßen Patate, der Cara, der Bohne, der Pobra, der Yuhame, der Gemüse und Baumfrüchte 145

VI. Cultur, Ernte und Behandlung der verschiedenen Handelsgewächse Brasiliens, nebst der Kosten- und Ertragsberechnung einer Kaffee- und Zuckerpflanzung 157

VII. Weiterer Erwerbszweig des Landwirthes durch Verfertigung der Potasche, Brennereien und Kohlenbrennen . . 191

Viertes Buch.

I. Viehzucht in den Provinzen Rio de Janeiro, Minas geraes und S. Paulo 199

II. Viehzucht in den Provinzen Rio grande do sul und Cisplatina 207

III. Schicksal der Colonien in Brasilien 218

Erstes Buch.

Einleitung.

Der Wunsch, meinen auswanderungslustigen Landsleuten zu nützen und ihnen die Mittel zu ihrem Fortkommen in einem fremden Welttheile an die Hand zu geben, keineswegs aber die große Zahl der Beschreibungen Brasiliens zu vermehren, war die Veranlassung zur Abfassung dieses Buches.

Classische Werke, mit welchen mehrere gelehrte und höchst verdiente Männer Europa beschenkten, sind nicht im Bereiche eines jeden Lesers; was sonst über dieses merkwürdige Land geschrieben worden, ist wohl eher geeignet, denselben irre zu führen, als ihn zu unterrichten. Denn wenn ein Spatziergang außer den Thoren der Stadt, der Besuch eines Landgutes und die kurze Unterhaltung mit dessen Besitzern hinreichend wäre, um Cultur, Sitten und Gebräuche eines Landes zu beschreiben, so lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, kostspielige, lange und oft höchst beschwerliche Reisen durch fremde Länder zu unternehmen; und doch ist ein großer Theil jener Werke, welche den bescheidenen Titel einer Beschreibung Brasiliens führen, aus keiner bessern Quelle geschöpft. Solche Schilderungen können allerdings ein Paar müßige Stunden der Leselustigen ausfüllen; denen aber, die gesonnen sind, ihr Glück in Brasilien zu versuchen, werden sie nicht genügen; sie wollen Belehrung und nicht Unterhaltung.

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Brasilien, und zwar stets auf dem Lande, nebst steter Beschäftigung mit der Cultur der mannigfaltigsten Producte, setzen mich vielleicht in den Stand, diesen Wunsch zu befriedigen; dem Zwecke dieses Werkchens getreu, wird daher dem wißbegierigen

Leser nichts weiter mitgetheilt, als was zu seinem Fortkommen in den verschiedenen Gewerbszweigen des bürgerlichen Lebens erforderlich ist.

Der Umgang mit vielen wohlunterrichteten Bewohnern der verschiedenen Provinzen dieses großen Reiches erlaubte mir allerdings in der Beschreibung des Landes ꝛc. ausführlicher zu seyn; aber aus eigener Erfahrung mit der verzeihlichen Schwäche der meisten Erzähler bekannt, das Lobenswerthe ihrer Heimath im günstigsten Lichte darzustellen, ihr manchmal erborgte Vorzüge beizulegen, und selbst das Tadelnswerthe zu entschuldigen oder zu bemänteln, vermied ich es, in die Fehler so Mancher zu verfallen, um nicht, wie jene, die Welt mit einem Fabelbuche zu beschenken.

Ich habe die bewohnten Gegenden der Provinz Rio-de-Janeiro selbst bereiset, und werde daher vorzugsweise nur von dieser mittheilen, was dem Auswanderer zu wissen nöthig und nützlich ist; Cultur, Sitten und Gebräuche der Bewohner Brasiliens sind übrigens im Allgemeinen dieselben, und sollte sich der Europäer auch in einer andern Provinz niederlassen, so wird er hier hinreichende Unterweisung finden, um die etwanige Verschiedenheit leicht wahrzunehmen.

Ich bin weit entfernt, meine Ansichten über Colonien und die zweckmäßigsten Mittel zu ihrem Gedeihen in fremden Ländern den Lesern als erschöpfend oder gar unfehlbar aufzudringen: sie mögen jedoch überzeugt seyn, hier nur Wahrheit zu finden. Ich habe sowohl übertriebenes Lob, als gehässigen Tadel vermieden, und ich schmeichle mich, den Ausgewanderten bei ihrer Ankunft in Brasilien durch dieses Werkchen einigen Nutzen zu schaffen. Es wurde mit Liebe gegeben, möge es auch so aufgenommen werden!!

Geschrieben am Bord des Alcides, auf der Rückreise von Brasilien nach Europa, im Jahre 1827.

Der Verfasser.

I.

Brasiliens Vorzüge für den Auswanderer.

Die allmächtige Mutter Natur hat sich besonders darin gefallen, über die Länder der heißen Zone das ganze Füllhorn ihres Reichthums auszuleeren. Aber ob auch der Erde Eingeweide die kostbarsten und nützlichsten Metalle bergen, ob in ihnen die kostbarsten Edelsteine glänzen, an ihrem Busen die üppigste Vegetation sich mit gierigen Zügen nähre — doch erfährt der Sterbliche hier: „unter den Sternen sey nichts Vollkommenes.“ Schreckliche, oft in wenigen Stunden tödtende Krankheiten, bösartige Fieber, kaum erträgliche Sonnenhitze, giftige Insecten, Raubthiere jeder Art streiten sich um sein Leben, und die Kraft Europa's schwindet oft vor wenigen Sonnenstrahlen in Amerika's glühendem Erdgürtel. Hat der Pflanzer die Furcht vor dem Erdbeben besiegt, drohen wüthende Orcane die Früchte vieljähriger Anstrengung zu verschlingen, seinen Wohlstand zu zertrümmern, ihn zum Bettler zu machen. Aber eines dieser Länder erfreut sich aller dieser Vorzüge und hat nur wenige Nachtheile zu bedauern, und dieses herrliche Land, dieser Günstling der Natur ist Brasilien.

Alle Früchte, welche die Natur dem Geschlechte der Menschen schenkte, können hier, auf einem Flächenraume von mehr als 100,000 Quadratmeilen (15 auf den Grad, nach Balbi 140,625), durch den Willen und den Fleiß des Menschen einheimisch gemacht werden. Die Gewürze Indiens und Afrika's werden sich unter dem glühenden Himmel der nördlichen Provinzen gefallen; die Gewächse des mildesten europäischen Himmelsstrichs finden im Süden

des Landes eine zweite Heimath — und der Mensch gefällt sich überall, wo es ihm gut geht. — Was könnte dieses Land schon seyn, befände es sich seit drei Jahrhunderten im Besitze eines jener europäischen Völker, deren Kunstsinn und Arbeitslust selbst solche Gegenden in reizende Gärten umschuf, wo die Natur sich stiefmütterlich gezeigt hatte! Brasilien nimmt daher wohl vorzugsweise die Aufmerksamkeit auswanderungslustiger Europäer in Anspruch. Sie mögen um so mehr die Blicke dahin wenden, da die dortige Regierung die Einwanderung bisher ungemein begünstigt hat, und bei dem bevorstehenden Aufhören des Sklavenhandels *) gewiß noch mehr begünstigen wird.

Jeder Fremdling, der sich dort anzubauen wünscht, erhält unentgeldlich so viel Land, als er zu seinem und der Seinigen Unterhalt bedarf; er ist während zehn Jahren von jeder Abgabe und allen Verpflichtungen früherer Einwohner befreit. Wünscht er, sich den bereits bestehenden Colonien anzuschließen, wird er dahin gebracht, und so lange mit Geld oder Naturallieferungen unterstützt, bis er selbst im Stande ist, von dem Ertrage seiner Felder zu leben. Die wohlwollende Regierung nimmt sogar darauf Rücksicht, daß die Europäer sehr viel von der Hitze der nördlichen Küstenländer leiden, und hat den Colonien Gegenden in einem eben so milden als gesunden Klima angewiesen. Jeder Bewohner Brasiliens erfreut sich der vollkommensten Meinungs- und Gewissensfreiheit. Wohlthätig und kräftig schützt ihn die Gerechtigkeit, er

*) Der erste Artikel des am 23. Nov. 1826 zwischen Brasilien und Großbritannien abgeschlossenen Vertrages lautet, wie folgt: „Nach Verlauf dreier Jahre, vom Tage der Auswechselung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages an gerechnet, soll es den Unterthanen Sr. Maj. des Kaisers von Brasilien nicht mehr erlaubt seyn, Sklaven aus Afrika zu holen, unter welchem Vorwande und auf welche Art dieß auch geschehen möge. Jedes fernere Geschäft der Art soll nach Ablauf der gedachten Frist als Seeraub an den Uebertretern obiger Verordnung ohne Unterschied der Person geahndet werden.“

müßte denn einen offenbaren Eingriff in die Gesetze wagen. Jeder, ohne Unterschied, er mag nun ein Gewerb oder ein anderes Geschäft treiben, darf seinen Aufenthalt wählen und ändern, wie es ihm beliebt. Keinen Zunft-, keinen Innungszwang darf er fürchten, keine drückenden Abgaben — allenthalben findet er Verdienst und ein unbeschränktes Feld für seine Betriebsamkeit.

Wo so viele Vortheile sich herausstellen, darf man wohl die Behauptung wagen, daß selbst der Unbemittelte, wenn er Andern nur arbeiten mag, und sparsam zu leben versteht, im Stande seyn werde, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Wer daher politischer Meinungen wegen verfolgt wird, wer zu wenig Vermögen besitzt, sich und seine Familie zu ernähren, wen Unglück, hohe Steuern und harte Gläubiger nöthigen, den Herd, an dem Vater und Ahnherr arm, aber glücklich gelebt, zu verlassen, wem Kraft der Arme, Gesundheit und Muth zu Theil geworden, der ziehe nach Brasilien, und athme dort die freie Luft des Himmels, frei, wie er selber. Seine fleißigen Hände werden ihm und den Seinigen bald ein Obdach schaffen; die fruchtbare Erde wird seine Bemühungen segnen; dem Schweiße seines Antlitzes wird der Wohlstand entblühen — und kein Zwingherr wird kommen, und seinen Antheil an der Ernte heischen, Keiner sie um seines Seelenheiles wegen verschlingen wollen — denn über ihm waltet nur Gott und das Gesetz.

Wer dagegen in der Heimath auch nur mittelmäßigen Unterhalt findet, thut gewiß besser, daselbst zu bleiben und seinen Fleiß zu verdoppeln; in Brasilien warten seiner große Entbehrungen und viele Unannehmlichkeiten; denn wenn der Anfang allenthalben schwer ist, so wird man nicht verlangen, in einem in der Lebensweise so sehr verschiedenen Lande und Klima, und bei gänzlicher Unkunde der Sprache und Sitten der Einwohner, die Hände müßig in den Schooß legen und stets auf Rosen schlummern zu können. Man muß viel, sehr viel arbeiten, mehr und

mit größerer Anstrengung, als in Europa. Den Müßiggänger erwarten dort, wie hier, nur Armuth und Elend; den Leichtgläubigen aber, und es gibt solche Leute, die, wenn sie an Brasilien denken, nur von Diamanten und Gold träumen, kann man versichern, daß erstere dort so theuer, wie in Europa sind, daß an Papiergeld Ueberfluß ist, Gold und Silber hingegen doppelt so hoch im Werthe, als in den geldärmsten Ländern unseres Welttheiles stehen. Den Gedanken an Rückkehr ins Vaterland mit schnell erworbenen Reichthümern gebe aber jeder Auswanderungslustige auf. Es bleibe sein höchstes Ziel, sich und seine Familie anständig zu unterhalten, ein sorgenfreies Alter zu sichern, und mit der Beruhigung einer höhern Bestimmung zu folgen, daß es seinen Erben wohl ergehen werde, wenn sie in seinem Geiste fortleben.

Mit Bedauern muß hier bemerkt werden, daß unter den bisher Eingewanderten sich nur Wenige eines erträglichen Schicksales erfreuen. Es wäre ungerecht, dem Lande, den Eingebornen oder jenen Männern alle Schuld beizumessen, welche von der Regierung besonders beauftragt waren, für das Wohl der Colonien Sorge zu tragen. Es trifft die Mitglieder derselben, so wie die für sich Lebenden der gerechte Vorwurf, daß sie zum Theile selbst die Urheber ihres Mißgeschickes sind.

Bevor darüber ausführlicher gesprochen wird, scheint es zweckmäßig, den Leser mit jener Gegend Brasiliens etwas genauer bekannt zu machen, in welcher bisher die europäischen Auswanderer größtentheils landeten, und sich vorzugsweise häuslich niederließen, — dieß ist die Hauptstadt Rio-de-Janeiro, 22° 54′ südlicher Breite und 43° 3′ westlicher Länge, der Sitz der Regierung, des bedeutendsten Handels, und die Provinz desselben Namens.

II.

Ankunft im Hafen von Rio-de-Janeiro. — Erster Eindruck bei der Landung in der Stadt. — Verhalten des Fremdlings.

Der Ankömmling, in dessen Seele auch nur ein Funke von Gefühl für die Schönheit der Natur glimmet, theilt gewiß bei der Einfahrt in die Bai von Rio-de-Janeiro die Empfindungen, mit welchen uns so viele Reisebeschreiber mit würdiger Begeisterung bekannt gemacht haben. Nie wird der Griffel des Dichters oder der Pinsel des Künstlers die mannigfaltigen und herrlichen Aussichten, welche das Auge des staunenden Fremdlings gleich überraschen und entzücken, ganz so wiedergeben, wie die Natur sie vor seinen Blicken entfaltet; Uebertreibung ist hier unmöglich, und der Phantasie bleibt nichts zu thun übrig.

Wer die Ueberfahrt von Europa aus eigenen Mitteln bestritt, kann sich ungehindert, und nachdem er sich den üblichen Formalitäten der gesundheit- und polizeilichen Visite unterworfen, ausschiffen; nicht so jene Colonisten, deren Ueberfahrt die Regierung bezahlte; diese bleiben nach ihrer Ankunft noch ein Paar Tage am Schiffe, bis ihr Führer alles mit der Regierung über ihren Transport zu Verhandelnde abgemacht hat, dann werden sie ausgeschifft, und nach einer der Hauptstadt gegenüber liegenden Bai (Braya grande), in öffentlichen Gebäuden untergebracht, ihnen ein Commissair beigegeben, der bis auf Weiteres für ihre Verpflegung zu sorgen hat, und woselbst sie so lange bleiben, bis die Regierung ihnen entweder nahegelegene Ländereien anweiset, oder sie in andere Provinzen des Reiches, zur Gründung oder Vergrößerung einer bereits bestehenden Colonie weiter sendet. Wer nicht zu diesen Auswanderern gehört, wird von einem Boote der Mauth (Alfandegá) nebst seinen sämmtlichen Effecten vom Schiffe abgeholt, nach den Gebäuden der ersteren gebracht, dort untersucht, und von einem Soldaten

nach der Polizei geführt, woselbst er seinen Paß vorzeiget und angibt, ob er sich in der Stadt oder im Innern des Landes aufzuhalten gedenkt. Nachdem dieser von seinem resp. Consul als gültig anerkannt wurde, wird ihm eine Aufenthaltskarte zugestellt.

Es bedarf wohl keiner Betheurung, daß jeder Reisende Brasiliens Hauptstadt mit eigenen Gefühlen und Erwartungen betritt, welche aber im Augenblicke seiner Landung ganz gewaltig herabgestimmt werden. Rio-de-Janeiro hat seit der Ankunft des verstorbenen Königs einen Theil seiner Originalität verloren; die große Zahl der Europäer, welche denselben nach Brasilien begleiteten, und der freigegebene Aufenthalt für die Fremden aller Nationen, hat die Bewohner dieses Landes mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des gebildeten Europäers bekannt gemacht, Sitten und Gebräuche geändert, und der Stadt so ziemlich ein europäisches Ansehen gegeben. Der Anblick unzähliger Neger und Menschen von allen Farben, die verschiedenen Sprachen und Trachten der Matrosen der entferntesten Nationen, das wahrhaft Cannibalische Gebrülle der ersteren, welche unfähig sind, irgend eine Arbeit ohne dasselbe zu verrichten, der empörende Anblick ihrer öffentlichen Züchtigung, das durchdringende Knarren schwerfälliger Ochsenkarren, der Mangel an Reinlichkeit, und so manche für sein Auge neue Gegenstände, erinnern ihn nur zu lebhaft, daß er von der Heimath sehr fern ist. Es wird dem Fremdlinge empfohlen, sich sogleich nach dem besten Gasthause zu erkundigen, dort mit dem Wirthe einen Accord für Wohnung und Unterhalt zu schließen, und täglich zu bezahlen. Die Wirthe sind im Allgemeinen gegen Fremde etwas mißtrauisch, welches man ihnen bei der großen Anzahl Abenteuerer, welche die Gasthäuser wirklich brandschatzen, daselbst flott leben, und sich häufig ohne Bezahlung entfernen, nicht verübeln kann; ein ordentlicher Gast, auf dessen Bezahlung sie mit Sicherheit rechnen können, wird daher mit der größten Auf-

Erstes Buch.

III.

Rio-de-Janeiro.

Stadt und Umgebung. — Bauart. Oeffentliche Plätze und Gebäude. — Polizei. — Lehranstalten und öffentlicher Unterricht. — Einwohner. — Religion. — Charakter. Sitten und Gebräuche. Kleidung und Lebensweise. — Geselliger Umgang. — Hofleben.

Die Lage der Stadt, von drei Seiten mit hohen Bergen umgeben, nördlich durch eine befestigte Insel (Ilha das Cobras) beschützt und vertheidigt, östlich von einem großen Sumpfe begrenzt, mit dessen Austrocknung man sich beschäftigt, ist nicht die beste und gesundeste; oft wird dadurch der freie Wechsel der Winde gehemmt; wenn aber der sonst regelmäßig um Mittag kommende Seewind einmal ausbleibt, so steiget die Hitze, besonders im hohen Sommer, zu einem ungewöhnlichen, fast unerträglichen Grade. Die Straßen sind eng, aber regelmäßig gebaut; die Häuser meistens einstöckig, und größtentheils der Untertheil für Gewerbtreibende und Verkaufende aller Art eingerichtet; mehrere Straßen sind ausschließlich von einzelnen Gewerben bewohnt, so daß man nach einer kurzen Wanderung fast Allen begegnet, welche sich in den Hauptstädten Europa's aufhalten*). Größere Gebäude sind von fremden Kaufleuten bewohnt, deren reiche Waarenlager den Fremdling überzeugen, daß hier Bedürfniß und Luxus leicht befriedigt werden können. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: der kaiserliche Pallast, mehr seiner schönen Lage, als seiner Bauart wegen; das Museum, dessen Reichthümer an naturhistorischen Sel-

*) Es ist auffallend, daß Gewerben, wie Kupferschmieden, Seifensiedern, Lichtziehern, ja selbst Feuerwerkern, der Aufenthalt in den volkreichsten Straßen der Stadt erlaubt wird. Der Lärm, welchen der ersteren geräuschvolles Handwerk, wie der oft unausstehliche Geruch, welchen das der letzteren in der ganzen Straße verbreitet, ist für die Nachbarn nicht minder beschwerlich, als der beständig drohenden Feuersgefahr wegen beunruhigend.

tenheiten man aufzustellen und zu ordnen beschäftigt ist; die Misericordia für Kranke und Gebrechliche; die Bibliothek; die sehenswerthen Gebäude der Mauth; das Arsenal; viele schöne Kirchen von moderner Bauart, und das Nationaltheater.

Die Hauptstadt ist allenthalben von schönen Landhäusern und Gärten umgeben, deren romantische Lage und herrliche Aussicht nichts zu wünschen übrig läßt; sie sind größtentheils von den Gesandten auswärtiger Mächte und von fremden Kaufleuten bewohnt, welchen es gelungen ist, manche heißen Ländern eigenthümliche Unbequemlichkeiten zu beseitigen, und ihren Wohnungen alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten zu verschaffen. Natürlich ist dieß sehr kostspielig, da nicht allein die Hausmiethe beträchtlich ist, sondern auch eine Menge Equipagen, Reitpferde und ein Troß von Dienern und Sklaven erfordert werden. Einige öffentliche Plätze sind zwar schön gelegen, und von bedeutendem Umfange; da sich aber auf denselben nicht ein einziger schattengebender Baum befindet, so tragen sie sehr wenig zur Annehmlichkeit der Bewohner Rio's bei. Der Passeio publico, ein an der südlichen Seite der Stadt angelegter Garten, von den Wellen des Meeres bespült und von der Seeluft angenehm erfrischt, mit einer bezaubernden Aussicht über die ganze Bai und die majestätische Einfahrt in den Hafen, gewährte den Einwohnern nach überstandener Tageshitze einen köstlichen Erholungsplatz, würdig, Morgens und Abends von Spatziergängern angefüllt zu seyn, würde man nicht auch hier gewöhnlich auf die unangenehmste Weise vertrieben. Dieser Umstand und die unbeschreibliche Unreinlichkeit an den verschiedenen Prayas (Baien), den Landungsplätzen für alle Fahrzeuge, welche Waaren und Lebensmittel zur Stadt bringen, und woselbst letztere zum Verkaufe aufgehäuft werden; die Gewohnheit, trotz polizeilicher Verordnungen, zu allen Zeiten des Tages den Unrath der Häuser gerade hier ausleeren zu lassen, ein Unfug, der so leicht abzustellen wäre, leitet

faſt zur Vermuthung, daß das Geruchsorgan der Portugieſen und Braſilianer verſchieden von jenem anderer Völker ſey.

Die öffentliche Sicherheit wird ſelten gefährdet. Von einem Morde zu hören, iſt ein außerordentliches Ereigniß, und findet nur unter den Negern Statt, welche die Ausbrüche ihres Zornes oder ihrer Eiferſucht zuweilen mit Meſſerſtichen begleiten. Die Straßen ſind Tag und Nacht mit Patrouillen von Polizeiſoldaten angefüllt; ſie haben beſonders den Auftrag, geheime nächtliche Zuſammenkünfte aufzuſpüren, und allen Perſonen, bei welchen ſie Meſſer oder andere Waffen muthmaßen oder finden ſollten, dieſe abzunehmen. Bei dieſer Unterſuchung, welche ſie gewöhnlich nur des Nachts und an Einzelnen vornehmen, geht ihr Eifer häufig ſo weit, daß ſie ſich zuweilen alles Metalls bemächtigen, welches der nach Hauſe Gehende zufällig bei ſich trägt.

Seit der Ankunft des Königs von Portugal wurde auf wahrhaft väterliche Weiſe für die Errichtung öffentlicher Lehranſtalten geſorgt. Es wurden Seminarien errichtet, eine chirurgiſche Schule geſtiftet, und Lehrſtühle für Naturgeſchichte, Mineralogie und Ackerbau eröffnet. Die Jugend, zum Kriegsdienſte beſtimmt, erhält Unterricht in der Militairakademie; und ſeit dem Jahre 1820 beſchäftigt man ſich mit der Errichtung einer Landesuniverſität, um den Eingeborenen die koſtſpielige Reiſe nach Portugals Hochſchule (Coimbra) zu erſparen. Die Akademie der Künſte wird in Thätigkeit treten, ſobald die erforderliche Anzahl ausländiſcher Profeſſoren ſich eingefunden haben wird. Es iſt nicht zu leugnen, daß die gewiß wohlthätigen Abſichten der Regierung von dem Volke nicht hinlänglich gewürdigt werden; daß ſie aber auch den gegenwärtigen Bedürfniſſen deſſelben keineswegs angemeſſen ſind. Der Braſilianer hat noch immer zu viel Sinn für Bequemlichkeit und zu wenig für Künſte und Wiſſenſchaften; es fehlt ihm jene Energie, welche er-

forderlich ist, um sich mit ernsten, angestrengtes Denken erfordernden Gegenständen zu beschäftigen; und es wäre ohne Zweifel zweckmäßiger, zuerst der Errichtung guter Volksschulen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so die Jugend zu einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung allmählig vorzubereiten.

Rio-de-Janeiro hat seit neunzehn Jahren außerordentlich an Umfang und Bevölkerung zugenommen, welche nach einer Zählung in der Mitte dieses Jahres 180,000 Seelen betrug, wovon 30,000 Weiße und von diesen 10,000 Fremde, 70,000 farbige Leute und 80,000 Negersklaven sind. Durch die verschiedene Mischung der Europäer mit den ursprünglichen Einwohnern und den Negern, und dieser wieder unter sich, sind eine Menge Racen entstanden, welche sich durch Farbe und Gesichtsbildung auffallend von einander unterscheiden. Man theilt sie auf folgende Weise ein: in Portugiesen rein europäischen Ursprunges (Portuguezes oder Filhos do reino), in Eingeborene von diesen abstammend (Brazileiros), in Abkömmlinge von Weißen und Negern (Mulatos), von Weißen und Indiern (Mamaluccos), von Negern und Indiern (Caribocos), von Mulaten und Negern (Cabras), in Ureinwohner, noch uncivilisirt (Indios, Gentios, Tapujas, Bugres), in civilisirte Indier (Caboclos), in Neger, in Brasilien geboren (Creolos), in afrikanische Neger, von der Küste kommend (Negros novos, Muleccos).

Die herrschende Religion ist die römisch-katholische; gegen die übrigen Secten wird die höchste Toleranz ausgeübt, und obwohl die Eingeborenen den vermeintlich irrigen Glauben derselben mit Bedauern ansehen, so sind sie doch weit entfernt, sie zu hassen oder zu verfolgen. Der öffentliche Cultus, aus lärmenden Kirchenfesten *),

*) Es ist zum Erstaunen, daß weder die Regierung, noch die Geistlichkeit mehrere der bisher üblichen abgeschafft. Um z. B. das

häufigen Processionen und manchmal etwas heidnischem Kirchenpompe bestehend, dient weit mehr zur öffentlichen Unterhaltung, als zu wahrer Erbauung des Gemüthes. Ein Drittheil des Jahres wird mit solchen Festen ausgefüllt, welche stets nach Untergang der Sonne ihren Anfang nehmen; die Kirchen, durch reiche Gaben der Gläubigen in den Stand gesetzt, keinen Aufwand zu ihrer

---

Fest des heiligen Geistes mit Pomp und großem Aufwande feiern zu können, wird vor und während desselben vor den Kirchenthüren eine Versteigerung von Hühnern, Kalikutten, Schweinchen, Brod und Käse an die Meistbietenden gehalten; ein Kirchendiener übernimmt dabei die Rolle des Hanswurst, und preiset mit belustigenden Einfällen die Güte und den für Körper und Seele gleich heilsamen Erfolg bei dem Genusse der zu versteigernden Gegenstände. Oeffentliche Ankündigungen*) laden die Bewohner der Hauptstadt zu diesem Feste ein. Eine zahllose Menge versammelt sich auf dem freien Platze vor der Kirche, woselbst Musikchöre und Pechpfannen aufgestellt sind. Die Versteigerung wird mit großem Erfolge fortgesetzt, denn es gehört zum guten Tone, die erwähnten Hühner ꝛc. hoch hinaufzutreiben. Während dieser Zeit hat sich das Publicum die großen Anstalten zu einem Feuerwerke und papierenen Luftballon, mit ungeduldiger Erwartung anstaunend, allenthalben gelagert; Negersklaven schleppen von allen Seiten Lebensmittel herbei, und die Viola ertönt zum Tanze ermunternd, bis das Zeichen zum Abbrennen des Feuerwerkes erfolgt. Ein allgemeines Viva o Divino Espirito Sancto! folgt den ersten aufsteigenden Raketen und der Beifall der jauchzenden Menge dem Schlusse des Feuerwerkes und Festes. —

*) Zum Belege obiger Erzählung folgt hier ein Auszug aus dem Diario von Rio-de-Janeiro am 31. Mai 1827:

„O Procurador da Irmandade do Divino Espirito Sancto da Lapa do Desterro, annuncia ao respeitavel Publico, que no dia Domingo 3 de Junho dia do mesmo Divino, ha de subir huma grande Machina ao 8 ou 9 horas da noute, que o mesmo Publico perderá de vista, et na Segunda feira subirá outra de differente modello, e na Terça feira havera hum lindo fogo de artificio de differentes vistas, se o tempo dar lugar.“

Wörtliche Uebersetzung: „Der Vorsteher der Brüderschaft des heiligen Geistes der Lapa do Desterro, kündigt dem achtungswerthen Publicum an, daß am Sonntage, 3. Juni, als dem Feste desselben Göttlichen, um 8 oder 9 Uhr Nachts eine große Maschine aufsteigen und dem Publicum aus dem Gesichte verschwinden wird; und daß am Montage eine andere von verschiedener Form nachfolgen, am Dienstage aber ein schönes Feuerwerk mit verschiedenen Ansichten Statt haben wird, wenn das Wetter es erlaubt.“ —

feierlichen Ausstattung zu scheuen, scheinen sich gegenseitig durch lärmende und prunkvolle Ankündigungen des Festes überbieten zu wollen; prasselnde Feuerwerke, brennende Holzhaufen und Pechpfannen vor den Kirchenthüren aufgestellt, verbreiten weit umher Licht und Rauch; von allen Seiten wogt die Menge, festlich gekleidet, der Kirche zu; auf allen Gesichtern glänzt Freude. Das schöne Geschlecht, während der Dauer des Tages für Jedermann unsichtbar, erscheint nun in langen Zügen feierlich einherschreitend, kostbar gekleidet, von Sklavinnen umgeben und von der männlichen Jugend erwartet und begrüßt. In der Kirche empfängt die Andächtigen muntere Kirchenmusik, und der Glanz von unzähligen Lichtern, worauf der Gottesdienst beginnt, und mit Geräusch, Feuerwerk und dem Jubel der nach Haus zurückkehrenden Menge, welche dem kommenden Feste mit freudiger Erwartung entgegen sieht, endet. Daß diese Art von Gottesverehrung dem Denkenden nicht genügen kann, ist natürlich; da aber Niemand bedacht ist, den großen Mängeln des öffentlichen Gottesdienstes abzuhelfen, so bemerkt man mit Bedauern, wie die Religion der jüngeren Generation in dem grellsten Indifferentismus, von den sogenannten Gebildeten „Aufklärung" genannt, bestehet. Der Einfluß dieses Mangels an wahrer Religion auf Charakter, Grundsätze und Sitten der Nation kann nur nachtheilig seyn. Man möchte fast behaupten, die Bewohner Brasiliens hielten es für überflüssig, jenen Ansichten von Recht und Tugend zu huldigen, ohne welche sich kein Bestehen und Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft denken läßt. Ohne daher bös zu seyn, oder absichtlich schlecht zu handeln, verfallen sie dennoch in eine Menge Fehler, welche die öffentliche Meinung in unserm civilisirten Welttheile streng beurtheilen und richten würde. Klima und Lebensweise, welche, wie es scheint, manchen Naturtrieb, der eigentlich bis zur gänzlichen Entwickelung des Menschen schlummern sollte, zu früh wecken; das böse Beispiel, welches

die Jugend allenthalben vor Augen hat; der Leichtsinn der Aeltern endlich, tragen wohl das Meiste bei, daß die Annäherung der beiden Geschlechter zu früh erfolgt, und die abgelebten jugendlichen Gestalten, der Mangel jenes kühnen Feuers, welches dem Jünglinge so schön steht, nur zu sehr auf den blassen und leblosen Gesichtern der städtischen Jugend bemerkt wird. Welchen Einfluß diese frühzeitige Entnervung, diese fortgesetzte Ausschweifung auf ihren Charakter und Geist haben muß, wird die künftige Geschichte Brasiliens zeigen. —

Der Charakter eines ganzen Volkes kann nur bei wichtigen Ereignissen gewürdiget und beurtheilt werden; die beste Zeit hierzu war ohne Zweifel jene, als sich Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal erzwang. Diese Revolution ging von Rio-de-Janeiro aus, aber ihre Urheber waren nicht die Bewohner dieser Provinz. Von diesen ist keine energische Unternehmung zu erwarten. Sie theilen zwar insgesammt die Ansichten ihrer südamerikanischen Nachbarn, sind aber weit entfernt, durch Anstrengungen, welche sie ihrer Bequemlichkeit entreißen könnten, oder durch Handlungen, welche die Aufopferung ihres Vortheiles erfordern, zur Befriedigung dieses allgemeinen Wunsches kräftig beizutragen. Die Bewohner des Landes, deren Begriffe zu beschränkt sind, um ihren bessern Einsichten folgend, sich zu irgend einer Partei zu schlagen, werden bei den politischen Ereignissen Brasiliens nie eine Rolle spielen. Die Hauptstadt des Landes aber, so volkreich sie auch ist, kann von ein Paar Regimentern, von einem entschlossenen Manne befehligt, vollkommen im Zaume gehalten werden.

Die Gebräuche der Bewohner großer Städte sind fast überall dieselben. Die Portugiesen, als Entdecker und Herren dieses Landes, haben die ihrigen hier einheimisch gemacht. Das Bestreben, reich und vornehm zu erscheinen, ist ein hervorstechender Zug des Charakters der Eingeborenen; daher auch diese große Menge schön gekleide-

ter Menschen, diese Unzahl von Orden, Sternen und Bändern, für deren Erlangung sie jedes Opfer bringen, so daß Mancher einen Theil seines Lebens zu Hause mit seiner Familie darbet, um öffentlich mit einem Orden und einem Livreebedienten hinter sich erscheinen zu können. Die steife Höflichkeit, das Abgemessene ihres Benehmens und Tones gegen Höhere oder Niedere, die Mühe, ihr Gesicht nach Umständen in die Falten süßer Freundlichkeit oder erkünstelter Theilnahme zu legen, der wesentlichste Theil ihrer Erziehung, entfernen von ihrem Betragen jene Biederkeit und Urbanität, welche sich sehr gut mit dem feinsten Tone vereinigen lassen, und sind zuverlässig eine Hauptursache der wenigen Annäherung zwischen ihnen und den hier ansässigen Fremden. Die Weiber und Töchter der Brasilianer können nur bei besonderen Gelegenheiten mit Anstand am Tage in den Straßen erscheinen; in ihren Wohnungen sitzen sie dafür größtentheils unbeschäftigt auf Strohmatten, und geben von hier aus mit kreischender Stimme, oft aus Trägheit der Sklavin unverständliche Worte zurufend, ihre Befehle; manchmal bringen sie durch eine empfindliche Züchtigung derselben, welche sie mit vieler Ruhe eigenhändig vornehmen, einigen Wechsel in die Einförmigkeit ihres Lebens, worauf sie, zu neuer Ruhe niedersitzend, wieder einige Stunden mit Nichtsthun zubringen. Mehr Emsigkeit bemerkt man, wenn sie sich mit ihrer Toilette beschäftigen. Die Aufziehung und Ausbildung ihrer Kinder kümmert sie keineswegs. Hat das arme Geschöpf das Licht der Welt erblickt, so wird es einer schwarzen Amme übergeben, die man miethet, ohne sich viel um ihren Charakter und ihre Gesundheit zu bekümmern. Versiegt die Quelle der Nahrung in ihrer Brust, wird das Kind den übrigen Negerinnen des Hauses überlassen, wächst, von ihnen erzogen, auf, sich in Nichts von denselben unterscheidend, als seiner weißeren Gesichtsfarbe und der hohen Meinung von seiner Persönlichkeit, der einzigen Lehre, die es von Vater und Mutter erhält.

Ertönt aber der Klang der Viola, auffordernd zu dem Lieblingstanze der Brasilianer, der wollüstigen Batucca, oder dem zierlichen Contretanze, dann erscheint das Mädchen oder Weib wie von einem unbekannten Feuer beseelt; alle Theile des Körpers bewegen sich mit Leichtigkeit und Anmuth, und das Auge blitzt und verkündigt besser als Worte die Gefühle, welche in diesem Augenblicke den Körper durchbeben. Es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, alle brasilianischen Mädchen oder Frauen in diesem Bilde geschildert zu haben; es gibt auch unter ihnen tugendhafte Hausfrauen, zärtliche Mütter, edle und, so viel es ihre Erziehung erlaubt, gebildete Mädchen. Die Wohnung des Brasilianers ist durch Gesetz und altes Herkommen zu einem heiligen, unverletzbaren Asyle erhoben, Niemand kann dieses ohne Erlaubniß des Hausbesitzers betreten; an der Thür angekommen, kündigt man sich daher durch ein- oder zweimaliges Händeklatschen vernehmlich an, fragt bei der sogleich erscheinenden Person nach dem Herrn, niemals nach der Frau vom Hause; wird, wenn dieser sich daselbst befindet, und nachdem sich das weibliche Personal in die inneren Zimmer zurückgezogen hat, zum Eintritte in das Haus und die Wohnstube eingeladen, und hierauf mit einer Menge von übertriebenen Ceremonien empfangen, die ja nicht unerwiedert bleiben dürfen, wenn man für einen Mann von guter Erziehung gelten will. Nur sehr gute Bekannte reichen sich die Hand, häufiger finden Umarmungen Statt, von Betheuerungen unendlicher Ergebenheit und Bereitwilligkeit, alle nur möglichen Dienste zu erweisen, begleitet. Es wird nach englischer Sitte für unanständig gehalten, wenn Männer sich küssen. Jedem freien Manne, selbst dem Bettler, gebührt der Titel Senhor; Leuten von Vermögen oder mit einem Orden geziert, öffentlichen Beamten und den Geistlichen gibt man im Gespräche Vossa Signoria, den Frauenzimmern, ohne Unterschied des Standes, Senhora Donna, worauf sie außerordentli-

chen Werth legen, und die Vernachlässigung dieser Höflichkeit nicht leicht verzeihen. —

Der Luxus in Kleidung und Wäsche ist außerordentlich, und lastet auf Manchem, der von seinem spärlichen Gehalte leben muß, sehr schwer; da aber in diesem Lande ganz und gar von dem Rocke auf den Mann geschlossen wird, so würde man sich wesentlich in der öffentlichen Meinung schaden, wollte man sich weniger elegant, als andere Leute seines Standes kleiden. Es herrscht in Rio-de-Janeiro durchaus keine Landestracht mehr. Uebrigens ist es seit der Ankunft des verstorbenen Königs von Portugal Sitte und Ton geworden, bei einer gewöhnlichen Hitze von 25° bis 26° Rm. in schwarze Tuchkleider und große Halsbinden eingehüllt zu braten, und seinen Kopf mit einem Filzhute zu bedecken, dessen Rand eine mittelmäßige Nase kaum beschattet*). Kommt man nun erschöpft und in Schweiß gebadet nach Hause, so werden oft unvorsichtigerweise bei offenen Thüren und Fenstern die Kleider abgeworfen; die zu schnelle Abkühlung erzeugt das hier so gefährliche Zurücktreten des Schweißes und augenblickliche oder spätere Krankheiten. Jeder klagt übrigens über die Last des Kleiderzwanges, und obwohl der Kaiser von Brasilien hier und da selbst mit einer Jaquette gesehen wird, so hat doch Niemand den Muth, in derselben über die Straßen zu gehen, aus Furcht, man möge ihn nicht mehr als einen Gentleman erkennen.

---

*) Vor der Ankunft des Königs kleidete man sich in leichte ostindische Zeuge, und bedeckte den Kopf mit einem leichten großen Strohhute; hatte man Besuche bei Vornehmeren zu machen, so wurde die Eleganz des Anzuges durch feinere und kostbarere Zeuge erhöhet. Als nun der König hier anlangte, machten denselben einige speculative Köpfe aufmerksam, wie unschicklich es sey, die Straßen der königlichen Residenzstadt (woselbst der König nie wohnte) mit Menschen angefüllt zu sehen, die in Jacken und Strohhüten einhergingen; da man dieß einsah, so wurde diese zweckmäßige, für das Klima so sehr passende Tracht mit einem Interdicte belegt, wobei sich denn die englischen Tuchmanufacturen sehr gut befanden. —

So unterwirft sich der Mensch allenthalben der Tyrannei des Herkommens und der Mode, und opfert manchmal den Launen eines verstandlosen Zierbengels oder der Industrie eines geschickten Schneiders seine Bequemlichkeit und oft seine Gesundheit auf. Die Tracht der Frauenzimmer aller Stände ist dieselbe, gewöhnlich aus Kleidern von schwarzer Seide bestehend, mit äußerst hoher Taille, Strümpfe und Schuhe von ähnlichem Stoffe, meistens ohne Schnürbrust, den Kopf gewöhnlich unbedeckt und die kurzen und etwas struppigen schwarzen Haare so viel möglich gelocket. An besonders hohen Festtagen gehört es zum guten Tone, sich in die Farben des Landes zu kleiden. Da diese nun Gelb und Grün sind, die Gesichtsfarbe der Schönen aber auch in genauester Verwandtschaft mit ersterer steht, so nehmen sich an solchen Tagen dieselben nicht ganz besonders vortheilhaft aus. Mehrere fangen bereits an; sich nach der neuesten französischen Mode zu kleiden. Der gebildete Europäer darf durchaus nicht befürchten, durch die oft unwiderstehlichen Zerstreuungen großer Städte in seinen Meditationen und seiner gewöhnlichen Lebensweise während seines Aufenthalts in Rio-de-Janeiro gestört zu werden; es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, woselbst der augenblicklich Unbeschäftigte eine größere Langweile auszustehen hätte, als hier; Eingeborene und Fremde wetteifern in Ungeselligkeit, und dem wackern Deutschen bietet sich nicht einmal ein erträgliches Kaffeehaus an, wo er, sein Pfeifchen schmauchend, vielleicht ein Paar Bekannte antreffen oder erwerben könnte. Sehr erfreulich ist daher das Daseyn eines Vereines gebildeter Männer aller Nationen, von seinen ersten Stiftern Germania genannt, woselbst man von jedem Mitgliede desselben eingeführt werden kann; man findet in dem schönen Locale des Vereines die besten in- und ausländischen Zeitungen und die neuesten Zeitschriften, eine allerliebste kleine Bibliothek, und kann, auf die gegenseitige Unterhaltung merkend, schon nach einigen Besuchen von

den täglichen Courantpreisen des Zuckers, Kaffee's und anderer Artikel unterrichtet werden. —

Es hält außerordentlich schwer, und bedarf vorzüglicher Empfehlungen, um in portugiesischen oder brasilianischen Familien Eintritt zu finden; wird man nichtsdestoweniger mit einigen bekannt, so muß man sich auf die größte Langeweile gefaßt machen, denn außer einigem Geklimper auf irgend einem verstimmten Claviere, ein Paar Rossinischen Arien und besagten Tänzen läßt sich keine weitere Unterhaltung denken. In höheren Cirkeln wird die Zeit mit Kartenspielen zugebracht; der Aufenthalt der Gesandten und ihrer Suite wird zuverlässig auf das Vortheilhafteste auf den geselligen Ton und die geistige Bildung der höheren Stände wirken. Das Theater, ein schönes, sehr geräumiges und geschmackvoll decorirtes Gebäude, wird an Sonn- und Feiertagen ziemlich besucht. Es werden wegen Mangel des erforderlichen Personals nur einzelne Arien aus großen Opern vorgetragen, — barbarische Leistungen für das musikalische Ohr des Deutschen. Das tanzende Personal, aus Paris verschrieben, ist gut und erfreut sich jederzeit des rauschenden Beifalles der Menge.

Die Brasilianer sind keine besonderen Freunde von Spatzierengehen; wer Bekannte auf dem Lande hat, besucht diese höchstens ein Mal des Jahres; denn solche Landpartien sind wegen der großen Menge von Sklaven und des überflüssigen Gepäckes, ohne welches sie sich nirgends zeigen, weil sie ihrem Range etwas zu vergeben fürchten, sehr kostspielig. Dem Europäer und Freunde der Natur empfiehlt man die Umgegend der Hauptstadt, so oft es seine Geschäfte erlauben, zu besuchen; denn wenn er auch etwas weit gehen muß, ehe die Häuser der Stadt in seinem Rücken liegen, so wird er doch dafür allenthalben durch die bezaubernden Aussichten reichlich belohnt. Ruht dann des einsamen Wanderers Blick, von jenen Anhöhen aus, welche sich längs der Stadt hin er-

ſtrecken, auf der herrlichen Bai und ihrer majeſtätiſchen Umgebung; unter ihm die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die Fläche des nur ſchwach bewegten Binnenwaſſers mit den Schiffen aller Nationen, und mit unzähligen kleinen Fahrzeugen bedeckt, welche den Schlag der Ruder, mit ihrem Geſange begleitend, nach allen Richtungen hineilen; und er gewahrt auf einer andern Seite ein mächtiges Kriegsſchiff, welches, eben durch die prächtige Einfahrt kommend, rechts und links die Hafenforts mit dem Donner ſeines furchtbaren Geſchützes grüßet, und ſo ſtolz und ruhig einherſchwimmt, als forderte es einen Welttheil zur Uebergabe auf; und draußen brauſt der unüberſehbare Ocean, deſſen dunkle Wellen ſich ſchäumend und mit donnerndem Getöſe an der felſigen Küſte brechen: wahrlich! wenn all' dieſes Große und Schöne auf des Fremdlings bewegte Bruſt einſtürmet, ſo kann er auf einen Augenblick vergeſſen, daß gerade dieſes unermeßliche Gewäſſer die mächtige Scheidewand iſt, die ihn von ſeinem Vaterlande und ſeinen Lieben trennt.

Andere Gefühle bemächtigen ſich ſeiner, wenn bei eintretender Nacht der Mond ſeinen Zauber über die Gegend verbreitet. Allmählig erleuchtet ſich die Stadt; die Balſamdüfte des nahen Waldgebirges, von leichten Zephyren hergetragen, erfüllen die Luft; die Sterne, mit unendlichem Glanze am Firmamente prangend, ſpiegeln ſich in den ſanftbewegten Wellen des Meeres, und nur die hellen Töne der Cicaden und Grillen unterbrechen die feierliche Stille der Nacht. Der Wanderer, die Bruſt mit ſüßer Schwermuth erfüllt, gedenkt dann mit Sehnſucht der Heimath, und kehrt mit dem Wunſche nach Hauſe, mit den Geliebten ſeines Herzens den Genuß einer ſolchen Nacht theilen zu können.

Als der verſtorbene König von Portugal ſeine europäiſchen Staaten verließ, ſchifften ſich die erſten und angeſehenſten Perſonen des Hofes, ſeine Flucht nach Braſilien theilend, auf den engliſchen Schiffen ein, welche be-

auftragt waren, dieſen Fürſten während der Reiſe zu begleiten; mehr als 15,000 Perſonen landeten in Rio-de-Janeiro, und der König ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, ſich in ſeiner neuen Reſidenz mit demſelben Glanze zu umgeben, wie in ſeiner Hauptſtadt Liſſabon. Bei der ſpäter erfolgten Rückkehr in ſeine europäiſchen Staaten verließen dieſelben Perſonen und ein großer Theil der angeſehenſten Portugieſen Braſilien wieder, und es blieben ſo wenige hoffähige Leute zurück, daß ſich der neue Kaiſer Don Pedro genöthigt ſah, aus den wohlhabenſten Bewohnern der Hauptſtadt, ohne Berückſichtigung ihres Herkommens, die mangelnden Hofchargen zu erſetzen, wodurch allerdings der Glanz ſeines Hofes etwas verlor. Im Allgemeinen lebt der Kaiſer ſehr zurückgezogen und größtentheils auf der eine Stunde von der Stadt gelegenen Quinta St. Chriſtovão; dort ſucht derſelbe ſo viel als möglich Alles von ſich zu entfernen, was ihn an die Bürde ſeines hohen Ranges erinnert, und gefällt ſich, mit der Ruhe eines Privatmannes die Freuden des Landlebens zu genießen. Man kann demſelben faſt täglich, von ſeiner älteſten Tochter, der Königin von Portugal, zu Pferde begleitet, in einfacher bürgerlicher Kleidung von wenigem Gefolge umgeben, in der Umgegend Rio's begegnen. An Tagen, welche zum Handkuſſe beſtimmt ſind, kommt der Kaiſer, von der prächtigen Ehrengarde begleitet, zur Stadt, wird in den Hallen ſeines Pallaſtes von den Hofchargen, dem Militair, den Beamten und der Geiſtlichkeit knieend empfangen, und in den Audienzſaal begleitet, woſelbſt jedem, der ſich nahet, die Hand zum Kuſſe gereicht wird.

An Audienztagen iſt jedem freien Manne, ohne Unterſchied des Standes, erlaubt, vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und ſein Anliegen vorzubringen. Nach vollendeter Ceremonie begibt ſich derſelbe wieder nach ſeinem Luſtſchloſſe. Auch dort ſind Tage beſtimmt, an welchen Jedermann vor den Kaiſer gelaſſen wird; Fremde, welche ſich ſeiner Perſon nahen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, oder

welche demſelben öffentlich begegnen, ſind nicht genöthigt, niederzuknieen und ſeine Hand zu küſſen; den Eingebornen aber iſt dieß unerläßliche Pflicht.

IV.

Klima- und Witterungsbeobachtungen. — Einwirkung derſelben auf den Fremden. — Krankheiten und Vorbauungsmittel.

Die Stadt hat, wie ſchon erwähnt wurde, nicht die geſundeſte Lage, und die Hitze iſt ohne Vergleich drückender und anhaltender, als auf dem Lande; in den übrigen Theilen der Provinz, welche größtentheils gebirgig ſind, iſt die Luft rein und die Hitze, wenn man allmählig an dieſelbe gewöhnt iſt, erträglich. Auf den höher liegenden Gegenden iſt das Klima mild und zur ſogenannten Winterzeit die Kälte ſehr empfindlich; das Thermometer drohet zuweilen unter den Gefrierpunkt zu fallen, ein Ereigniß, welches die dort wohnenden Pflanzer um ihr Zuckerrohr und ihre Kaffeebäume bringen würde. Die Temperatur der Luft iſt in dieſen nur wenige Stunden von der Hauptſtadt entfernten Gebirgsgegenden ſo ſehr verſchieden, daß Gewächſe, die in der Nähe derſelben in ihrer Vollendung prangen, dort nur verkrüppelt fortkommen, während Früchte, als Pfirſiche, Quitten u. ſ. w., welche der Landmann daſelbſt mit Erfolg ziehet, in der Ebene der Hauptſtadt durchaus nicht gedeihen. Beſonders empfindlich iſt aber der Wechſel der Temperatur nach plötzlich eintretendem Regenwetter, und die Feuchtigkeit der Luft ſo groß, daß man ſich nicht genug vor ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Geſundheit zu ſchützen vermag.

Die Witterung iſt natürlich auch in Braſilien nicht in einem Jahre, wie im andern; manches zeichnet ſich durch außerordentliche Hitze und anhaltende Trockne, man-

ches durch ungewöhnlich vielen Regen aus. Es wäre daher nöthig, die genaueſten Witterungsbeobachtungen vieler Jahre zu vereinigen, um etwas Zuverläſſiges über das Klima dieſer Provinz ſagen zu können; nichtsdeſtoweniger wird nachſtehender Auszug aus den Witterungsbeobachtungen eines Jahres (1823), welche mit großer Sorgfalt auf dem 16 Stunden von der Hauptſtadt entfernten Gute des kaiſerl. ruſſiſchen Generalconſuls, Ritter von Langsdorff, gemacht wurden, dem Leſer eine allgemeine Anſicht über daſſelbe geben. —

	Thermometer.		Hygrometer.		Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderlich mit Regen.	Regentage.	Am heiſeſten.		Am kühlſten.	Am feuchteſten.	Am trockenſten.	Anmerk.
	Grad nach Reaumur.	Minuten.	Grad nach Daltc.	Minuten.					Im Schatten.	In der Sonne.				
Januar.														
Morg. 6 U.	18	4	90	7										D. 17. um 4 U. Nachm. zeigte das Therm. in d. Sonne 37° 5′. Nachts erfolgte ein furchtbar. Gewitt. m. Platzregen.
Mitt. 12 U.	24	—	70	5										
Abends 6 U.	20	9	86	3	10	2	8	11	28	37	15	110	41	
Februar.														Die Hitze hielt mehrere Tage mit gleicher Stärke an, um Mittag ſtets 27°.
Morg. 6 U.	17	9	98	7										
Mitt. 12 U.	24	95	67	3										
Abends 7 U.	21	45	79	2	18	6	2	4	28	38	16	98	52	
März.														D. 10. um 1 U. Mtt. zeigte d. Therm. in der Sonne auf 41° 40′.
Morg. 6 U.	18		92	5										
Mitt. 12 U.	26	7	69	—										
Abends 7 U.	21	7	83	—	13	9	3	3	28	37	14	110	47	
April.														
Morg. 6 U.	16	4	96	8										
Mitt. 12 U.	23	2	71	5										
Abends 7 U.	19	8	88	—	10	10	4	6	25	31	13	96	50	
Mai.														
Morg. 7 U.	16		94	3										
Mitt. 12 U.	21	6	76	3										
Abends 7 U.	17	3	89	8	12	10	4	4	23	30	11	110	58	

Juni.	Thermometer. Grad nach Réaumur.	Thermometer. Minuten.	Hygrometer. Grad nach Delue.	Hygrometer. Minuten.	Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderlich mit Regen.	Regentage.	Am heissesten. In der Sonne.	Am heissesten. Im Schatten.	Am kühlsten.	Am feuchtesten.	Am trockensten.	Anmerk.
Morg. 7 U.	13		92	3										Der Morgen war den größten Theil dieses Mon. empfindlich kalt.
Mitt. 12 U.	19		72	3										
Abends 7 U.	15	3	87		15	7	5	4	23	29	9	110	52	
Juli.														
Morg. 7 U.	12	5	86											
Mitt. 12 U.	18	4	71	2										
Abends 7 U.	15	1	85		18	4	6	3	22	28	11	100	50	
August.														
Morg. 7 U.	12	8	96											
Mitt. 12 U.	18		74	8										
Abends 7 U.	15		89	4	9	13	7	2	21	27	10	110	55	
Septbr.														Der größte Theil d. Mon. war äußerst neblicht und feucht.
Morg. 7 U.	15	5	87	7										
Mitt. 12 U.	20		69	8										
Abends 7 U.	17		84		4	19	5	2	25	28	11	100	50	
Octbr.														Den 2. um 2 U. Nachm. d. Therm. in d. Sonne 31° 4′, d. Hygr. 50°.
Morg. 7 U.	14	2	94	4										
Mitt. 12 U.	19	2	72	6										
Abends 7 U.	17	4	92		9	4	10	8	24	31	11	100	55	
Novbr.														Der Regen strömte gleich Wolkenbrüchen herab.
Morg. 7 U.	16	3	89	8										
Mitt. 12 U.	22	4	68	7										
Abends 7 U.	18		83	2	8	8	7	7	26	29	12	100	50	
Decbr.														D. 15. stieg d. Therm. in d. Sonne a. 41°. Den 20. fiel geg. 1 U. Mtt. ein Platzregen, worauf das Therm. von 22° a. 19° u. d. Hygrom. v. 56° auf 100° ging.
Morg. 7 U.	18	2	84	4										
Mitt. 12 U.	22	4	72											
Abends 7 U.	20		83	3	15	4	8	4	30	41	12	96	42	

Die Jahreszeiten unterscheiden sich dadurch von den europäischen, daß das Frühjahr im September, der Sommer im December, der Herbst im März und der Winter im Juni beginnt. Ueber die sogenannte Regenzeit kann in der Provinz Rio-de-Janeiro durchaus nichts Bestimmtes angegeben werden. Man nimmt im Allgemeinen an, daß sie im October anfängt und im März endet; sie hält indessen keine Zeit ein; höchst selten fällt sie, wie in andern Provinzen Brasiliens, oder in andern tropischen Ländern, in den Winter, der sich hier oft durch anhaltende Trockenheit und den heitersten Himmel auszeichnet.

Es scheint in der menschlichen Organisation zu liegen, durch Veränderung des Klima's und der ganzen Lebensweise mehr oder minder zu leiden, und es gibt wohl nur wenige Europäer, welche nicht einige Zeit nach ihrer Ankunft von der ungewohnten Hitze und oft vernachlässigten Vorsicht gegen die Einwirkungen des Klima's nachtheilige Eindrücke auf ihre Gesundheit gefühlt haben sollten, von welchen sie aber ärztliche Hülfe bald wieder befreien wird. Es kann dieses kurzdauernde Uebelbefinden als ein Tribut betrachtet werden, welchen Jeder dem Klima entrichten muß, und worauf er, als ein Eingeweihter, von allen ferneren Einwirkungen desselben verschont bleibt. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind hier die Syphilis, Wassersucht, Entzündungs- und Gallfieber, ruhrartige Durchfälle, Blattern*), Leberverstopfungen, Unterleibsbeschwerden, und in sumpfigen Gegenden das Wechselfieber. Aeußere Uebel

*) Es werden zwar zwei Mal in der Woche die Kuhpocken in einem öffentlichen Gebäude der Stadt unentgeldlich eingeimpft, und man beeilt sich, Kinder und Erwachsene dahin zu bringen; da aber keine polizeiliche Controle über jene, welche sich der Vaccination aus Vorurtheil oder Trägheit entziehen, gehalten wird, auch wegen Untauglichkeit des Blatterngiftes oft keine Wirkung erfolgt, die von der Küste hergebrachten Neger aber häufig schon den Keim der Krankheit mit sich bringen, so ist das Land stets einer Blatternepidemie ausgesetzt, die von doppelt empfindlichen Folgen für das ohnehin so schwach bevölkerte Brasilien ist.

sind Augenkrankheiten, lästige, oft bleibende Geschwülste an verschiedenen Theilen des Körpers, eine Folge plötzlicher Erkältung, übermäßigen Geschlechtsgenusses und Unmäßigkeit in der cachaça (Branntwein, aus der Hefe des Zuckerrohrsaftes), endlich die Krätze*), welche besonders auf dem Lande durch den immerwährenden Genuß des getrockneten Salzfleisches manchmal bösartig wird. Gegen den größten Theil dieser Krankheiten kann sich der Europäer durch große Mäßigkeit in seiner ganzen Lebensweise**), durch Vorsicht gegen Erkältung, oder, konnte sie nicht vermieden werden, durch den augenblicklichen Gebrauch zweckmäßiger Gegenmittel, und endlich durch große Reinlichkeit, besonders den nicht genug zu empfehlenden Gebrauch der stärkenden Seebäder, so ziemlich verwahren. Dem Landmanne, welchen sein Gewerbe nöthigt, sich der Gluth der Sonne zu jeder Stunde des Tages auszusetzen, räth man, sich allmählig an dieselbe zu gewöhnen, nicht übermäßig und nicht während der Mittagshitze zu arbeiten, besonders den ihn anfangs fast verzehrenden Durst nur mit wenigem mit Wachholderbranntwein (Genebra) gemischtem Wasser zu löschen. An dieses Getränk sollte er sich überhaupt gewöhnen, da auf dem Lande kein oder äußerst schlechter und ungesunder Wein zu haben ist; man warnt wiederholt vor dem Genusse der cachaça, welche, in einiger Menge getrunken, die Gesundheit durchaus zerstört; man ist überdieß durch häufige Beispiele zu der traurigen Ueberzeugung gekommen, daß Leute, welche sich, obwohl sie höchst widerlich schmeckt, einmal an dieselbe

*) Von den Eingeborenen Sarna genannt. Mit dieser muß aber auf keinem Fall ein von selbst vergehender Hautausschlag, in Deutschland gewöhnlich rother Hund (engl. prickley Heat) genannt, verwechselt werden; es bekommt ihn ein Jeder; er gehört zu den Qualen des Landes, hat aber keine schädlichen Folgen.

**) Ein Engländer, der hier dieselbe Menge Fleisch essen, ein Russe, der dieselbe Portion Branntwein trinken wollte, die er in seinem Lande, unbeschadet seiner Gesundheit zu sich nahm, würde schwerlich lange leben.

gewöhnt hatten, sie jedem andern Getränke vorzogen, und sich täglich bis zur Besinnungslosigkeit berauschten. Mehrere der hier wohnenden Fremden tragen feinen Flanell auf der Haut, und befinden sich, ohne mehr von der Hitze zu leiden, öftern unvermeidlichen Erkältungen dadurch am besten vorbeugend, sehr gut dabei. Solchen aber, welche in Europa schon an rheumatischen Beschwerden litten, ist diese Hautbekleidung nicht genug zu empfehlen.

V.

Plage der Insecten. Schutz und Vorsicht gegen dieselben. — Schlangen. Folgen ihres Bisses. Heilmittel.

Die größte Unannehmlichkeit dieses schönen Landes ist das Daseyn unzähliger Insecten, welche zu jeder Zeit des Jahres den Menschen, besonders aber den Europäer, und von diesen den neu Angekommenen belästigen, welcher manchmal in den ersten Tagen von ihren Stichen ganz unkenntlich wird. Große Reinlichkeit in dem Hause, Entfernung aller Gegenstände, welche sie herbeiziehen könnten, und des Nachts die Lagerstätte mit einem Musquitennetze bedeckt, entfernt dieselben so ziemlich; — wo Reinlichkeit mangelt, wimmelt es von Ratten, Wanzen, Flöhen, Baratten, Musquiten und Ameisen. Am meisten gequält ist unstreitig der Landbewohner, und übte nicht auch hier die allmächtige Gewohnheit ihr Recht aus, so würde er in mancher, besonders an Insecten reichen Gegend nicht es aushalten können, denn der Stich vieler derselben ist höchst schmerzhaft, und wird oft mehrere Tage gefühlt. Der schmerzlichste ist der des Scorpions, deren es nur wenige gibt, und der des sogenannten Hundertfüßlers (cento pé), der selbst gefährlich werden kann. Gegen diesen ist das beste, von Wenigen gekannte Linderungs-

mittel, eine Bavatte zu fangen, und dieselbe auf der Wunde zu zerdrücken. Endlich ist der Stich der großen Vogelspinne, welche die Einwohner für sehr giftig halten, und die Wunde sogleich ausbrennen, eine große Plage. Oel leistet übrigens zur Vertreibung der vom Stiche entstandenen Geschwulst die besten Dienste. Eine andere Plage ist der Sandfloh*), ein kaum sichtbares Thierchen, welches von dem Boden auf die Füße, seltener auf andere Theile des Körpers hüpfet, sich in die Haut und unter die Nägel der Zehen einfrißt, und in die Wunde eine große Zahl Eier in einen Sack legt, der, wenn man es dahin kommen läßt, die Größe einer Erbse erreicht. Das geht so ohne alle Schmerzen zu, daß man außer einem gewissen Jucken das Daseyn dieses ungebetenen Gastes gar nicht bemerken würde. Natürlich muß man sich, sobald dieß empfunden wird, das Insect sogleich herausnehmen lassen. Raubthiere gibt es in der Provinz Rio-de-Janeiro nicht**), denn die Unze (onça), ein kleiner, aber höchst raubgieriger Tiger zeigt sich nur hier und da, und wird sogleich ein Gegenstand der allgemeinen Verfol-

*) Es ist unglaublich, welche Folgen aus der übrigens unverzeihlichen Nachlässigkeit, nicht jeden Tag nach seinen Füßen zu sehen, entstehen können: man sieht in der Stadt und auf dem Lande Leute, die aus dieser Ursache alle Zehen oder selbst einen Fuß verloren haben; und ich selbst habe Europäer gekannt, welchen man 80 bis 100 solche Eierstöcke herausnahm, und die außer den Schmerzen der Operation mehrere Tage sich ihrer Füße nicht bedienen konnten. Eine ganz besondere Aufsicht erfordern Kinder; denn selbst der Säugling, der oft auf der Erde sitzt, wird nicht verschont, und leidet natürlich doppelt bei dem Herausnehmen, welches mit einer Stecknadel und so geschieht, daß, wenn sich schon ein Eierstock gebildet hat, dieser, ohne ihn zu öffnen, allmählig herauskommt, in die dadurch entstandene Oeffnung bringt man etwas Schnupftaback oder Mercurialsalbe. Die Neger vollziehen diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit. —

**) Einige Reisende, die nie aus der Hauptstadt Brasiliens kamen, bei ihrer Rückkehr nach Europa aber nichtsdestoweniger das Publicum mit der Erzählung ihrer Schicksale beglückten, verstehen wahrscheinlich, wenn sie von erlebten Abenteuern mit Tigern, Jaccaré's und Schlangen sprechen, stillschweigend jene darunter, die, im kaiserlichen Museum zu Rio-de-Janeiro ausgestopft, aufbewahrt werden.

gung. Schade, daß man nicht mit gleicher Leichtigkeit eine andere Art Bewohner der Provinz vertreiben kann, — die Schlangen nämlich, deren es vielerlei gibt. Nicht alle sind giftig; es gibt selbst eine Gattung, welche die giftigen bekrieget. Nur der Biß zweier Arten ist, wenn nicht augenblickliche Hülfe erfolgt, unvermeidlich tödtlich. Die eine gewöhnlich 6 Fuß lang in ihrem Umfange 5 Zoll dick, auf ihrem Rücken gelb und schwarz gestreift, wird von den Landbewohnern nach ihrer ursprünglich indischen Benennung cobra surucucú, die andere selten mehr als 3 Fuß lang und 3 Zoll dick, grau und schwarz gestreift, und noch giftiger, als jene, cobra jararaca genannt. Sie halten sich, erstere besonders in Urwäldern, letztere mehr in capueros (niederem Gesträuche und jungen Bäumen) auf; ihre Bewegung ist langsam, sie weichen höchst furchtsam jedem Geräusche aus, und beißen nur dann, wenn man unmittelbar auf sie tritt oder schlägt; dann aber dringen ihre langen und äußerst scharfen Zähne selbst durch weiches Leder; dringt der Biß nur in die fleischigen Theile, ist er weniger gefährlich, als wenn er kleine Blutgefäße verletzt; übrigens zeigt sich, wenn nicht sogleich Gegenmittel gebraucht werden, in kurzer Zeit die schreckliche Wirkung des Giftes: der Verwundete wird plötzlich matt, bekommt Kopfschmerzen und Durchfall, es befällt ihn große Bangigkeit; er wird traurig, und dann gleichgültig; die Wunde wird blau und schwillt an, das Gesicht bleifarbig; es erfolgt ein heftiges Zittern am ganzen Leibe; das Blut steigt zum Kopfe und dringt aus den Augen, Ohren und der Nase hervor; ein verzehrendes Fieber ergreift ihn, und gewöhnlich endet nach 24 Stunden der Tod des Unglücklichen Leiden. Das beste Gegenmittel ist die augenblickliche Anwendung des Salmiakgeistes (Amoniac. vol.), welchen Jedermann auf dem Lande in einem kleinen wohlverwahrten Fläschchen bei sich tragen sollte; man vergrößert die Wunde, wäscht sie alle halbe Stunden mit dem Salmiakgeiste aus, und gebraucht

ſtündlich 15 Tropfen, mit Waſſer verdünnt, innerlich; fühlt der Verwundete nach zwei Stunden keine der oben erwähnten Beſchwerden, ſo iſt die Gefahr vorüber, und der innere Gebrauch des Ammoniaks nicht mehr nöthig; hat man dieſen nicht bei der Hand, trinke man ſchnell Oel, Milch, oder genieße Speck, waſche die Wunde unausgeſetzt mit ätzenden Dingen, oder brenne ſie aus. Die Bewohner der Provinz Minas, woſelbſt ſich die Klapperſchlange aufhält, baden den Biß in einem Ausguſſe der Reis preta (Chiococca anguifuga), und geben dem Verwundeten viel davon zu trinken. Obwohl nun zur heißen Jahreszeit allenthalben Schlangen zu finden ſind, ſo gehört es doch zu den außerordentlichen Ereigniſſen, daß ein Freier oder Neger gebiſſen würde, und es fällt Niemand ein, mit Stiefeln oder andern Schutzmitteln in Wald und Gebüſch zu gehen, woſelbſt man ſich ſorglos niederlegt, und, ohne dieſer Geſchöpfe weiter zu gedenken, manchmal ſeine Sieſta hält. —

VI.

Bewohner des Landes. Bevölkerung. — Boden. — Cultur und Culturzweige. Hinderniſſe ihres Fortſchreitens.

Die Bewohner der Provinz Rio-de-Janeiro leben in zwei Städten, vierzehn Villa's und ihren Kirchſpielen vertheilt. Obwohl Rio-de-Janeiro unter die bevölkertſten Provinzen des ungeheueren Reiches gehört, ſo darf man, die Bewohner der Hauptſtadt mitgerechnet, doch kaum hundert Menſchen auf eine Quadratmeile annehmen.

Dieſe ſind größtentheils gutmüthige, aber ungebildete und äußerſt mäßige Leute, die nur wenig bedürfen; daher auch nicht mehr arbeiten, als durchaus erforderlich iſt,

um ihr Leben zu fristen*). Die reichen Bewohner des Landes unterscheiden sich durch nichts von den Städtern, als durch noch größere Unwissenheit. Unabhängig, von armen Clienten und einer großen Anzahl Sklaven umgeben, gewöhnt, jede Laune befriedigt, jedem Winke gehorcht zu sehen, kann man sie als kleine Könige betrachten, welche mit unbegrenzter Willkühr über diejenigen herrschen, die ihnen untergeben sind. Reichthum allein hat Werth in ihren Augen, Tugenden und Kenntnisse scheinen ihnen überflüssig. Der Fremde ist darum in ihren Augen ein ganz unbedeutender Mensch, wenn sie wissen, daß er mittellos ist. Sie üben zwar Gastfreundschaft gegen Jeden aus, der an sie empfohlen ist, gefallen sich aber ganz besonders, ihren Gast auf eine nicht sehr zarte Weise zur Bewunderung ihres Reichthums aufzufordern. Man würde übrigens sehr irren, wenn man bei den großen Gutsbesitzern der Provinz viel baares Geld vermuthete; fast Alle sind äußerst verschuldet, und nur Wenige würden sich von ihren Gläubigern retten können, beständen nicht ein altes Gesetz, nach welchem der Besitzer einer Zuckermühle (Engenho d'Assucar) nicht ausgepfändet werden kann.

*) Wie äußerst gering die Bedürfnisse des ungebildeten Menschen sind, davon kann man sich hier überzeugen. Eine Wohnung von dünnen Holzstangen aufgeführt, mit Erde beworfen und mit Stroh bedeckt, ist hinreichend, ihn gegen Regen und Sonne zu schützen; eine Strohmatte dient ihm als Bett, Stuhl und Tisch, ein Topf und eine Schüssel machen das Haus- und Küchengeräthe aus; ein Paar Hemden von Baumwolle, ein Paar Hosen von Leinwand, eine Jacke von Zitz, ein Paar Holzstoffeln und ein grober Strohhut kleiden ihn vollkommen für die Dauer eines Jahres; ein Gemüsegarten, einige Fruchtbäume und ein Mandioc-Feld geben ihm hinlängliche Nahrung. Vermag er sich eine Viola (eine kleine Guitarre mit Metallsaiten bespannt) und Tabak zur Verfertigung der beliebten Papiercigarren anzuschaffen, so sind seine vorzüglichsten Wünsche erfüllt. Diese schmauchend, auf jener klimpernd, kann er halbe Tage, unter dem Schatten eines Baumes gelagert, zubringen, mit unbeschäftigter Phantasie, der Pflanze gleich, vegetiren. Eine Zahl Hühner, von Zeit zu Zeit nach der Stadt gesendet, bringen das nöthige Geld ein, und es gibt Tausende von Familien, deren jährliches Einkommen nicht 20 mil Reis (54 Fl.) übersteigt.

Die armen Landbewohner ahmen den Reichen in Geberden und äußern Höflichkeitsbezeugungen sorgfältig nach, und man hat wirklich Mühe, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem dieser guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Pferde sitzend (zu Fuße reisen ist dort eine Schande), den Körper mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an diesen aber ein Paar ungeheure eiserne Sporren, sich in Haltung und Gruß wie ein spanischer Grande geberdet. Um ihr Zutrauen zu gewinnen, braucht man sich übrigens nur hier und da in den Kirchen zu zeigen, wenigstens öffentlich ihre Kleidung, Sitten und Gebräuche nachzuahmen und sie mit höflichen Worten zu überschütten, so wird man sich bald die Achtung der ganzen Gegend erwerben. Die Geistlichen sind größtentheils reich, erfahrne und thätige Landwirthe, im Besitze vieler Sklaven, großer Ländereien und noch größerer Macht über das Volk; mit diesen muß man es ja nicht verderben. Sie sind übrigens, was Religion betrifft, toleranter, als man erwarten sollte, und der Nichtkatholische ist gewiß keiner Art von Verfolgung ausgesetzt, wenn er seine Gedanken über die Art, wie hier Gott verehrt wird, nur für sich behält.

Die Leichtigkeit, mit der man sich auf dem Lande fortbringt, ist wohl die Haupturſache, daß junge Leute beinahe noch in den Jahren der Kindheit heirathen, und es ist nichts Ungewöhnliches, Frauen von eilf Jahren mit einem Säuglinge auf den Armen zu sehen, welche natürlich auch sehr früh altern. Der Mangel an kräftigen Gestalten, in auffallendem Contraste mit den hochstämmigen, breitschulterigen Männern von Minas und St. Paolo, scheint eine Folge der ungewöhnlich frühen Annäherung beider Geschlechter, des heißen Klima's und der größtentheils kraftlosen Nahrung zu seyn.

Die Bai von Rio-de-Janeiro ist in ihrem bedeutenden Umfange größtentheils von Ebenen umgeben, welche alle das Gepräge früherer Ueberschwemmungen an sich tragen.

Jene, welche bei hoher Fluth von der See bedeckt werden, haben sich in Sümpfe verwandelt, welche von Mangue-Bäumen (Rhizophora Mangle L.) besetzt sind; die höher liegenden Ebenen bestehen aus Flugsand, welcher auf einer unergründlichen Lage von grobem Quarzkiese ruht, und scheinen jeder Cultur unfähig. Dennoch wird auf jenen Stellen, welche so weit von dem Meerufer entfernt sind, daß der Wind sie nicht mit salzigem Sande bedecken kann, die nützliche Mandiocca gepflanzt. Hierbei wird ganz auf afrikanische Weise verfahren. In dem Sande werden 6 Fuß breite, 3 Fuß hohe Beete gemacht, und diese mit Stecklingen (Manibas) bepflanzt, welche man nur einen Fuß von einander entfernt, damit die bald ausschlagenden Blätter den Boden beschatten. Die beständige Feuchtigkeit der Atmosphäre in der Nähe der Bai scheint bei anhaltend trockener Witterung diese Pflanze allein zu erhalten. Sie wächst dann allerdings kümmerlich, und setzt nur kleine Wurzeln an; desto vorzüglicher gedeiht sie aber in sehr nassen Jahren, während jene, die in kräftigen Lehmboden gepflanzt wurde, zu faulen drohet.

Die sumpfigen von dem Meere entfernten Ebenen könnten zwar durch zweckmäßig angelegte Entwässerungsgräben zur Cultur des Reis und Zuckerrohrs vorbereitet werden; da aber der Fall dieser Ebenen gegen die Bai oder See zu äußerst gering ist, also tiefe und lange fortgeführte Gräben erfordert werden, so scheint die Verbesserung des Landes die auf dasselbe verwendeten Unkosten nicht zu vergüten.

Der Boden auf den Hügeln, welche diese Ebenen begrenzen, besteht aus einem häufig gleichtheiligen Gemische von Thon und grobem Quarzsande, ist wenig wasserhaltend, und wird bei anhaltender Trockenheit äußerst hart. Durch beständige Cultur wird dieser Boden besonders in der Nähe der Hauptstadt so sehr erschöpft, daß dessen Eigenthümern, wenn sie sich nicht zu starker Düngung verstehen wollen, in wenigen Jahren wahrscheinlich nichts

mehr übrig bleibt, als das Land unbenutzt liegen zu lassen.

Einige Stunden von der Stadt findet man etwas besseres Erdreich. Eine ziemlich tiefe Lage humusreichen Quarzsandes ruht auf einer Unterlage von Granit, Gneis oder verwittertem Feldspath. Sie ist consistenter und wasserhaltender, als die vorige, wird aber durch beständige Cultur der Mandiocca trotz der üblichen mehrjährigen Brache sehr erschöpft, welches man am besten an der ärmlichen Vegetation des während der Brache wachsenden Capueros bemerkt.

Kommt man aber in jene gebirgigen Gegenden im Innern der Provinz, welche noch mit Urwald (Matto virgem) bedeckt sind, so gibt schon der Anblick der Riesenbäume und der zahllosen Pflanzen und Gesträuche, die den Boden mit der üppigsten Fülle bedecken, einen Begriff von seiner außerordentlichen Kraft. Seit Jahrtausenden unberührt, ist allmählig aus dem Abfalle des Laubes und von verwitterten Baumstämmen eine Lage der besten Dammerde entstanden, welche wieder auf einem reichen und tiefen Thonboden ruht, dessen Farbe, je nachdem er mehr oder weniger Eisenoxyd enthält, roth oder gelb ist.

Der Boden ist in geringerer Menge und mit feinerem Quarzsande gemischt, als der in der Nähe des Meeres, und daher auch mehr wasserhaltend; die Hauptunterlage dieser Berge ist Granit, welches viel beiträgt, ihre erdige Bedeckung feucht zu erhalten. Die Beimischung des erwähnten Sandes, wodurch die Erde nicht zu bündig und selbst in beträchtlicher Tiefe gleichmäßig warm erhalten wird, scheint allen Gewächsen besonders zu behagen, da ihre Saugwürzelchen leicht in die Tiefe dringen, welche, wenn auch die Oberfläche des Bodens von der Gluth der Sonne gleichsam zu einem Steine gebrannt wird, dennoch unter ihr Feuchtigkeit und Nahrung finden.

Wie richtig aber der Grundsatz ist, daß, wenn selbst bei den trefflichsten Bestandtheilen des Bodens diesem Licht,

Wärme und atmosphärische Luft fehlen, sich keine Fruchtbarkeit denken läßt, beweiset, daß der herrliche Boden der Urwaldungen, der seit undenklichen Zeiten den Strahlen der Sonne und dem atmosphärischen Einflusse überhaupt unzugänglich war, wenn er, von Gesträuch und Bäumen befreit, und diese selbst, auf ihn liegend, verbrannt wurden, dennoch erst im zweiten Jahre eine vollkommene Ernte gibt.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die größtentheils schmalen Thäler der Provinz sich keineswegs durch Fruchtbarkeit auszeichnen, daß die Ackerkrume des Bodens seicht ist, und ihre Unterlage fast immer aus Flußsand besteht, welcher nach Ueberschwemmungen zurückblieb, daß das von den Bergen herabstürzende Regenwasser statt fruchtbarer Erde den auf ihrer Oberfläche liegenden Quarzsand in die Thäler führt, und daß endlich die Erfahrung lehrt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt, je mehr man sich dem Gipfel der Berge, woselbst auch meistens die schönsten und edelsten Bäume wachsen, nähert.

Es wird weder an der Oberfläche, noch in der Tiefe des Erdreiches (die Gegenden von Canto gallo und Cabo frio ausgenommen) eine Spur von Kalk gefunden, häufiger stößt man in mehr oder minderer Tiefe auf verwitterten Granit oder tiefe Lagen erdigen Feldspathes, welcher bald von graulicht-weißer Farbe, bald von Eisenoxyd bräunlichgrau gefleckt, bei geringer Berührung zerfällt. Aus obiger Beschreibung der fruchtbarsten Gegenden des Landes dürfte man vielleicht die Behauptung aufstellen, daß der Boden da, wo seine organischen Bestandtheile nichts zu wünschen übrig lassen, in einem hohen Grade die Eigenschaften besitze, Feuchtigkeit und Wärme in dem den Pflanzen zuträglichsten Verhältnisse aufzunehmen, woraus sich denn auch vorzüglich, vereint mit der Kenntniß des glücklichen Verhältnisses der Feuchtigkeit und Wärme der Atmosphäre, die erstaunenden Erscheinungen

einer in unserm Welttheile kaum geahneten Kraft und Ueppigkeit der Vegetation*) erklären lassen.

Die Urwälder der Provinz Rio-de-Janeiro werden aber mit zunehmender Bevölkerung immer seltener, und nur da, wo solcher Wald stand, herrscht jene außerordentliche Fruchtbarkeit, welche einige Reisebeschreiber etwas zu freigebig an jedem Stückchen Lande bemerken wollten, welches einen Orangenbaum trug. Darum sollte jene nur vier Stunden von der Hauptstadt gelegene Gegend, Tejucca genannt, besonders von jenen Fremden zuerst besucht werden, welche sich als Pflanzer niederlassen wollen; sie finden daselbst nicht allein echten Urwald, der sich gar sehr von einer gewöhnlichen Waldung unterscheidet, sondern auch sehr bedeutende Kaffeepflanzungen, welchen der gute Boden, die hohe Lage der Gegend und der häufig eintretende, doch nicht anhaltende Regen besonders zusagt. Unter diesen zeichnet sich die des verstorbenen Doctors Lessênes, eines ehemaligen westindischen Pflanzers, und jene des Doctors Mook ganz besonders aus. Herrliche Urwaldungen gibt es noch in den Bezirken von Ilha grande, Macahé, Itagoahy, Valença und Canto gallo.

---

*) Zu den vielen von glaubwürdigen Männern erzählten Beispielen der auf gutem Boden außerordentlichen Vegetation mag auch noch folgendes kommen. Der Verfasser hatte von einem Neger hundert ein- bis zweijährige Kaffeebäume gekauft, welche, einen Schuh von ihren Wurzeln entfernt, abgeschnitten und dann verpflanzt wurden; gleichsam zum Scherze schnitt nun derselbe von dem oberen Theile der Bäumchen Aeste und Blätter ab, als wollte er einige Spazierstöcke zurichten, und pflanzte diese verkehrt, also den Gipfel derselben, in etwas feuchten Boden: — und nach zwei Monaten setzten fast die Hälfte Knospen an, nach sechs hatten sie bereits viele Aeste und das schönste grüne Laub. Bäume, aus dem Samen der Mimosa Lebbeck gezogen, erreichten nach ihrer Versetzung in einem Zeitraume von vier Jahren beinahe dreißig Fuß Höhe und im Durchmesser über neun Zoll Dicke.

Ein einheimischer Baum, der Pindahiba (Xylopia frutescens), ist besonders dadurch merkwürdig und zur Einzäunung der Pflanzungen vorzüglich zu empfehlen, weil dessen Stamm und Aeste, in Stücke gehauen, sie mögen auch wie man will gepflanzt werden, in wenigen Tagen Wurzeln schlagen, und binnen einem Jahre zum Baume emporschießen.

Viehzucht wird in den Gegenden von Magé und Novo-Friburgo getrieben.

Die Provinz Rio-de-Janeiro ist reich an Flüssen des besten Wassers, welche aber größtentheils ihres hohen Falles wegen arm an Fischen und nur auf eine geringe Entfernung von ihrer Mündung schiffbar sind. Es ist zwar der Wunsch der wackern Bewohner von Minas, ihre Provinz mit der von Rio-de-Janeiro durch einen Canal zu verbinden; da die Regierung aber nicht besorgt ist, die Ausführung dieses Unternehmens einem sachkundigen Manne zu übergeben, so darf man kein günstiges Resultat erwarten.

Edelsteine hat man bisher noch keine in der erwähnten Provinz gefunden. In dem Bezirke von Canto gallo gab es früher bedeutende Goldwäschereien; diese sind aber durch ungeeignetes Verfahren der Regierung ganz eingegangen. Höchst wichtig und einträglich wäre das Auffinden eines Kalklagers unfern der Hauptstadt. Diese ist bis jetzt noch genöthigt, sich mit Kalk zu behelfen, der höchst mangelhaft aus Seemuscheln gebrannt wird. Früher wurden Kalksteine aus Portugal gebracht und hier gebrannt.

Die Cultur um Brasiliens Hauptstadt hat seit einigen Jahren ungemein zugenommen; man fängt an, den Werth des Landes zu würdigen, und hier und da sieht man es bereits bis an den Gipfel der Berge angebaut. Auf jenen Plätzen, die nicht zu Lustgärten dienen, werden Gemüse oder Futtergras gepflanzt; andere Ländereien sind mit Fruchtbäumen aller Art angefüllt. Mehr von der Stadt entfernt, beginnt aber die Cultur der das Brod ersetzenden Mandiocca (Cassava, Jatropha Manihot L.). Auf den höher liegenden Gegenden gewahrt man große Strecken Landes mit Mais (Milho) und Bohnen besäet; auf den höheren Gebirgen (Serras) werden Pfirsiche, Quitten und der Wunderbaum (Rhicinus com., portug. Mamon) gezogen; in niederen, feuchten oder sumpfigen Gegenden wächst Reis. Auf vorzüglichem Boden wird

Kaffee, Zucker, Indigo und Tabak, auf sehr dürrem und trockenem Lande Baumwolle erzeugt; einige Gegenden beschäftigen sich mit Viehzucht *).

Wenn das Auge des Wanderers mit Erstaunen ungeheueren Strecken Landes begegnet, welche selbst unfern der Hauptstadt mit Wald bedeckt sind oder öde liegen, so ist nicht Mangel an Bevölkerung die einzige Ursache. Es gibt zwei mächtigere Hindernisse, welche die Cultur des Bodens noch auf lange Zeit in enge Grenzen einschließen werden. Es scheint nämlich, als habe die Regierung in

*) Einer besonderen Erwähnung verdient noch der nur drei Stunden von Rio entfernte botanische Garten. Der Ankömmling sollte diesen in Begleitung eines portugiesischen Freundes so bald als möglich besuchen; denn wenn Mancherlei, was er gesehen und gehört, seinen Muth etwas verminderte, so wird dort die Luft, sich in Brasilien anzubauen, von Neuem in ihm belebt werden; nicht, als würde er eine Anlage finden, dem prunkenden Namen, den man ihr gegeben, entsprechend, aber gerade, weil der Natur so viel zu thun überlassen wurde, dem einstigen Pflanzer doppelt merkwürdig. Es wurden in dieser Anlage Versuche gemacht, die Frucht- und Gewürzbäume der dem Aequator zunächst liegenden Provinzen Brasiliens, der beiden Indien und Afrika's, zu pflanzen und einheimisch zu machen; und sie sind größtentheils gelungen. Viele derselben erfreuen das Auge durch die Ueppigkeit ihres Wuchses, die Schönheit ihrer Blüthe und den Reichthum ihrer Früchte. Besonders gedeihet der Brodbaum. Es ist zu bedauern, daß dieser Anlage kein Aufseher beigegeben wird, welcher dem wißbegierigen Fremden die einzelnen Bäume und Gesträuche wenigstens bei ihrem wahren Namen nennen könnte. Die Neger, von welchen er umhergeführt wird, geben diesen Namen, welche einen Botaniker in Verzweiflung bringen könnten. — Der würdige Vorsteher dieser Anlage, Frei Leandro do Sacramento, hat jetzt seine ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Cultur der chinesischen Theepflanze zugewendet, von welcher sich wohl gegen zwanzigtausend Stücke hier befinden. Es ist zu wünschen, daß die Bemühungen dieses achtungswerthen Mannes mit einem besseren Erfolge belohnt werden, als der Versuch, der zur Zeit des Aufenthaltes des Königs in St. Cruz gemacht wurde. Man ließ hierzu mit ungeheueren Unkosten eine beträchtliche Zahl Familien aus China kommen; aber wie es fast mit allen Unternehmungen gehet, mit welchen sich die Regierungen direct beschäftigen, so ist auch jetzt von der ganzen Anlage nichts mehr vorhanden, als die Reste des Eingangsthores mit vielen chinesischen Zierrathen. Die Abkömmlinge dieses Landes haben sich zerstreut, und treiben einen kleinen Handel in der Hauptstadt. Sie sind größtentheils mit Eingeborenen verheirathet, und statt Thee erhält nun Brasilien eine neue Menschenrace.

früheren Zeiten jedem Ansiedler von einigen Mitteln und Ansehen so viel Land gegeben, als er begehrte; fast Keiner von ihnen erhielt weniger, als eine halbe Quadratmeile, welche Jeder so nahe an der Stadt und einem gangbaren Wege, als nur möglich, angewiesen zu erhalten suchte. Wenn in Europa eine halbe Quadratmeile Landes mit fünfhundert Menschen bevölkert ist, so gewahrt man allenthalben Mangel an Cultur, obwohl es daselbst weniger Mühe kostet, den Boden zu bearbeiten; was soll man nun von dem Besitzer (viele sind Eigenthümer von zwei bis drei Quadratmeilen) einer so großen Strecke Landes erwarten, der vielleicht nur wenige Neger hat, daher Monate lang arbeiten muß, ehe er in den fast undurchdringlichen Waldungen eine Stelle gelichtet hat, groß genug, um Raum für Wohnung und Feld zur Anpflanzung der nöthigen Nahrung zu erhalten? Wie viele Familien könnten auf diesem Lande leben, welches vielleicht nie zum vierten Theile cultivirt wird, und welche, aufgemuntert durch die größere Leichtigkeit, die Producte ihres Fleißes zu verwerthen, und sich ein besseres Daseyn schaffen zu können, die Hände nicht müßig in den Schooß legen würden, wie dieß von den Meisten vorzüglich darum geschieht, weil sie gezwungen sind, sich weit von dem allgemeinen Verbindungswege anzubauen, wohin nur schmale und beschwerliche Fußwege führen. Dieser Mangel an gangbaren Wegen, der außerordentlich schlechte Zustand der öffentlichen Straßen, deren Vernachlässigung so groß ist, daß man bei Regenwetter kaum tausend Schritte von der Hauptstadt die armen Lastthiere, welche die nothwendigsten Lebensbedürfnisse dahin bringen, im Kothe versinken sieht, ist die zweite Ursache, warum auf manchem herrlichen Stücke Land nichts als eine elende Hütte steht, nothdürftig von einigen Bananen- oder Orangenbäumen beschattet; warum auf ungeheueren Strecken nur einiges Hornvieh oder eine Herde elender Schafe weidet, deren Pflege wenig Mühe macht, und die nach lan-

ger trockener Witterung leicht zur Stadt getrieben werden. Mit Recht bemerkt daher der brasilianische Landwirth, daß es nicht der Mühe werth ist, Früchte zu pflanzen, bei deren Versendung er in steter Gefahr schwebt, eines mittelmäßigen Gewinnstes wegen Ladung und Thiere zu verlieren. Welchen nachtheiligen Einfluß diese schlechten Straßen und der Mangel an Brücken*) über reißende und oft schnell anwachsende Gebirgsströme auf den Handel ausübt, wie alle Bedürfnisse in der Hauptstadt vertheuert werden, wie der Eingeborene unmöglich gleichen Preis mit dem Fremden halten kann, der darum seine Producte gut verkauft, und den Erlös aus denselben mit sich zurücknimmt, wird Jeder einsehen. Denn welchen Gewinn kann z. B. der Bewohner der Provinz Minas geraes haben, der, siebenzig oder achtzig Leguas**) von Rio-de-Janeiro entfernt, drei oder vier Lotas***) Maulesel, jeden mit sechs Arobas (192 Pfund) verschiedener Producte beladen, dahin sendet, und diese vier bis fünf

*) Es ist übrigens zu hoffen, daß nach dem wahrscheinlich bald erfolgenden Frieden mit Buenos-Ayres die Regierung auf die dringenden Vorstellungen der in diesem Jahre versammelten Stände des Reiches hören und zur Anlegung der so nöthigen Straßen und Brücken Befehl geben werde. Der Vorwand großer Unkosten kann sie nicht davon abhalten, denn das vorzüglichste Material liegt allenthalben zur Hand, und mit seiner Entfernung, Vertheilung und Verkleinerung ist schon der Grund zu einer vortrefflichen Straße gelegt; überdieß gehen jährlich sehr beträchtliche Summen von den Grenzzollämtern (Registros) ein, welche von einer Provinz zur andern errichtet sind, und an welchen ein ungeheurer Zoll gefordert wird, welchen der Reisende nichtsdestoweniger ohne Murren entrichten würde, wären die Straßen wenigstens in einem erträglichen Zustande. Bei dem Eintritte in die Provinz Minas geraes z. B. zahlt jeder neue Neger sechs mil Reis, jedes Stück Hornvieh, Pferd oder Maulthier 2 Pataccas, jede Person 1 Patacca, für die Arobe eines jeden Handelsproductes 2 Pataccas, und für die höchst überflüssige Visirung des Passes 2 Pataccas (eine Patacca = 55 Kr. 2¾ Pf.).

**) Eine Legua ist 5 deutschen Viertelstunden gleich zu rechnen.

***) Eine Lota besteht aus 7 Mauleseln, welchen jederzeit ein Treiber beigegeben wird, der ihre Verpflegung und das Auf- und Abladen des Gepäckes zu besorgen hat.

Wochen auf der Reise zubringen, also 28 oder 35 Tage unterhalten werden müssen, Verpflegung der Treiber, Unkosten des Beschlages, Abgabe an Zöllen und Abnutzung des Lederzeuges nicht mitgerechnet. Welchen Gewinn kann endlich der erwarten, der, weil er nicht reich genug ist, eigene Lastthiere zu halten, dieselben für die Dauer der erwähnten Zeit miethen muß? — Bedenkt man nun, daß ein Wagen mit einem Viergespanne vollkommen hinreichte, die ganze Ladung dieser 28 Thiere, in welchen ein bedeutendes Capital steckt, zu verführen, und die Reise ohne Anstrengung in zehn Tagen zurückzulegen, so möchte man wohl fragen, warum die Bewohner der Provinz nicht zusammentraten, und von ihren zahlreichen Sklaven eine Straße machen ließen, oder warum sich nicht eine Gesellschaft von Actionärs vereinigte, und für das Recht, während der Dauer einiger Jahre einen Zoll erheben zu dürfen, anbot, ein Paar Hauptstraßen anzulegen*).

Der Fremde, der zufällig an einem Hof- und Gallatage in Rio-de-Janeiro ankommt, und die große Menge reich gestickter Kleider und Uniformen, die prächtigen Garden zu Fuß und zu Pferd, und einen Pomp vor sich sieht, der ihn an den Glanz der ersten Höfe Europa's erinnert, und welchen Geschäfte nöthigen, noch denselben Tag die Stadt zu verlassen, vor deren Thor er im Kothe stecken bleibt, und befürchten muß, sein Thier zu verlieren, dieser arme Reisende hat volle Muße, über die Wahrheit des Sprichwortes nachzudenken: „nicht Alles, was glänzt, ist Gold!“

*) Es wurden der Regierung schon vor mehreren Jahren ähnliche Anträge von Engländern gemacht; nach langem Berathschlagen erfolgte aber der Bescheid, daß, da gute Straßen dem möglicherweise in Brasilien landenden Feinde das Eindringen in das Innere des Landes zu sehr erleichtern würden, der Antrag der Unternehmer nicht angenommen werden könnte!! Arme Maulesel!!

VII.

Handel. — Curs. — Münze. — Gewicht. — Maß.

Die Eifersucht und die Monopole Portugals hatten den brasilianischen Handel Jahrhunderte lang gelähmt. Seit der Freigebung desselben und der Eröffnung der Häfen für alle Nationen beginnt besonders Rio-de-Janeiro sich zu einem der wichtigsten Handelsplätze der Welt zu erheben. Die ausgezeichnete Lage des Hafens, gleichsam am Eingange der allgemeinen Straße des Welthandels, verleihen diesem Platze eine besondere Wichtigkeit, welche mit zunehmender Bevölkerung des Landes dem europäischen Fabrikherrn und Kaufmanne einen sichern Absatz für seine Producte und Sendungen verspricht, um so mehr, als die Errichtung von Fabriken dem menschenarmen Brasilien von wenigem Nutzen seyn dürfte. —

Es liegt nicht in der Absicht dieses Werkchens, über Gegenstände gründlich und ausführlich zu sprechen, welche für den nicht handeltreibenden Einwanderer ohne besonderes Interesse sind. Der Kaufmann ist durch seine großen Verbindungen mit allen Ländern der Erde vollkommen von dem Zustande des brasilianischen Handels unterrichtet; es folgt darum hier nur ein gedrängtes Verzeichniß der Aus- und Einfuhr dieses Landes, um dem Leser eine allgemeine Uebersicht der Cultur und Erzeugnisse Brasiliens zu geben, und ihm die Mühe zu sparen, diesen Artikel in einem größeren Werke aufzusuchen.

Rio-de-Janeiro ist als der Hauptstapelplatz der Provinzen:

„Rio-de-Janeiro, Espirito Santo, S. Paulo, S. Catharina, Minas geraes (nur zum Theile), Matto grosso, Goyaz und S. Pedro de Rio grande anzusehen. Diese führen aus: Diamanten, Goldstaub und gemünztes Gold (durch Contrebande), Zucker, Kaffee, Rum, Baum-

wolle, Tabak, Reis, etwas Indigo, Häute, Talg und Hörner, Ipecacuanha, Tapioca und etwas Mandiocmehl, Jacarandá und andere Holzarten, und Wallfischthran (nur für den Gebrauch des Landes)."

S. Salvador (Bahia), der Stapelplatz der Producte der Provinzen, Bahia, Sergipe, eines Theiles von Minas geraes und Rio grande, führt aus: vielen Zucker, Baumwolle, Rum, Tabak in Rollen und Blättern, gegerbte und gesalzene Häute, Salz und Wallfischthran (diese zum Gebrauche des Landes).

Die Provinzen Alagoas, Pernambuco, Parahiba und Rio grande do norte versenden: viele und treffliche Baumwolle, Zucker, Rum, gegerbte und gesalzene Häute, etwas Kaffee. Ceará, diese arme und wenig fruchtbare Provinz führt nur Baumwolle aus.

Maranhão und die Provinz Piauhý verführen viele Baumwolle und Reis.

Montevideo, der Stapelplatz der Producte der cisplatinischen Provinz (banda oriental, gegenwärtig der strittige Punkt zwischen Brasilien und Buenos-Ayres), besteht für sich, und verführt vorzüglich getrocknetes Salzfleisch, Häute, Talg und Hörner. Vor dem Ausbruche der Revolution wurde hier ziemlich viel Getreide gebaut, und nach Rio-de-Janeiro gesendet.

Para, die nördlichste der neunzehn Provinzen Brasiliens, 1° 27′ 2″ östlicher Breite, 5° 52′ 15″ westlicher Länge, eignet sich vorzüglich zum Anbaue aller indischen Gewürze, von welchen bereits einige ausgeführt werden; außerdem versendet dieselbe Cacao, Sassaparilla, Copaivabalsam, etwas Baumwolle und Kaffee.

Den Umfang des hiesigen Handels wird am besten nachfolgende Liste der seit 8 Monaten hier angekommenen Kauffahrteischiffe zeigen. —

Ausgegangen von	Land.	Zahl d. angek. Schiffe.	Total.	Bemerkung.
Guayaquil	Columbia	1	1	
Lima	Peru	3	3	
Valparaiso	Chile	5	5	
Buenos-Ayres				Blockirt.
Montevideo				Nur Schiffe in Ballast
Bahia	Brasilien	23		und nicht gerechnet.
Pernambuco		8		Größtentheils Fremde
Maranhão		1	32	mit halben Ladungen.
Havanna	Westindien	1	1	
New-York		9		
Boston		12		
Bridgeport		1		
Providence		1		
Philadelphia	Nordamerikan.	4		
Salem		4		
Alexandra	Freistaaten	2		
Portsmouth		3		
Baltimore		17		
Richmond		5		
Norfolk		2	61	
New-Foundland	Engl. Amerika	2	2	
Liverpool		26		
Jersey		8		
Guernsey u. Newport		8		
London	England	11		
Newcastle		2		
Hull		1		
Glasgow		1	57	
Gothenburg		2		
Stockholm	Schweden	5	7	
Kopenhagen		1		
Flensburg	Dänemark	1		
Altona		1	3	
Hamburg		3	3	Hiervon 1 Schiff nach Batavia und 1, der Pontus, verloren.
Amsterdam		1		
Antwerpen	Niederlande	1	2	
Havre		4		
Nantes		1		
St. Malo		1		
Bourdeaux	Frankreich	3		
Marseille		5		
Cetté		4	18	
	Latus		195	

Ausgegangen von	Land.	Zahl d. angek. Schiffe.	Total.	Bemerkung.
	Transport		195	
Genua	Italien und Inseln	3		
Trieſt		2		
Ripoſto		1		
Mascola		1		
Palermo		1		
Meſſina		1		
Malta		1		
Sardinien		1	11	
Tarragona	Spanien	7		
Alicante		1		
Malaga		1	9	
Gibraltar	Engl. Beſitzung	7	7	
Porto	Portugal	23		
Liſſabon		18		
Figueira		6		
Vianna		2		
Madeira		2		
Cap Verd		7	58	
Cap d. gut. Hoffnung	Engl. Beſitzung	2	2	
Angola	Portugieſiſch-afrikaniſche Beſitzungen	9		
Ambris		9		
Molembo		2		
Rio-Zaire		2		
Cabinda		19		
Benguella		7		
Quilliman		4		
Mozambic		5	48	
Calcutta	Engl. Beſitzung	2	2	
Sidney	Auſtralien	5		
Port Jackſon		1		
Südſee		1	7	
Total d. angek. Schiffe			339	

Von dieſen Schiffen wurde eingeführt:

Aus Nordamerika:

Mehl, Getreide, Spermacetilichter, Meubles, Thran, Theer, Leder, Pech, Potaſche, Tauwerk, Zwieback, Salzfleiſch.

Aus Großbritannien und ſeinen Colonien:

Alle Arten von Baumwollenwaaren, Kattunen, feinen

Tüchern, Porcellan, verarbeitetes und unverarbeitetes Leder, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, roh und verarbeitet, Anker, Kabeltaue, Segeltuch, Kanonen; Porter, Käse, gesalzene Butter, Arzneimittel.

Aus Schweden und Dänemark:

Eisen, Stahl, Kupfergeschirre, Segeltuch, Stricke, Taue, Theer, Hanf, Breter und Masten.

Aus Deutschland:

Glas, Leinwand, Eisen- und Messinggeräthe, Blei, Kupfer, Zinn, Waffen, einiges Tuch; Butter, Mehl, Getreide, Rauch- und Salzfleisch; Manufacturwaaren, Meubles, Papier.

Aus den vereinigten Niederlanden:

Leder, roh und verarbeitet, Leinwand, Tücher, Waffen, Wachholderbranntwein, Bier, Papier.

Aus Frankreich:

Luxusartikel, Bijouteriewaaren, Meubles, Wachslichter, Arzneimittel, feine Liqueurs, Malereien und Kupferstiche, Bücher, Seidenzeuge, Spiegel, Hüte, feine Glaswaaren und Porcellan, Wein, Oel und getrocknete Früchte.

Aus Italien und den Inseln:

Wein, Oel, Papier, Seidenzeuge.

Aus Spanien:

Wein, Oel.

Aus Portugal und den Inseln:

Leder, Hüte, grobe Wollenzeuge, Töpferwaaren von Oporto, Schuhmacherarbeit, Wein, Oel, Salz, Essig, Stockfische, Schinken, Würste, getrocknete Früchte, Arzneimittel.

Aus den portugiesisch-afrikanischen Besitzungen:

Neger und zwar auf den erwähnten 48 Schiffen eine Zahl von wenigstens 18,000.

Mehr als Zugabe ist anzusehen: Goldstaub, Elfenbein, Pfeffer, Colombowurzel, Ebenholz, Kokkulikörner, Wachs, Palmöl, Mundubiöl, Gummi, Opal, Schwefel. —

Die Versendung aller Producte des Landes geschieht zu Wasser, oder mittelst Lastthieren zu Lande. Zur ersteren hat man Fahrzeuge zu 50 bis 100 Tonnen und kleine Barken, welche von einer Bai zur andern segeln. Die Transportunkosten sind nicht bedeutend. Desto kostspieliger ist die zweite Art, da der Pflanzer oder Gewerbtreibende die Erzeugnisse des Bodens und des Kunstfleißes oft hundert und mehrere Meilen weit, auf Maulesel geladen, versenden muß. Es gibt Leute, welche Truppen von hundert bis hundertfunfzig dieser nützlichen Thiere, nebst den nöthigen Aufsehern und Treibern, halten, die man entweder auf eine gewisse Zeit miethet, oder denen man ein Bestimmtes für die Aroba bezahlt. Die Forderung des Vermiethers richtet sich nach der Jahreszeit, den schlechten oder guten Wegen, den Bestandtheilen der Ladung und dem Preise des Futters (Milho), womit die Lastthiere während der Dauer der Reise vorzüglich unterhalten werden. Reiche Pflanzer halten so viele, als sie nöthig haben, auf eigene Rechnung. Wer solche weder besitzt, noch zu miethen vermag, sucht seine Erzeugnisse an Ort und Stelle zu verkaufen, und muß sie häufig, wenn nicht besondere Nachfrage Statt findet, zu jedem Preise hingeben*).

Die englische Flagge erfreute sich früher außerordentlicher Begünstigungen, und während alle übrigen Nationen für ihre eingeführten Producte 25 Procent zu entrichten

*) Es gibt Pflanzer in der Provinz S. Paulo, welche die Aroba (32 Pfund) Zucker, wenn dieser von Käufern auf ihrer Fazenda abgeholt wird, selten theuerer, als zwei Tostão oder zehn Vintem (34 Kr. unseres Geldes) verkaufen; die Schwierigkeit des Transportes an irgend einen Absatzort ist aber auch so groß, daß denselben Käufern, bis sie z. B. nach Santos, einem kleinen Hafen 20 bis 30 Liguas vom Innern des Landes entfernt, gelangen, die Aroba selbst auf 1000 Reis zu stehen kommt; bis nun der ganze Transport nach der Hauptstadt verführt und dort ausgeschifft wird, vermehren sich die Unkosten noch beträchtlich, und zwar so, daß trotz des beispiellos wohlfeilen Ankaufes der Gewinn des Käufers unbedeutend ist. —

hatten, bezahlte England nur 15. Seit aber Brasiliens Unabhängigkeit von den europäischen Mächten anerkannt ist, wurden vorerst Portugal, Frankreich und Preußen dieselben Vorrechte zugestanden*).

Nach der Ankunft des Königs Don João wurde die von bloßen Privaten gegründete Bank sanctionirt, und nahm den Titel Banco do Brasil an. Sie half zu den Bedürfnissen des Hofes und des Staates theils gegen Depositen von Werth, theils gegen Verpfändung künftiger Staatsgefälle aus, und erfreute sich in kurzer Zeit eines ausgezeichneten Credites. Als aber der König vor seiner Abreise bedeutende Fonds aus der Bank nahm, für die er einen Theil der Krondiamanten verpfändete, welche dann später, ohne die entlehnten Summen zurückzubezahlen, nach Europa zurückgeführt wurden, erlitt diese nützliche Anstalt große und nachtheilige Erschütterungen.

Die großen Massen baaren Geldes, welche von Ostindien- und Chinafahrern häufig ausgeführt werden, verursachen oft einen so außerordentlichen Mangel an Gold- und Silbermünze, daß nicht allein diese oft zu einem ungewöhnlichen Curse steigen, sondern auch die Zinsen in Wechselgeschäften manchmal (besonders seit der Dauer des jetzigen Krieges) bis auf 30 oder 35 Procent in die Höhe gehen. Nicht minder scheint die Operation der Münze, spanische Thaler aufzukaufen, und sie zu Stücken von 3 Pataccas umprägen zu lassen, bisweilen einen momentanen Geldmangel hervorzubringen. Für offene Rechnung ist ein Zinsfuß von 12 Procent üblich.

Zur Erleichterung des Handels wurde von der Bank Papiergeld eingeführt, welches aber nur für die Provinz

*) Es unterliegt keinem Zweifel, daß den freien Städten Hamburg, Bremen und Lübeck, diesen mächtigen Stützen des deutschen Handels, deren Abgeordnete sich gegenwärtig in Brasilien befinden, dieselben Vortheile eingeräumt werden, um so mehr, da sie die vorzüglichen Abnehmer brasilianischer Producte sind. —

Rio-de-Janeiro gültig ist. Banknoten von 500 mil Reis sind die höchsten, von 4 mil Reis die niedrigsten. Die Meinung, daß die Banknoten stets vermehrt werden, ohne daß neue Capitalzuschüsse erfolgen, der Umlauf einer Menge künstlich nachgeahmter, endlich das dem eingeborenen Kaufmanne ohnehin eigenthümliche Mißtrauen, haben den Credit dieses Papiergeldes sehr vermindert.

Nachstehend folgt eine vergleichende Tabelle der brasilianischen, französischen und deutschen Münze, ihres Gewichtes und Maßes.

Brasilianische Münze.	Werth in französischem Gelde.		Werth in deutschem Gelde im 24 Fl. Fuß.		
	Francs.	Cent.	Fl.	Kr.	Pf.
Gold: Dobra o 12 U 800 Reis . . .	80		37	7	2
„ A meia dobra o 6.U.000 R.	40		18	33	3
„ A peça de 4 U.000 R.	25		11	36	$\frac{1}{2}$
Silber: A peça de 3 pat. o 960 R.	6		2	47	$\frac{1}{2}$
„ A peça de 2 pat. o 640 R.	4		1	51	$1\frac{1}{2}$
„ A pataca o 320 R.	2			55	$2\frac{3}{4}$
„ A meia pat. o 160 R. . . .	1			27	$3\frac{3}{4}$
„ O tostão o 100 R.		$62\frac{1}{2}$		17	$1\frac{1}{2}$
Kupfer: A peça de 4 Vint. o 80 R.		50		13	$3\frac{3}{4}$
„ A peça de 2 Vt. o 40 R. .		25		6	$3\frac{7}{8}$
„ O Vintem o 20 R.		$12\frac{1}{2}$		3	$1\frac{7}{8}$
„ A peça de 10 R.		$6\frac{1}{4}$		1	$2\frac{7}{8}$
„ A peça de 5 R.		$3\frac{1}{8}$			$3\frac{1}{2}$

Gewicht.	Gramme.	Centgr.
O Quintal o 4 Arobas	58,709	
A Aroba o 32 libras	14,677	
A meia Aroba o 16 libras	7338	
A libra o 16 Onças	458	67
A Onça o 8 Oitavas	28	66
A Oitava o 72 grãos	3	58
O grão		5

Längenmaß.	Frankreich. Metres.	Millm.
A Legoa o 2842 brac. 8 palmas	6880	
A Braça o 10 palm.	2	174
A vara o 5 palm.	1	87
O covado o 3 palm.		652
O Palmo o 8 polleg. e 7 linhas		217
O Pé o 12 polleg.		304
A Pollegada o 12 linh.		25
A Linha o 12 Pontos		2

Flüssigkeitsmaß.	Litres.	Ct.litres.
O Tonel o 2 pipas	870	$41\frac{3}{10}$
A Pipa o 26 almudas	435	$20\frac{6}{10}$
O Almude { o 2 cantaros / o 2 potes }	16	$73\frac{9}{10}$
O Pote, o Cantaro o 6 Canadas	8	37
A Canada o 4 Quartilhos	1	$39\frac{5}{10}$
O Quartilho		$34\frac{9}{10}$

Körnergewicht.	Litres.	Ct.litres.
O Moio o 15 Fanegas	830	40
A Fanega o 4 Algueiras	55	36
O Algueire o 2 Meios	13	84
O Meio o 2 Quartos	6	92
A Quarta o 2 oitaves	3	46
A Oitava o o Selamim	1	73

VIII.

Landesübliche Art zu reisen.

Es ist unbedingt nöthig, daß derjenige, der sich als Landwirth in Brasilien niederzulassen gedenkt, selbst das Land bereise, um die zu seinem künftigen Wohnorte geeignetste Gegend kennen zu lernen. Liegt dieselbe längs einer der Hauptstraßen, so kann er sich an eine jener Karavanen (Tropas) anschließen, welche manchmal von der Hauptstadt mit Waaren und andern Lebensbedürfnissen nach dem Innern des Landes abgehen; er kauft zu diesem Zwecke ein eignes Reitthier, am besten einen guten Maulesel, welcher zu den Beschwerden der Reise mehr geeignet ist, als das Pferd; übergibt dem Führer der Karavane (Arriero oder Troupeiro) sein Gepäcke, wofür er ein Unbedeutendes an denselben entrichtet, und begleitet die Tropa so lange, bis der Weg, zur erwähnten Gegend führend, von der Hauptstraße abgeht; dann nimmt er sein Gepäcke hinter sich, sucht einen Neger zu miethen, der, als Wegweiser dienend und die allenfallsigen Hindernisse an der Reise beseitigend, sein Thier und, wenn es nöthig ist, die Küche besorget. Ist er genöthigt, das erwähnte Land in einer wenig bewohnten Gegend aufzusuchen, so vermehrt dieß allerdings die Beschwerden der Reise. Es wird ihm sodann besonders empfohlen, sich in dem Orte seines Aufenthaltes einen des Landes kundigen und als rechtlich bekannten Führer zu verschaffen, mit diesem für die Dauer der Reise einen Accord, seinen Taglohn betreffend, und zwar vor gültigen Zeugen zu

ſchließen, ſich mit demſelben in keine Vertraulichkeit einzulaſſen, und ſtets ein wachſames Auge auf ihn und das mitführende Gepäcke zu haben. Der Reiſende wird wohl thun, ſich mit guten Piſtolen, einer Flaſche Branntwein und einigen leicht fortzubringenden Lebensmitteln zu verſehen, welche letztere gewöhnlich von ſeinem Begleiter getragen werden. Der Reiſende darf ſich wegen der äußerſt ſchlechten und manchmal gefährlichen Wege keiner ängſtlichen Sorge überlaſſen; der ſichere Gang der Mauleſel iſt wirklich bewundernswürdig; man muß dieſem vorſichtigen Thiere an gefährlichen Stellen nur den Zügel laſſen; ſein Inſtinct thut dabei mehr, als die Vorſicht des geſchickteſten Reiters. In Gegenden, welche bewohnt ſind, findet man faſt allenthalben Buden (Vendas), welche die nothdürftigſten Lebensbedürfniſſe verkaufen; in einigen zuweilen eine kleine Kammer, worin man die Nacht, auf einer Holzpritſche ſchlafend, zubringen kann; in der Nähe der meiſten befindet ſich aber eine offene, nur mit einem leichten Dache verſehene Scheune (Rancho), unter welcher das Gepäcke der Laſtthiere aufgehäuft und dem Wanderer ein Obdach gegen Ungewitter und nächtlichen Thau angewieſen wird. Mit guten Worten und Bezahlung gelingt es ihm zuweilen, ſich eine Ochſenhaut als Lager zu verſchaffen, wo nicht, muß er, in ſeinen Mantel eingehüllt, die Nacht auf bloßer Erde liegend zubringen. Manchmal wird ihm die nothwendige Nahrung, aus Bohnen, Mandiocmehl, geſalzenem Specke und an der Sonne getrocknetem Fleiſche beſtehend, in der Venda zubereitet; beliebt dieß dem Wirthe (Vendeiro) nicht, ſo muß der Reiſende irgendwo ein Kochgeſchirr entlehnen, und ſelbſt für die Zubereitung des Mahles ſorgen; ſeinem Thiere wird gleich nach der Ankunft Sattel und Gepäcke abgenommen, ein Sack mit Milho um den Kopf gehängt, und, iſt letzterer verzehrt, der Eſel ſogleich nach der Weide getrieben, woſelbſt er ohne weitere Aufſicht bis

zur Fortsetzung der Reise bleibt; ist diese Weide (Pasto) nicht geschlossen, so werden dem Thiere die Vorderfüße zusammengebunden, damit es sich nicht zu weit entfernen kann. —

Obwohl diese unbevölkerten, mit fast undurchdringlicher Waldung bedeckten Gegenden dem Aufenthalte von Räubern und schlechtem Gesindel sehr günstig sind, so gehört es doch zu den außerordentlichen Ereignissen, wenn ein Reisender angefallen und beraubt wird. Das könnte höchstens von einem seinem Herrn entlaufenen Neger geschehen. Diese Menschen sind aber zum Glücke so feig, daß einige Entschlossenheit hinreicht, sie zu verjagen. Man muß natürlich nur die günstigste Jahreszeit, welcher anhaltend trockene Witterung vorhergegangen, zu seiner Reise wählen; wollte man diese gleich nach mehrtägigem oder bei wahrscheinlich eintretendem Regenwetter unternehmen, wodurch die Wege sogleich bodenlos werden, und die Gebirgsflüsse allenthalben austreten, so setzte man sich der Gefahr aus, auf halbem Wege, und vielleicht in einer der benannten schlechten Venda's, so lange liegen bleiben zu müssen, bis eine bessere Witterung die Fortsetzung der Reise erlaubte.

Die Gastfreundschaft ist in den durch Fremde noch wenig besuchten Gegenden sehr groß, und könnte man sich mit Empfehlungsbriefen an einige der dort wohnenden Pflanzer versehen, so ist man selten genöthigt, in den erwähnten schlechten Herbergen zu übernachten. Dem Reisenden wird als eben so bequem wie vortheilhaft empfohlen, sich in die übliche Tracht des Landes zu kleiden, welche in einer kurzen Jaquette von Tuch, engen Tuchhosen, hohen bis über die Knie reichenden Stiefeln von weichem Leder, einem großen

Mantel und einem breitrandigen Hute von grauem Filze beſtehet. Das braſilianiſche Reitzeug, nicht ſo ſchön für das Auge, als bequem, und für die gebirgige Gegend des Landes geeignet, wird beſſere Dienſte leiſten, als der von den Fremden gewöhnlich vorgezogene engliſche Sattel und Zaum. —

Zweites Buch.

I.

Anleitung zu dem Fortkommen der verschiedenen Stände des bürgerlichen Lebens, als: des Gelehrten, Künstlers, Kaufmannes, Soldaten, Handwerkers, Fabrikanten, Gärtners und Landwirthes in der Nähe der Stadt Rio-de-Janeiro.

Von dem gelehrten Stande möchte wohl nur der Arzt zur Auswanderung nach Brasilien aufgemuntert werden können; aber auch dieser nur dann, wenn er hinreichende Mittel besitzt, um in den ersten sechs Monaten unabhängig leben zu können, da er nicht immer erwarten darf, in der Armee oder bei den Spitälern Plätze offen zu finden. Nach den Gesetzen des Landes muß sich jeder Fremde einem Examen unterwerfen, vor dem ihm aber nicht besonders zu bangen braucht, denn die Herren Examinatoren sind größtentheils so unwissend, daß sie durch einige Einwendungen und die Bitte, um eine deutliche Erklärung der gestellten Fragen, so sehr in die Enge getrieben werden, daß sie das Examen so schnell als möglich beendigen. Wenn der Fremdling auch der portugiesischen oder französischen Sprache etwas mächtig seyn sollte, so thut er doch besser, davon nichts zu erwähnen, und zu verlangen, in lateinischer Sprache examinirt zu werden, ein Begehren, welches im Voraus als Schweiß treibendes Mittel auf die Herren Examinatoren wirkt. Wird derselbe angestellt, so findet sich wohl auch so viele Praxis (wozu ihm besonders gute Empfehlungsbriefe von Europa verhelfen können), daß diese und sein Gehalt ihm anständigen Unterhalt sichern. Ist der Ankömmling mit

Sprache, Gebräuchen und den Krankheiten der Einwohner bekannt, wozu einige Monate hinreichen, so stehen ihm mehrere Wege zu seinem Fortkommen offen*). Sollte

*) Da hier von Gebräuchen und Krankheiten der Einwohner die Rede ist, scheint es zweckmäßig, den Leser mit den brasilianischen Aerzten bekannt zu machen. — Ihre Zahl in der Hauptstadt ist sehr groß, welches man am besten aus den Todtenlisten abnehmen könnte, wenn solche vorhanden wären. Sie werden Doctoren genannt, obwohl von allen höchstens zwei oder drei die Universität von Coimbra mögen besucht haben. Wenn eine wichtige Miene am Krankenbette, bedeutungsvolles Achselzucken und eine große Zungengeläufigkeit Bedingnisse wären, an welchen man den talentvollen Arzt erkennt, so müßten die brasilianischen wirklich Wunder wirken. Es wird die Geduld des Europäers, der für ärztliche Berathung mit einem solchen Subjecte am Krankenbette zusammentrifft, auf eine harte Probe gestellt; denn nicht allein, daß diese unwissenden Menschen den Fremdling mit neidischen Augen betrachten, sie wissen auch seinen gründlichen und mit Sachkenntniß vorgetragenen Meinungen über das Befinden des Kranken nichts entgegenzusetzen, als ein höhnisches Lächeln und einen Schwall von Worten, deren Sinn sie selbst nicht verstehen, wodurch sie aber bei den Laien den Glauben an ihre große Gelehrsamkeit aufrecht erhalten. Setzt man übrigens diesem Benehmen Ruhe entgegen, fordert man, daß sie ihre Behauptungen durch wissenschaftliche Gründe unterstützen, so sind sie sehr leicht zum Schweigen zu bringen, und man wird nicht weiter von ihnen belästigt. Das Volk ist einmal daran gewöhnt, den Arzt als ein Wesen höherer Art zu betrachten, und der Europäer würde sich selbst schaden und seine Praxis sehr beschränken, wenn er sein äußeres Benehmen nicht nach der Sitte des Landes modeln wollte. Die höchste Eleganz in der Kleidung, feierliches, gleichsam in Gedanken verlorenes Einhergehen, eine bedenkliche Miene am Krankenbette, theilnehmendes und vielfältiges Befragen des Kranken, lange Recepte, deren Verfertigung großes Nachdenken zu erfordern scheint — Alles das ist unumgänglich nothwendig, um den Ruf eines geschickten Arztes zu erhalten. Wer sich dem Krankenbette ohne viele Umstände nähern, eine unbedeutende Erkältung oder einen leichten Zufall nur oberflächlich behandeln wollte, die Familie des Kranken leichthin beruhigend, daß nicht die mindeste Gefahr vorhanden sey, würde schwerlich ein zweites Mal von derselben gerufen werden. Der Arzt muß dort in dem unbedeutendsten Unfalle eine gefährliche Krankheit entdecken; erholt sich der Kranke schnell, so ist das eine Folge der geschickten Behandlung; stirbt er, so wird die Familie unter ceremoniösen Beileidsbezeugungen mit der Versicherung getröstet, daß er nicht zu retten war, und daß kein irdisches Wissen etwas gegen den Willen der Vorsehung vermöge. Die Familie bezahlt dann unter Betheuerung ihrer Dankbarkeit für die viele gehabte Bemühung, und ist die erste, den Herrn Doctor allenthalben zu entschuldigen. Wer sich in Brasilien aufhielt, ist sehr geneigt zu glauben, daß Le Sage's Doctor Sangrado wirklich gelebt habe. —

die Praxis ihn in der Stadt nicht befriedigen, ſo wird es ihm nicht ſchwer werden, mit guten Empfehlungen angeſehener Einwohner verſehen, ſich in den kleineren Städten oder Villa's des Innern als Arzt niederzulaſſen, weil dort Mangel an ſolchen iſt. Er kann, kommt er nur nicht ganz fremd hin, ſtets der liebevollſten Aufnahme gewiß ſeyn, und ein Paar glückliche Curen, irgend eine gelungene Operation reichen hin, ihm das allgemeine Zutrauen zu erwerben, und eine mit ſeinen Ausgaben im Verhältniſſe ſtehende Einnahme zu verſchaffen. Hat man ſich einmal von des Doctors Fähigkeiten überzeugt, ſo rechnen die angeſehenſten Familien es ſich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen, und er kann verſichert ſeyn, daß die Bewerbung um die Tochter irgend einer derſelben ſehr gut aufgenommen wird. Von dieſem Augenblicke an hört er auf, ein Fremder zu ſeyn, und indem er damit der alten Heimath entſaget, iſt ſein künftiger Wohlſtand in dem neuen Vaterlande gegründet. Sollte er übrigens auch hier nicht gut fortkommen, ſo koſtet es wenige Mühe, bei irgend einem reichen Pflanzer Hausarzt zu werden, um ſo mehr jetzt, wo jedem Eigenthümer vieler Neger doppelt an ihrer Erhaltung liegen muß; die Beſoldung daſelbſt iſt zwar nicht bedeutend, und geht, bei freier Wohnung und Verpflegung, ſelten über zweihundert mil Reis, welche aber auch beinahe ganz zurückgelegt werden können; ähnliche Contracte können auch mit benachbarten Pflanzern gemacht werden, ſo, daß jährlich ein ſchönes Sümmchen verdient wird. Viele Unterhaltung gibt es allerdings nicht, aber man gewöhnt ſich allmählig an die auf dem Lande übliche Lebensweiſe. Das immerwährende Kämpfen mit Nahrungsſorgen, das dem nicht ſehr glücklichen Arzte eines armen Landſtädtchens Deutſchlands das Leben gerade nicht ſehr erleichtert, iſt wohl auch nicht beſſer, als ein ſorgenloſes Daſeyn in Braſilien. —

Dem denkenden Arzte, dem Freunde der Natur wird aber gewiß die Zeit nicht lang werden. Er hat hier mehr als irgendwo Gelegenheit, sich einen großen Ruf zu erwerben, die Wissenschaft mit seinen Beobachtungen zu bereichern, und die leidende Menschheit mit der wundervollen Heilkraft vieler Pflanzen und Kräuter bekannt zu machen, deren es eine Menge gibt. Ihm endlich ist es vor allen seinen europäischen Collegen möglich, gleich dem Entdecker der trefflichen Wirkung der Ipecacuanha, durch Auffindung eines eben so nützlichen Gewächses seinen Namen auf die dankbare Nachwelt überzutragen. Man fängt bereits an, einer gleich der Ipecacuanha in Wäldern wachsenden Wurzel, von den Eingeborenen Reis preta (Chioccoca anguifuga) genannt, und seit langer Zeit gegen die Folgen des Bisses giftiger Schlangen angewendet, besondere Heilkräfte beizulegen, und obwohl dieses nur Vermuthungen sind, und die angeblich mit derselben in Brasilien gemachten Versuche und außerordentlichen Resultate keinen besonderen Glauben verdienen, so wäre doch sehr zu wünschen, daß europäische Aerzte, bei hiesigen Militairspitälern angestellt, die mediciniſchen Wirkungen dieser Wurzel, besonders gegen Wassersucht angewendet, untersuchen möchten.

An Wundärzten ist großer Mangel, und obwohl der Eingeborene ihre Hülfe bei nothwendigen Operationen aus angeborener Furcht vor dem Messer, welches freilich hier auf eine barbarische Weise gehandhabt wird, nur im höchsten Nothfalle anspricht, so fehlt es doch keineswegs an Gelegenheiten, seine Kunst auszuüben, und dafür reichlichen Lohn zu ernten. —

Obgleich von allen Ständen der des Kaufmannes am leichtesten die schnelle Erlangung von Reichthümern darzubieten scheint, so sind die Warnungen, „dieses nicht in Brasilien zu erwarten," für denselben doch wohl nicht überflüssig, da man bei ihm mehr Kenntniß der Umstände durch seine Beschäftigung als Kaufmann voraussetzen darf.

Es wird daher nur bemerkt, daß die Concurrenz von allen Nationen hier außerordentlich ist, und überdieß der deutsche Handel durch mannigfache Schwierigkeiten gedrückt wird. Die meisten hier ansässigen Kaufleute beschäftigen sich mit dem Commissionsgeschäfte. Ohne gute Verbindungen in Europa kann daher ein Haus hier nicht bestehen, und auch bei diesen muß es gewärtigen, sein Brod nur sauer zu verdienen. Wer sich mit Detailhandel beschäftigen will, wozu ein kleines Capital nöthig ist, findet verhältnißmäßig mehr Nutzen, jedoch muß man zu diesem Endzwecke sich mit den Gebräuchen des Landes und der Art und Weise des Verkehres vorher genau bekannt machen. Wer hierher in der Absicht kommt, eine Stelle auf einem Comptoire zu suchen, soll wenigstens der englischen Sprache ganz mächtig seyn. Doch darf man das Niemandem anrathen, da selten Stellen frei sind, und die meisten Häuser sich Leute aus Europa engagiren. Auf jeden Fall sollte der hierher Reisende stets so viel mit sich bringen, um sechs Monate davon leben, und nöthigenfalls wieder zurückkehren zu können. —

Für den Künstler zeigen sich eben noch keine günstigen Aussichten. Ein Paar Instrumentenmacher, einige geschickte Zimmerleute, welche die Erbauung und den Mechanismus der verschiedenen Arten von Mühlen, besonders Stampf- und Sägemühlen, wohl verstehen, dürften, sobald sie einmal bekannt sind, um so mehr jetzt eines guten Erwerbes gewiß seyn, als man bald anfangen wird, die Wichtigkeit menschenersparender Maschinen einzusehen. — Ohne hinlängliche Mittel, um wenigstens einige Monate von denselben leben zu können, möchten diese Männer sich aber die erste Zeit ihres Aufenthaltes in mancher Verlegenheit befinden.

Den freien Mann, der nach Brasilien kommt, um als Soldat zu dienen, müssen wohl mancherlei Gründe zu dieser sonderbaren Wahl seines Fortkommens bewegen, und zwar entweder große Versprechungen von Seelenver-

käufern oder Werbern*), der Wunsch nach Veränderung, Abneigung gegen Arbeit und nützliche Beschäftigung, oder begangene Vergehen, welche ihn der Achtung der bürgerlichen Gesellschaft unwerth machten, von der er sich zu entfernen wünscht. Liebe zum Soldatenstande kann gar nicht bei einem solchen Manne gedacht werden; denn wem könnte er mit mehr Lust dienen wollen, als seinem Vaterlande und seinem Fürsten, welche ihn achten, und dessen Bürger und Unterthan er ist, für welche zu fechten und zu sterben sein Stolz seyn muß? Begreiflich ist das Hierherkommen vieler mit dem Zustande des brasilianischen Militairs unbekannten Officiere, die, auf halben Sold gesetzt, oder mit der Aussicht, nie vorwärts zu kommen, so gut nach Brod und Avancement gehen müssen, wie der Gelehrte oder Kaufmann nach Unterhalt und Gewinn. Es werden sich aber Officier und Gemeiner selbst in ihren bescheidensten Erwartungen getäuscht finden!

Wenn es Einigen gelang, mit einem erhöhten Grade in die Dienste des Kaisers von Brasilien zu treten, so wurden die Kenntnisse und Verdienste Anderer desto weni-

*) Unverschämtheit gehört zwar zu dem Gewerbe eines privilegirten Seelenmäklers oder Werbers; dennoch wird diese von einzelnen zu weit getrieben. Diese Menschen wagen es, alten und würdigen Officieren einen hohen Rang im brasilianischen Heere und selbst unmittelbar in der Umgebung des Kaisers zu versprechen, obwohl sie von demselben den ausdrücklichen Befehl haben, jenen Officieren, welche geneigt sind, in der brasilianischen Armee zu dienen, höchstens die Anstellung mit ihrem früher gehabten Range zuzusagen. Es wurden aber bereits so viele Officiere nach Brasilien geschickt, daß ein großer Theil von einem kümmerlichen Wartegelde so lange zu leben genöthigt ist, bis er in jene Chargen einrückt, die eben erledigt sind, und von welchen viele, welchen in Europa ein Bataillon versprochen war, sich bereitwillig mit einer Fähndrichstelle begnügen müssen. — Das Avancement in den fremden Truppen wird aber weder nach der Anciennetät, noch nach Verdienst vorgenommen. Es hängt, wie die Anstellung der Officiere, allein von Willkühr ab. Erbärmliche Menschen, die nie gedient hatten, wurden Capitains, würdige und unterrichtete Officiere Fähndriche; es sind einige der so schändlich Betrogenen wieder zurückgekehrt, sie werden meine Aussage bestätigen.

ger berücksichtigt; übrigens ist des Officieres Existenz précär und sein Sold im Verhältnisse des theueren Lebens und der sehr kostspieligen Kleidung geringer, als in jeder europäischen Armee. Von dem Einwohner wird der fremde Soldat gehaßt, von der Regierung als Miethling betrachtet, er wird schlecht besoldet, schlecht verpflegt, sklavisch behandelt und mit Exerciren und Dienst überhäuft. Er ist endlich keinen Augenblick sicher, nicht in irgend eine Gegend des ungeheueren Reiches geschickt zu werden, um daselbst mehr noch gegen die Beschwerden des Klima's und die größten Entbehrungen, als gegen die Feinde des Landes zu kämpfen.

Was aus und mit ihm werden soll, wenn Gebrechlichkeit oder Alter ihn zum ferneren Dienste untauglich machen, ist noch nicht ausgesprochen. Einiges Licht auf die Schattenseite dieses Gemäldes wirft aber die Hoffnung für den Unterofficier und Gemeinen, nach einer Anzahl Dienstjahre seinen Abschied zu erhalten. Er hat sodann die freie Ueberfahrt abverdient, die Landessprache erlernt, sich an Klima und Lebensweise gewöhnt, und kann sich, wie er will, als Handwerker in der Stadt oder auf dem Lande häuslich niederlassen. Das sind zu berücksichtigende Vortheile.

Es dürfte den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, zu erfahren, wie das brasilianische Militair besoldet ist. Ein kaiserliches Decret vom 28. März 1825 bestimmt dieß folgendermaßen*):

---

*) Zur Erleichterung der Leser folgt hier eine Wiederholung der Verwandlung des brasilianischen Geldes in deutsches:

1 mil Reis	=	2 Fl.	47 Kr.	½	Pf.	
100 =	=		17 =	1 =	4	Hlr.
20 =	=		3 =	1 =	7	=
10 =	=		1 =	2 =	7	=

Plätze.	Monatliche Gold. Reis.	Dienstleistungen.	Monatliche Gratificationen im Felde. Reis.	Tägliche Rationen. Vom Tage des Ausmarsches, dem Bezuge der Erhebungslager, od. dem Beginnen eines Feldzugs angefangen.	Tägl. Pferderationen, jede zu 240 Reis.
Feldmarschall	200000	Als Befehlshaber des Heeres	Ist von d. Stärke d. Heeres u. der Wichtigkeit d. Operationen abhängig.	20	16
		Heer	ditto	20	16
		Division	140000	12	8
Generallieutenant	140000	Platz oder District	30000	12	4
		Festung	30000	12	0
		Division	90000	8	6
Marechal de Campo	110000	Platz oder District	30000	8	3
		Festung	30000	8	0
		Brigade	80000	5	4
Brigadier	80000	Platz oder District	30000	5	2
		Festung	30000	5	0
		Brigade	80000	5	4
Oberst	70000	Corps	30000	3	2
		Im Generalst. I. Cl.	20000	3	2
		II. Cl.	10000	3	0
		Corpscommandant	30000	2	2
Oberstlieutenant	60000	Im Generalst. I. Cl.	15000	2	2
		II. Cl.	8000	2	0
		Corpscommandant	30000	2	2
Major	50000	Im Generalst. I. Cl.	15000	2	2
		II. Cl.	8000	2	0
		Corps	30000	1	1
		Compagnie	10000	1	0
Hauptmann	30000	Im Generalst. I. Cl.	10000	1	1
		II. Cl.	6000	1	0
		Comp. Command.	10000	1	0
Lieutenant	25000	Im Generalstabe	6000	1	1
		In der Linie	4000	1	0
		Comp. Command.	10000	1	0
Fähndrich	22000	Im Generalstabe	6000	1	1
		In der Linie	4000	1	0

Kleiner Generalstab der Corps.

Plätze.	Täglicher Sold. Reis.	Ration.
Sergeant-Adjutant	340	1
Sergeant-Quartiermeister, oder Wagenmeister	280	1
Tambour-Major	140	1
Stabshornist	260	1
Schmied, Sattler, Büchsenmacher	100	1
Musikmeister	940	1
Hautboisten I. Classe	370	1
II. "	220	1
III. "	140	1

Plätze der Compagnie.	Inf. u. Jäger.	Cavallerie.	Feldartillerie.	Positt. Belagrg.	Train.	Feuerwerker.	Auf jeden Platz täglich eine Ration.
	Reis.						
Fahnenträger		380					
Erster Sergeant	200	250	250	240	260	280	
Zweiter Sergeant	140	200	200	210	220	240	
Fourier	120	150	150	160	180	220	
Corporal	100	120	120	120	160	190	
Gefreiter (Aspencada)	95	110					
Gemeiner	90	100	100	100	140	130	
Tambour, Hornist, Trompeter	120	180	180	120	180	120	

Anmerk. Die Ober- und Unterärzte der Armee nebst ihren Gehülfen erhalten den Sold und die Gratificationen nach dem Range, den sie in derselben einnehmen.

Ein kaiserliches Decret vom 1. Decbr. 1824 befiehlt endlich die Organisation der brasilianischen Militairmacht auf folgende Weise:

Die erste Linie des Heeres besteht aus:

1. Infanterie. Grenadiere. 4 Bataillons.

Effectivstand eines Bataillons.	Plätze. Stab.	Officier.	Unteroffic. u. Soldat.	Total der Plätze.
Infanterie	6	18	529	553

2. Jäger. 27 Bataillons.
Die Organisation ist die der Grenadiere.
3. Cavallerie. 7 Regimenter.

Effectivstand eines Regimentes.	Plätze. Stab.	Officier.	Unteroffic. u. Soldat.	Total der Plätze.
Cavallerie	15	24	428	467

4. Artillerie. { 12 Brigaden Fußartillerie,
15 Brigaden berittene Artillerie*).

Effectivstand einer Brigade.	Plätze. Stab.	Officier.	Unteroff.	Soldat.	Stücke zu 6 Kaliber.	Pferde und Maulesel.	Total der Plätze.
Artillerie		3	21	76	6	49	100

Anmerk. Ausländische Officiere wurden bisher nur im Ingeniercorps und bei den fremden Grenadier- und Jägerbataillons angestellt.

Die Miliz des Reiches, seit 20 Jahren sehr gut organisirt, aus eigenen Mitteln gekleidet, vollkommen bewaffnet und exercirt, bildet, nach erwähntem kaiserlichen Decrete

die zweite Linie des Heeres.

Die innere Organisation derselben ist ganz dieselbe, wie die der ersten Linie, und besteht aus:

Infanterie. 4 Regimenter.
Jäger. 52 Bataillons.
Cavallerie. 26 Regimenter.
Artillerie. 16 Brigaden Positionsgeschütz.

*) Die berittene Artillerie ist noch nicht organisirt.

Bei der bisher noch kleinen Bevölkerung des brasiliänischen Kaiserthums ist sehr zu wünschen, daß ein dauernder Friede die Aufforderung der Milizen zum wirklichen Dienste unnöthig mache; im gegenwärtigen Augenblicke ist beinahe die Hälfte derselben in Activität.

Die Handwerker, und unter diesen besonders der Zimmermann, Maurer, Schmied, Schreiner, Tischler, Wagner, Bäcker und Fleischer, sind berechtigt, das beste Fortkommen in Brasilien zu erwarten. Es fehlt hier nie an Arbeit, der Lohn ist gut, und obgleich in den großen Städten der Unterhalt theuer ist, so kann man dennoch, einmal mit der Oertlichkeit bekannt, daselbst billig leben *). Um sich als Meister allein oder mit Familie zu setzen, ist ein Capital von wenigstens 300 mil Reis nöthig, bedeutend weniger, wenn der Handwerker die nöthigen Werkzeuge mit sich bringt. Der gewöhnliche Verdienst des Gesellen nebst Kost und Wohnung ist täglich 3 bis 4 Patacken; treten aber ein Paar Zimmerleute und Maurer zusammen, und übernehmen größere Arbeiten in der Nähe der Stadt oder auf dem Lande in Accord, so kann sich Jeder täglich nach seinem Fleiße auf 8 bis 9 Patacken arbeiten. Der Lebensunterhalt ist daselbst äußerst billig. —

Mit einiger Sparsamkeit wird es dem Arbeiter leicht werden, schon nach Verlauf des ersten Jahres seines Aufenthaltes so viel zurückzulegen, als zum Ankaufe eines Negers erforderlich ist, welchen er in 5 bis 6 Monaten so weit bringen kann, daß er ihm einstweilen mit Nutzen an die Hand geht. Kann demselben später Arbeit anvertraut werden, so verdient er ihm, nach Maßgabe seiner Geschicklichkeit, täglich anderthalb bis drei Patacken. Hat der Meister seine Kunden mit guter und möglich schneller Arbeit bedient, so kann er ganz gewiß seyn, daß Einer

*) Am Schlusse dieses Werkes wird der Leser eine Liste über die Preise der verschiedenen Lebensbedürfnisse finden.

ihn dem Andern empfiehlt, und die Arbeit nie fehlt, da die Eingeborenen den Fremden stets den Vorzug geben. Man sollte nun allerdings glauben, daß es unter den eingewanderten Handwerkern bereits Viele geben müsse, die sich eines gewissen Wohlstandes erfreuten. Da das indeß nicht der Fall ist, und die Meisten von einem Tage zu dem andern leben, und noch eben so arm, als zur Zeit ihrer Ankunft sind, so wird es vielleicht Manchem angenehm seyn, zu erfahren, woran die Schuld ihres ungünstigen Geschickes liegt.

Der Feiertage der hiesigen Kirche sind unglaublich viele. Der Eingeborene bringt dieselben theils in der Kirche, theils in der Mitte seiner Familie zu. Der Deutsche, gewohnt an diesen Tagen Wirthshäuser zu besuchen und zu zechen, folgt natürlich auch diesem Hange hier, obwohl es nur sogenannte vornehme Gasthäuser gibt, in welchen besonders Getränke äußerst theuer sind*). Bei der Hitze des Klima's und den geistigen Bestandtheilen derselben sind diese, werden sie nicht mit großer Mäßigkeit genossen, schnell berauschend und wenig Durst löschend. Einmal im Taumel, bleibt es nicht bei einer Flasche, der Verdienst mehrerer Tage fällt in die Tasche des Wirthes, und dem Leichtsinnigen bleibt von den sogenannten Freuden dieses Tages nichts, als ein wüster Kopf, die Unmöglichkeit, den folgenden Tag zu arbeiten und zu verdienen, und, wiederholt er diese Lebensweise öfters, die Gewißheit zu erkranken.

Wie angenehm und gut könnte nicht der verheirathete Handwerker leben? Die erste Einrichtung in der Stadt zehrt allerdings seine kleinen Ersparnisse oder das mitgebrachte Capital auf, aber diese Ausgabe hat er nur ein Mal zu machen. Was ferner verdient wird, ist, nach

*) Eine Flasche Bier kostet anderthalb, eine Flasche Wein einen Patacken.

Abzug der nicht bedeutenden Unterhaltskosten seiner Familie, reiner Verdienst, und gehört in die Sparbüchse. Ist nun des Mannes Frau auch Hausfrau, besorgt den Einkauf der Lebensmittel und ihre Bereitung selbst, kleidet sich und ihre Kinder einfach, aber reinlich, und besetzt den Tisch mit gewöhnlicher, aber schmackhaft bereiteter Kost, so ist die Familie bei solcher Lebensweise ihres künftigen Wohlstandes gewiß. Aber die Frauen europäischer Handwerker glauben in Brasilien die in dem Vaterlande für ihren Stand meist übliche Tracht nicht beibehalten zu dürfen — es müssen seidene Roben und Hüte mit Federn getragen werden. Der Mann, wenn er neben seiner Frau öffentlich erscheinen soll, muß also auch mehr Kleideraufwand machen*), muß seiner Gattin eine Negerin miethen, weil die neugebackene Dame keine grobe Hausarbeit mehr verrichten kann, und so geht der Erwerb weg, und Elend ist das Ende. Andere bringen ihr Verdienst an der Tafel durch, und wenn Armuth sich endlich einstellt, bedauert sie Niemand, nicht einmal die Freunde, welche mit verzehren halfen.

Es wird um die Stadt her sehr viel, besonders inländisches Gemüse gebaut. Nichtsdestoweniger würde sich ein Gärtner hier recht gut fortbringen. Er bedarf übrigens eines Betriebscapitals von wenigstens 200 bis 250 mil Reis, um Land so nahe als möglich an der Stadt pachten und wenigstens ein halbes Jahr mit seiner Familie leben zu können. Er muß Familie besitzen, oder reich genug seyn, um Neger kaufen oder miethen zu können, denn ohne Gehülfen ist kein Beginnen möglich. Der Boden in der Nähe der Stadt an sich sandig und wenig fruchtbar, ist von den Eingeborenen, die zu träge sind, sich Dünger zu verschaffen, gänzlich erschöpft worden;

*) In Brasilien unterscheiden sich die Stände nicht durch die Kleidung; das weibliche Geschlecht kleidet sich nach französischer Mode, und erhält von Paris, was dort Niemand mehr tragen will. —

es bedarf daher einer sorgsamen und verständigen Pflege, um ihn wieder in Aufnahme zu bringen. Auch ist mancher oft vergebliche Versuch nöthig, um die zur Aussaat europäischer Gemüse am meisten geeignete Jahreszeit kennen zu lernen. Diese Umstände geben dem Anfänger in ersten Jahre wenig Hoffnung zu einer guten Einnahme. Desto befriedigender wird sie aber im zweiten und den folgenden Jahren seyn, ahmt anders der Gärtner nicht der Trägheit der inländischen nach, die nur dann ihre Beete mit Gemüsen gefüllt haben, wenn diese bei einer ihnen zusagenden Witterung beinahe ohne alle Pflege wachsen und gedeihen, wogegen in der sogenannten trockenen und in der heißen Jahreszeit ihre Ländereien, der allerdings mühsamen Pflege entbehrend, leer und verödet dastehen. Dieses ist nun der Augenblick, in welchem der Europäer Kunst und Fleiß aufbieten muß, um mit in- und ausländischen Gemüsen wohl versehen zu seyn, welche er gewiß ist, zu außerordentlichen Preisen zu verkaufen, und die, ist er einmal bekannt, von den mit Grünem handelnden Negern in seiner Behausung abgeholt werden *).

Die beliebtesten europäischen Gemüse sind: weißer und rother Kohl, verschiedene Arten Salat, Pory, Petersilie, Pastinakwurzel, Zwiebel, Spargel (die aber nur sehr dünn wachsen, und schnell in Samen schießen), Gurken, Artischocken, rothe und gelbe Beete, Monatrettige, Zuckererbsen und grüne Bohnen. Inländische, den Eingeborenen fast unentbehrliche Gemüse und Früchte sind:

Tomates (Paradiesapfel, Liebesapfel), Machichos, Ginganbas oder Quiabás, verschiedene Pfefferarten, als: Pimento verde, malagueta, pimentão, Quandos (ein Staudengewächs, dessen Früchte einer grünen Bohne gleichen), Feigão, der Name der ausgehülseten und

*) Um diese Zeit wird ein Kraut- oder Kohlkopf oft mit 8 bis 10 Vintem, eine Salatstaude mit 2 bis 4 Vintem bezahlt, eben so theuer die inländischen Gemüse. —

getrockneten Bohne, Melão (die europäische Melone), Melancia, die Wassermelone, und die herrliche Ananas.

Man macht ferner den Gärtner aufmerksam, daß, wenn er es versteht, Gemüse, z. B. kleine Gurken, Machichos, rothe Beeten u. s. w. in Essig einzumachen, solche äußerst vortheilhaft den von Brasilien abgehenden Schiffen zu verkaufen sind.

Die europäischen Gemüse arten schon im zweiten Jahre aus, und müssen stets durch frische Samen ersetzt werden. Der Gärtner wird daher wohl daran thun, in Europa gute Verbindungen zu unterhalten, um immer frische und gute Sämereien von daher beziehen zu können.

Mit Seife und Lichtern werden ganze Schiffsladungen hierher gebracht, nichtsdestoweniger sind nur wenige Versuche gemacht worden, kleine Fabriken zur Bereitung dieser Gegenstände anzulegen. Diese Gewerbe müssen sich nur nicht, wie bisher geschehen, in der Stadt niederlassen, woselbst die erforderliche geräumige Wohnung, Holz, Wasser und Asche sehr theuer sind. In einiger Entfernung von der Stadt ist erstere sehr wohlfeil zu haben; letztere kosten häufig nichts. Man könnte dagegen einwenden, daß der Hin- und Hertransport kostspielig sey; ist man aber einmal im Lande bekannt, gibt es viele Gelegenheiten, welche dieses kleine Hinderniß beseitigen. Bringen diese Fabrikanten die zu ihrem Gewerbe nöthigen Geräthe mit sich hierher, so dürfte ein Capital von 300 bis 350 mil Reis zu dem Beginnen ihres Unternehmens hinreichen. Das gute Gedeihen desselben hängt besonders von ihrer Thätigkeit ab; und sie können bei guter Eigenschaft ihrer Erzeugnisse eines großen Absatzes gewiß seyn. Haben dieselben einmal ein kleines Capital erübrigt, empfiehlt man ihnen den Talg direct von der Provinz Rio grande do sul zu beziehen, woher jede Woche Küstenschiffe mit getrocknetem Fleische, Häuten, Hörnern und Talg ankommen. Die nöthige Potasche, von der hier keine Vorräthe sind, muß aus Europa oder Nordamerika bezo-

gen werden. Erlauben es nun der Unternehmer Mittel, und läßt sich die Potasche lange bewahren, so würde es ihnen sehr zu statten kommen, einen kleinen Vorrath derselben hierher zu bringen.

Es gibt hier nur Muschelkalk, der schlecht und, unter freiem Himmel gebrannt, häufig ganz verflüchtet ist, ehe er verkauft wird. Es ist ihre Sache, sich selbst an Kalkbrennereien zu wenden, um guten Kalk zu erhalten. Die Arobe englischer Seife wurde bisher im Durchschnitte um 4 mil Reis, die Arobe ganz gewöhnlicher Lichter zu 4 mil 500 Reis verkauft; die Arobe des besten Talges kostete während des Friedens 2 mil 500 bis 3 mil Reis; die Alqueire Salz 500 Reis. Bleiben einige Zeit Schiffe mit Seife und Lichtern aus, so steigen diese Producte sogleich um den dritten Theil, manchmal um die Hälfte im Preise. — Auch ein Leimsieder möchte sich recht gut ernähren, da er sich Hautabfälle, Klauen u. s. w. ohne Unkosten verschaffen kann.

Für die Landwirthe ist der Verkauf der Milch an nahe gelegene volkreiche Städte der höchste, sicherste und wenigst mühsame. Die Anlage einer Molkerei so nahe als möglich bei Rio-de-Janeiro berechtigt daher zu sehr befriedigenden Erwartungen, und der Verfasser glaubt, etwas bemittelte Auswanderer auf diesen einträglichen Zweig der Landwirthschaft besonders aufmerksam machen zu müssen. Er ist aus eigener Erfahrung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Besitzer eines mäßigen Capitals, nach Beseitigung der sich ihm entgegenstellenden, nicht unbedeutenden Hindernisse, auf diesem Wege allein, und in nicht langer Zeit, zu einigem Wohlstande gelangen könne.

Unter die größten Hindernisse gehört der Mangel an Ländereien nahe bei der Hauptstadt, welche sich zur Anlage einer Molkerei eignen. Die meisten sind mit Landhäusern besetzt, nur dem Vergnügen und dem Genusse einer gesunderen Luft gewidmet, und werden zu äußerst hohen Preisen verpachtet. Andere sind große Gemüsegär-

ten, oder von so kleinem Umfange, daß man nur ein Paar Kühe auf denselben halten kann. Einige Stunden von der Stadt kann man aber nach vielfältiger Nachfrage eher seinen Zweck erreichen. Es ist für diesen Zweig der Landwirthschaft unbedingt besser, Land zu pachten, als zu kaufen. Der Molkerei treibende Pachter pflanzt keine Bäume, er verbessert den Boden, aber er erntet auch in jedem Jahre dessen Erzeugnisse. Endet der Pacht, bleibt nichts zurück, als grünes Futter, und dieses kann vorher noch geschnitten und verkauft werden. Ließ der Pachter einige kleine Verbesserungen an Wohnung und Stall vornehmen, so haben sich diese durch mehrjährigen Gebrauch und Nutzen vielfältig abbezahlt. Endlich bleibt das in Händen habende Capital ihm ganz zur beliebigen Verwendung, und es kann so viel von demselben zurückgelegt werden, um, im Falle ihn Unglück betreffen sollte, nicht gänzlich von allem Gelde entblößt zu seyn. Vor schlechtem Boden und höchst nachlässiger Cultur desselben darf der Pachtlustige nicht erschrecken. Wer sein Land im guten Stande erhalten hat, wird es nicht verpachten. Gewöhnlich sind die der Stadt nahe liegenden Ländereien mit einem von der Küste von Angola herübergebrachten Grase bepflanzt, hier Capim genannt, welches man auf zu verpachtenden Gütern sparsam und halb abgestorben antrifft. Diese Pflanze ist übrigens bei gänzlichem Mangel an auch nur erträglichen Weiden das einzige Nahrungsmittel des Viehes. Dem angehenden Pachter wäre daher folgendes Beginnen anzurathen*). Sein erstes Augenmerk muß auf die Stallung gerichtet seyn. Ist keine vorhanden, läßt er eine aufführen, groß genug, so viel Kühe unterzubringen, als er im ersten Jahre zu halten gedenkt. Diese Stallung ist nichts weiter, als ein offener

*) Der Verfasser setzt hier, wie in den nachfolgenden Abhandlungen über brasilianische Landwirthschaft, voraus, daß der Einwanderungslustige ein erfahrner Landwirth sey.

Schoppen (Remise) mit einer Wand gegen die Wetterseit zu, einigen Säulen und einer leichten Bedachung von Ziegeln. Mit Hülfe eines Zimmermanns thut man am besten, dieses Gebäude selbst aufzurichten. Bei der innern Einrichtung wird der denkende Landwirth die zweckmäßigste berücksichtigen. Findet sich Stallung für einiges Vieh vor, kauft er sogleich so viel trächtige Kühe, als er mit dem bereits gepflanzten Futtergrase ernähren zu können glaubt*), und zwar, um Dünger zu erhalten. Er widmet nun seine ganze Aufmerksamkeit der Verbesserung des Bodens, um alsdann zum Pflanzen schreiten zu können. Um sobald als möglich eine beträchtliche Menge Dünger zu erhalten, empfiehlt man eine künstliche Zubereitung desselben (Compost) aus allen Arten aufzutreibender Pflanzen, Rasen, Asche, Kalk u. s. w. schichtenweise auf einander gelegt, öfters mit Wasser oder Mistjauche begossen, und kommt diese Masse in Gährung, umgestochen, um sie mit der Atmosphäre in Verbindung zu bringen. Bei der Wärme des Klima's ist diese Masse nach vier Wochen zersetzt, und kann mit Erfolg gebraucht werden. — Während dieser Zeit läßt der Pachter ein Stück Land herrichten, wählt hierzu vorzugsweise gelindes Regenwetter, oder die Morgen- und Abendstunden, läßt den vorgefundenen Capim, so oft eine Stelle desselben abgeerntet wird, vom Unkraute reinigen, und, konnte er sich zufällig von seinen Nachbarn Dünger oder Asche verschaffen, diese bei Regenwetter oder starkem Thaue über diese Stelle breiten. Erlaubt es die Jahreszeit, wird nun mit Capimpflanzung angefangen**). Es gibt übrigens mehrere Grasarten, deren wenigstens oberflächliche Beschreibung dem Landwirthe nicht überflüssig scheinen möchte.

---

*) Es wird angenommen, daß zu dem Unterhalte einer mittleren Kuh von 300 bis 350 Pfund, 2½ Morgen (den Morgen zu 180 Quadratruthen) mit dicht stehendem Capim erforderlich sey. —

**) Während der Monate Junius, Julius und August oder der sogenannten kalten Zeit wächst der Capim beinahe gar nicht. —

Das afrikanische Futtergras, Capim de Angola genannt, das am häufigsten gepflanzte, ist dem in Europa, besonders in England bekannte Fioringrase am ähnlichsten, hat eine vielästige Wurzel, welche Halme treibt, die, wenn sie Raum finden, unten niederliegen, kleine Knoten ansetzen, welche wieder Wurzel fassen und andere Halme treiben, die sich in mehrere Aeste theilen, und schmale, lange Blätter ausstoßen. Dieses Gras liebt vorzugsweise einen feuchten, aber nicht sauern Moderboden, wächst daselbst sehr schnell, erreicht, ungeschnitten, eine Höhe von 6 bis 7 Fuß, und kann drei- bis viermal im Jahre geerntet werden. Es kommt aber auch in gutem Sandboden fort, und bei weniger Pflege kann man auf drei Schnitte rechnen; man muß es nicht zu lange auf dem Felde stehen lassen, weil die Halme sonst hart und trocken werden, und das Vieh, sie verschmähend, nur nach den frischen Spitzen sucht. Dieser Capim ist nahrhaft, dauert, wenn er vom Unkraute rein gehalten und gut gedüngt wird, drei bis vier Jahre, erträgt große Hitze, anhaltende Trockenheit, und wird, in Stücke geschnitten, welchen man immer zwei Knoten läßt, als Ableger fortgepflanzt.

Eine andere Art ist der Capim de colónia, der aus seinen Wurzeln eine große Menge kurzer Halme mit langen, schmalen Blättern treibt, nicht unähnlich dem Samen des Weizens, der dem Lagern nahe ist. Dieses Gras liebt vorzugsweise feuchten, leichten Boden, dauert in diesem vier bis fünf Jahre, gibt eben so viele Ernten, wird vom Viehe, wenn es nicht zu lange auf dem Felde gestanden, begierig gefressen, ist sehr nahrhaft und wirkt vortheilhaft auf Güte und Menge der Milch. Es kann große Trockenheit nicht ertragen, gedeiht daher auf sehr sandigem Boden nur mittelmäßig. Es setzt sehr schnell Samen an, und muß, wenn es ungefähr anderthalb Schuh hoch ist, geschnitten werden. Dieses Gras wird durch Wurzelableger fortgepflanzt, ein höchst mühsames

Unternehmen. Hat der Landwirth einmal die Hände et was frei, so wird ihm angerathen, ein kleines gut gedüngtes Stück Land mit diesem Grase zu bepflanzen, es in Samen schießen zu lassen, diesen, wenn er vollkommen reif ist, mit Vorsicht zu sammeln, wohl gegen Insecten zu verwahren, einen Morgen Land zuzubereiten, den Samen wie Rübsaat zu säen, und das Feld, welches vorher durch Regen befeuchtet seyn muß, leicht überwalzen zu lassen; der Erfolg wird sehr lohnend seyn.

Eine dritte Art Capim, von den Einwohnern Melado genannt, wächst vorzüglich auf sehr trockenem, sandigem Boden wild und ohne alle Cultur. Es ist durch seinen äußerst starken Geruch, welcher dem des grünen Kräuterkäses, Schabzieger in der Schweiz*), ganz ähnlich ist, und durch das besonders klebrige Fett seines Blattes ausgezeichnet. Kühe, welche mit anderem Capim auf dem Stalle gefüttert werden, fressen diesen nur gezwungen; in jenen Gegenden aber, die Viehzucht treiben, wird er in der trockenen Jahreszeit von dem Viehe begierig abgeweidet. Immerhin verdient dieser Capim, befindet er sich in der Nähe einer Molkerei, die besondere Aufmerksamkeit des Landwirthes, entweder als Aushülfe in der Noth, oder als eine vorzügliche, sehr guten Dünger gebende Einstreu.

Eine hier einheimische Grasart endlich, Grama genannt, und dem europäischen Wegerich, Plantago major, sehr ähnlich, wird von den Eingeborenen zur Anlage der Viehweiden, deren es in der Provinz Rio-de-Janeiro keine natürlichen gibt, verwendet**).

Das gewöhnliche Verfahren bei dem Pflanzen des Capim de Angola ist folgendes: Ein Arbeiter öffnet mit

---

*) Von dem blauen Steinklee oder Siebenzeit, Schabzieger, benannt.

**) Von den Eigenschaften dieses Grases und dem Verfahren bei der Anlage künstlicher Weiden wird unter dem Artikel „Viehzucht" mehr gesagt werden. —

der Haue in dem bereits zubereiteten Lande eine Furche, sechs Zoll tief; ein zweiter bringt Dünger in dieselbe, und bedeckt diesen leicht mit Erde, die übrigen bringen die Ableger in kleinen Körben herbei, stecken sie beinahe senkrecht und längs der Furche in die Erde, drücken diese fest an die Setzlinge, und bedecken diese so mit derselben, daß nur einer der Knoten etwas herausſteht, und die Furche wieder gefüllt ist. Ist der Boden feucht, werden die Ableger drei Zoll, ist er sandig, einen Zoll von einander gesetzt. Soll diese Arbeit gefördert werden, sind viele Hände dazu erforderlich. Wurde während der warmen und Regenzeit gepflanzt, kann nach vier Monaten ein vollkommener Schnitt genommen werden, ist Mangel an Futter, auch schon nach acht Wochen. Hierbei müssen sich die Arbeiter aber sehr scharfer Sicheln bedienen, um die Pflanze nicht mit der Wurzel auszureißen, auch darf nur während oder vor einem muthmaßlichen Regen geschnitten werden, damit die Sonnenhitze nicht verderblich auf die nun alles Schattens beraubten Wurzeln wirke. Aelterer Capim kann ohne den geringsten Nachtheil mit der Sense gemähet werden, nur muß man dieser ein Gestell beigesellen (Spießgerüste), dem ähnlich, dessen man sich in einigen Gegenden Deutschlands zum Hauen des Getreides bedient*). Dieses Zeit und Hände sparende Verfahren ist sehr zu empfehlen, nur muß man bei dem anfänglichen Ungeschicke der Neger die Geduld nicht verlieren. Haben sie einmal die Handhabung der Sense begriffen, so thun sie sich auch nicht wenig auf ihre Kunst zu gut. Sie sind hierin aufgeklärter, als die Ein-

*) Jeder Landwirth sollte wenigstens ein halbes Dutzend guter Sensen und Düngelgeräthe, die hier gar nicht zu haben sind, und die erwähnten Gestelle mit sich bringen. Die Eingeborenen lassen den Capim durch ihre Neger mit gewöhnlichen Taschenmessern schneiden, da diese ohne gute Anweisung sich auch der Sichel nicht bedienen können. —

geborenen, welche behaupten, der mit der Sense gehauene Capim wachse nicht wieder.

Da es hier für diesen Zweig keine Unterhändler oder Mäkler gibt, wie in Europa, so mußte es während dieser Zeit die angelegenste Sorge des Pachters seyn, sich auf mehrere Stunden in der Umgegend umzusehen, mit den Viehzucht treibenden Landwirthen bekannt zu machen, dort die Eigenheiten und Behandlung der Kühe zu beobachten, um, wenn er dieser einmal benöthigt ist, zu wissen, wohin er sich zu wenden habe. Er kann dann hoffen, von diesen Leuten, welche in ihm einen gewissen Käufer sehen, gut bedient zu werden, während sie einem Fremden den Ausschuß der Zucht und diesen zu ungeheuren Preisen anbieten.

In jedem Monate kommen mehrere Triebe Schlachtvieh zur Stadt, auch diese verdienen des Pachters Aufmerksamkeit. Unter demselben sind oft hochträchtige Kühe, um einen sehr billigen Preis zu kaufen, die einige Wochen nach dem Kalben viele Milch geben. Ist das nicht der Fall, bezahlt bei dem Verkaufe das Kalb die Unkosten der Fütterung. Eben so rathsam ist es, daß er sich mit einigen Fleischern bekannt mache, an die er sein Märzvieh verkauft, und welche ihrerseits wieder ihm zu guten und wohlfeilen Kühen verhelfen können.

Sollten übrigens in seiner Umgebung nirgends gute Kühe auszumitteln seyn, so muß sich der Pachter wohl entschließen, nach der nahe gelegenen Provinz Minas geraes oder der Schweizercolonie zu reisen, woselbst allerdings schöne und gute Milchkühe, aber im hohen Preise zu haben sind*). Begibt er sich dahin, muß vorzüglich der schlechten Landstraßen wegen eine gute und trockene Witterung gewählt werden. Er muß sich Empfehlungs-

*) Die Transportkosten mitgerechnet, kommt gewöhnlich eine Kuh von Minas auf 32 bis 40 mil Reis, eine von der Colonie auf 40 bis 50 mil Reis zu stehen. —

briefe an einige der dortigen Gutsbesitzer verschaffen, gleich auf einmal mehrere Stücke Vieh, und ohne Berücksichtigung des Preises, das beste, was zu haben ist, kaufen, da die Transportkosten, die vorzüglich in hohem Treiberlohne bestehen, sich, auf mehrere Stücke vertheilt, vermindern, und die Reise nicht so bald wiederholt werden muß. Auf Vorsicht bei dem Handel, auf die hier nur zum Theil anwendbaren Kennzeichen guter oder schlechter Milchkühe den europäischen Landwirth aufmerksam zu machen, scheint überflüssig. Derselbe wird eben so am besten beurtheilen, wie viel Stücke Vieh ihm die Menge des gepflanzten Capims auf dem Stalle zu halten erlaubt. Mit mehr als sechs Kühen anzufangen, kann man aber nicht rathen, eben so wenig als dieser kleinen Zahl einen Stier beizugesellen, der zu hoch im Futter kommt. Es ist überhaupt noch eine Frage, ob es bei hiesigen Molkereien, welche auf Stallfütterung beschränkt sind, vortheilhaft sey, trächtige Kühe zu halten, und nicht besser, so bald sich eine Kuh trocken zeigt*), diese mit ihrem Kalbe zu verkaufen, wobei wenig verloren wird, und dann die einmal festgesetzte Kopfzahl sogleich wieder zu ergänzen. Wer im Besitze besonders milchreicher und junger Kühe ist, auf deren Ankauf er bedeutende Summen verwendete, wird natürlich von denselben längere Zeit Nutzen ziehen wollen, und sie zum Stiere lassen; es wird ihm aber gerathen, sie in den letzten drei Monaten ihrer Trächtigkeit, während welcher sie keine Milch oder nur äußerst wenig geben, auf ein benachbartes Landgut, welches Viehzucht treibt, zu bringen, und dort so lange Weidegeld zu zahlen, bis sie geworfen und ihre Kälber sechs Wochen haben; solche Gelegenheiten gibt es aber nur sehr wenige; auch hier müssen dem Landwirthe Oertlich-

*) Dieß erfolgt übrigens bei hiesigen Kühen häufig erst nach anderthalb Jahren, und zwar so, daß Mutter und Kalb fast gleich groß sind.

keit und manche zufällige Umstände zur Richtschnur seines Benehmens dienen.

Nicht zu beseitigende Unannehmlichkeiten bei einer Molkerei sind die Eigenheiten der brasilianischen Kühe. Führt man z. B. der Mutter, wenn sie gemolken werden soll, nicht ihr Kalb zu, und hat dieses zufällig keine Lust zum Saugen, so ist von derselben auch kein Tropfen Milch zu erhalten; der Zeitverlust mit dem Herbeiholen der Kälber, dem wiederholten Hin- und Abbringen vom Euter der Kuh, dem leichten Umlegen einer Schlinge um die Hinterfüße, weil sie sich dann nicht melken läßt, und dem kurzen Anbinden des Kopfes, um nicht gestoßen zu werden, ist unglaublich. Da übrigens der Entfernung von der Stadt und der Hitze wegen stets vor Anbruch des Tages gemolken werden muß, so geht dieses Geschäft bei schwachem Lichtscheine noch langsamer vor sich, und erfordert zweimal so viel Leute, als in Europa. Von doppelt nachtheiligen Folgen für den Landwirth ist daher der Verlust eines Kalbes, da die Mutter sogleich die Milch zurückhält, und nach zwei Tagen völlig trocken steht, — sie muß darum so schnell als möglich und um jeden Preis verkauft werden*).

*) Ich theilte lange Zeit die Meinung anderer Landwirthe, daß die Indolenz der Einwohner, oder der Gebrauch, nicht von alten Gewohnheiten abzugehen und Besseres zu versuchen, die Ursache dieser Eigenheit wäre. Als ich daher später selbst eine Molkerei anlegte, wurde nichts unversucht gelassen, die Kälber von ihren Müttern auf die in Europa verschiedenen üblichen Weisen abzugewöhnen. Ich wiederholte diesen Versuch absichtlich bei Kühen, die zum ersten Male kalbten, und obgleich von meinem Diener, einem geborenen Holsteiner und eben so fleißigen als geschickten Manne, auf das Beste unterstützt, waren alle Bemühungen dennoch vergebens. Es wurden Kühe, deren Kälber gefallen waren, durch besseres Futter, öfteres Melken u. s. w. dahin gebracht, acht bis neun Tage viele Milch zu geben; dann aber wurde diese plötzlich weniger, und nach vierzehn Tagen standen sie trocken. Nicht glücklicher waren die Schweizercolonisten von Neufreiburg. Dieselben Eigenheiten der Kühe endlich bemerkte ich bei den Molkereien in der Nähe von Buenos-Ayres. —

Mit Negern allein anzufangen, kann nicht gerathen werden, und obwohl ein europäischer Diener ziemlich hoch zu stehen kommt, so kann unter solcher Aufsicht der Pachter doch gewiß seyn, daß die Kühe gut gewartet, stets rein ausgemolken werden, und auch, wenn er gezwungen ist, sich auf einige Tage von dem Gute zu entfernen, keine Unordnungen bei demselben vorgehen. Diesem Diener muß übrigens volle Macht über die ihm zugetheilten Neger gegeben werden, damit er sie im Melken und Füttern des Viehes gehörig unterweise. Gutes Milchvieh, dessen Kälber bereits an grünes Futter gewöhnt sind, muß zweimal des Tages gemolken, die Abendmilch aber an dem frischesten Ort des Hauses, und wo möglich in Wasser gesetzt, aufbewahrt werden. Die Art zu füttern ist dieselbe, wie in Europa. Wer auch Mittags gibt, soll nur höchst wenig reichen. An Wasser darf es dem Viehe nicht mangeln, und eine Hexelschneidlade ist unentbehrlich. Wird dem Viehe der lange Capim ungeschnitten in den Barn gelegt, so wirft es diesen, stets mit Abwehren des Ungeziefers beschäftigt, halb zur Erde, und tritt ihn mit Füßen, oder sind seine Halme schon etwas trocken, so wühlt es in dem Futter mit den Hörnern umher, und sucht die grünen Spitzen des Capims aus, — während man, wenn dieser wie Hexel geschnitten wird, fast die Hälfte des Futters erspart. Dieses muß übrigens nur kurze Zeit vor dem Füttern geschehen, weil sonst dieser grüne Hexel, in Haufen liegend und leicht erwärmt, in Gährung tritt, und vom Viehe verschmähet wird. Ein oder zweimal des Monats soll jedem Stücke eine Hand voll Salz, mit Kleien (farello) vermischt, gereicht werden. Kann der Pachter zufällig von einer benachbarten Pflanzung einiges Zuckerrohr mit seinen Blättern erhalten, oder hat er Muße, selbst ein kleines Stück Land mit demselben zu bepflanzen, so kann diese Fütterung (das Zuckerrohr und Blätter klein gehackt) als Wechsel mit dem Capim, da es besonders auf Ergiebig-

keit und Güte der Milch wirkt, nicht genug empfohlen werden. Auch die Abfälle der Maispflanzen werden von den Kühen sehr geliebt; die des Kohles, in Menge gegeben, zeigen eine nachtheilige Wirkung auf die Farbe der Milch.

Auch hier werden einzelne Gegenden zuweilen von der Rinderpest heimgesucht. Diese gefährliche Krankheit, der Löserdürre des europäischen Viehes ähnlich, entsteht bestimmt durch eine bösartige, mit Zündgiften geschwängerte Atmosphäre, und ist dem Weideviehe gefährlicher, als dem auf dem Stalle gehaltenen, welches, mit keinem andern in Verbindung kommend, wenn es auch erkranken sollte, besser gepflegt werden kann *).

Muß bei anhaltendem Regenwetter den Kühen stets der stark durchweichte Capim gegeben werden, so bekommen sie, besonders aber die Kälber, den Durchfall, der bei letzteren gern in rothe Ruhr übergeht und dann schnell tödtlich wirkt **).

---

*) Augenblickliche Absonderung des Kranken, diesem den ersten Tag 12 bis 15 Eingüsse von 1 Loth mit Eisen geschwängerter, rauchender Kochsalzsäure und 2 Pfund Wasser gegeben, dann 24 Stunden ausgesetzt, und, erfolgt keine Besserung, dieselbe wiederholt, hat sich bei vorkommenden Fällen sehr bewährt gezeigt. Vorzüglich ist aber folgende Räucherung als Vorbauungsmittel gegen ansteckende Seuchen zu empfehlen: man thut einen Löffel voll Kochsalz in ein Wasserglas, befeuchtet dasselbe etwas mit Wasser, und läßt dann so viel Vitriolöl darauf tröpfeln, als zur Entwickelung hinlänglicher Dämpfe nöthig ist. Von diesen setzt man zwei Gläser in den Stall, und rührt die Mischung öfters um; diese Räucherung wird zweimal des Tages wiederholt. Die Eingeborenen lassen dem Viehe zur Ader, oder brennen ihm mit einem glühenden Eisen einige Kreuze auf den Leib, um den Demonio zu bannen.

**) Gegen diese Krankheit hat der Verfasser Folgendes mit Erfolg gegeben: Es werden 2 Loth Columbowurzel mit 1 Pfund Wasser einige Minuten gekocht, dieses abgeseihet, 2 Quentchen aufgelöstes Opium beigemischt, und von diesem Tranke dem erwachsenen Viehe alle 2 Stunden 2½ Loth, dem halbjährigen 1½ Loth, den Säugekälbern 1 Loth gegeben. Letzteren wurde auch ein Trank von ½ Quentchen Rhabarber und ½ Quentchen Magnesia mit Wasser eingeschüttet. —

Wunden jeder Art dürfen durchaus nicht vernachläßigt werden, da sich dieselben in dem heißen Klima Brasiliens sogleich mit Würmern füllen, welche die Heilung sehr erschweren; man tödtet diese am sichersten durch auf die Wunde gestreuten Mercur (merc. dulc.), und heilt diese durch Anwendung des Schiffstheers.

Eine große Qual für das Vieh sind die hiesigen großen Fledermäuse, welche sich des Nachts auf dasselbe, besonders auf die kleinen Kälber setzen, und sich voll Blut saugen. Sie haben die Gewohnheit, in jeder Nacht auf dieselbe Stelle wiederzukehren, wenn man nicht vorbeugt. Das geschieht durch Bedeckung der Wunde mit Theer. Am besten ist aber unverdrossene Aufmerksamkeit, besonders bei Erbauung eines neuen Stalles, die Fledermäuse, wenn sie nach Sonnenuntergang umherstreichen, durch Schießen und Lärm zu verscheuen, — diese wiederholte Beunruhigung vertreibt sie oft auf lange Zeit aus der Gegend.

Häufig leidet endlich das Hornvieh, und besonders die jungen Kälber, an Eingeweidewürmern. Sobald man deren Daseyn aus dem Abgange durch den After bemerkt, muß sogleich durch die Anwendung bitterer, magenstärkender und stark purgirender Mittel anderen Krankheiten vorgebeugt werden; gepulverte Farrenkrautwurzel, Wurmsamen u. s. w., mit Syrup zu einer Latwerge gemacht, und davon dem kranken Thiere des Morgens ein Eßlöffel voll eingestrichen, ist sehr zu empfehlen.

Einige Landwirthe, welche mit dem aus Minas und der Colonie herbeigebrachten Melkviehe nicht glücklich waren, geben als Ursache an, daß dasselbe, aus einem gemäßigteren Klima kommend, und an beständige Freiheit und gute Weide gewöhnt, das Klima der Provinz Rio-de-Janeiro, das dortige Futter und den beständigen Aufenthalt in Stallungen nicht ertragen könne. Der Verfas-

ser, der seine Kühe alle aus Minas bezog, theilt in so-fern die Meinung dieser Landwirthe, wenn sie gesonnen sind, dortiges Vieh lange Zeit zu behalten. Er über-zeugte sich aber vollkommen von der auffallenden Abnahme der Milch schon nach wenigen Wochen Aufenthaltes in der wärmeren Gegend, und trotz der besten Nahrung und Pflege.

Die geringe Milchergiebigkeit der brasilianischen Kühe setzt überhaupt den eben ankommenden Landwirth aus Holstein oder der Schweiz in Erstaunen. Gibt eine Kuh aus der Provinz Rio-de-Janeiro zwei Medidas täglich, so wird sie allenthalben als etwas Ungewöhnliches betrachtet, und der Besitzer, der hundert mil Reis für sie bezahlte, rühmt sich, einen guten Kauf gemacht zu haben, und al-lerdings trägt sie ihm mehr ein, als einem Europäer zwei der vorzüglichsten Kühe, da die Milch zu sehr hohen Preisen nach der Stadt verkauft wird; — auch eine Kuh, welche nur eine Medida täglich gibt, macht noch gute Rechnung*); manchmal muß man sich mit drei Quartil-hos begnügen.

Daß Reinlichkeit in einem so heißen Klima, wie das von Rio-de-Janeiro, bei einer Molkerei nicht über-trieben werden kann, ist natürlich. Die den Negern an-geborene Nachlässigkeit macht daher immerwährende Auf-sicht und strenge Bestrafung des dagegen Handelnden un-bedingt nöthig. Holzgeschirre setzen zu leicht Säure an; am besten sind daher Melk- und Milchgefäße von weißem Bleche, welche nach jedesmaligem Gebrauche mit kochen-dem Wasser ausgewaschen werden müssen. Die Milch,

*) Für die Milch selbst ist eigentlich kein bestimmtes Maß üblich. Medida ist ein für alle Flüssigkeiten gesetzlich angenommenes Maß. Diese besteht aus 4 Quartilhos oder 8 halben Quartilhos u. s. w. bis zu ¼ Quartilho, ein Quartilho aber ist gleich dem Inhalte einer kleinen Weinflasche.

welche am Abende erhalten wird, darf nicht zugedeckt, muß aber mit einem Ueberzuge von dünner Leinwand gegen Ameisen und Fliegen, die ihr sehr nachstellen, geschützt werden. In der heißen Jahreszeit hält sich die Abendmilch selten bis zum andern Tage, ausgenommen, sie könne denn in fließendes Wasser gesetzt werden. Man thut daher am besten, sie sogleich nach dem Melken über dem Feuer einmal aufwallen zu lassen. Uebrigens darf weder diese, noch die frische Abendmilch mit der Morgenmilch vermischt und muß in einem anderen Gefäße zur Stadt gesendet werden*). Es ist die Sache des Landwirthes, diese Gefäße so einzurichten, daß sie leicht zu reinigen und bequem fortzubringen sind, endlich, daß es den Verkaufenden nicht leicht wird, Wasser zuzugießen.

Es ist besser, die Milch durch einen Neger oder eine Negerin zur Stadt tragen zu lassen, als sie mit einem Lastthiere dahin zu schicken, selbst wenn die Entfernung mehr als zwei Stunden betragen sollte. Erstere sind treffliche Fußgänger, und gewöhnt, Tage lang bedeutende Lasten auf dem Kopfe zu tragen; die Bewegung der letzteren buttert die Milch; außerdem ist das hierzu bestimmte Lastthier ein Kostgänger mehr, dessen Arbeit sich nicht gehörig abzahlt. Die Entfernung von der Stadt bestimmt, wie früh mit dem Melken angefangen werden muß, und ist die einmal gewählte Stunde genau zu beobachten.

Dem Neger wird vor seinem Abgange die Milch gut vorgemessen, und fehlt bei seiner Rückkunft an der Rechnung, die Ausrede nicht angenommen: er habe den Käufern Milch zugeben müssen (quebra).

---

*) Die Milch einer kranken oder krank scheinenden Kuh, welche sich nicht kochen läßt, sollte man, um den guten Ruf nicht zu verlieren, stets zurückbehalten. —

Die Milch, welche in Rio-de-Janeiro verkauft wird, ist äußerst schlecht und, ohne Beimischung von Kaffee und Thee, ungenießbar. Dennoch wird ein halbes Quartilho um 4 Vintem verkauft; wer daher mit guter Milch zur Stadt kommt, ist des schnellsten Absatzes gewiß. Es wird dem Pachter gerathen, wenn seine Molkerei einmal im Gange ist, mit ein Paar Kaffee- und Gasthäusern Contracte zu schließen, oder in den Zeitungen bekannt zu machen, daß an jedem Morgen um die bestimmte Stunde in diesem oder jenem Hause Milch zu kaufen ist. Diese in die Häuser an sogenannte Kunden zu schicken, erfordert viele Zeit und einen sehr gewandten Verkäufer. —

Obwohl dem Verfasser durch vielfältige Erfahrung hinlänglich bekannt ist, wie ungewiß im Allgemeinen Ertrags- und Kostenberechnungen sind, da der Nutzen oder Schaden eines Gutes zum Theil von der Industrie, den Vermögensumständen, Kenntnissen und Einrichtungen des Besitzers oder Pachters, größtentheils aber von der Witterung, so manchen Zufällen u. s. w. abhängt, so erfolgt hier dennoch, dem Grundsatze getreu, daß ein vernünftiger Mann sich keiner Unternehmung unterzieht, ohne vorher eine Berechnung über den Ertrag und die Kosten derselben anzustellen; ein allgemeiner Anschlag der Kosten und des Ertrages einer Molkerei in der Nähe von Rio-de-Janeiro.

Annahmen und Voraussetzungen sind natürlich bei solchen Anschlägen nothwendig, zu diesen gehören hier, daß die des Düngers wegen gekauften trächtigen Kühe nach zwei oder drei Monaten gekalbet, daß sich einige als ziemlich milchergiebig gezeigt, und immer so viele nachgekauft wurden, als der vorräthige Capim zu ernähren erlaubte, endlich, daß selbst die noch kleine Quantität Milch zur Stadt verkauft wurde.

Das Betriebscapital des Unternehmers sey = 3,000,000 Reis *).

Die Kosten des ersten Jahres betragen:

1.	Erbauung und Ausbesserung des Stalles .	Rs.	200,000
2.	Mobiliar, Haus- und Arbeitsgeräthe . Rs.	70,000	
3.	Molkereigeschirr	10,000	
4.	Ankauf von zwei Negern **)	500,000	
5.	„ von zwei andern	360,000	
6.	„ von 6 Kühen und Kälbern . . .	192,000	
7.	„ eines Reitthieres	60,000	1,192,000
8.	Miethe zweier Neger zum Capimpflanzen .		60,000
9.	Lohn des Aufsehers zu 8000 Reis . . .		96,000
10.	Unterhalt und Kleidung des dienenden Personals à 35,000 Reis		245,000
11.	Unterhalt des Pachters		150,000
	Besondere Ausgaben		30,000
	Zinsen des beweglichen und unbeweglichen Inventars von 1,192,000 Rs. à 6 Proc.		71,520
	Jährlicher Pachtzins (Annahme)		250,000
	Total der Ausgabe Reis		2,294,520

Gutsertrag des ersten Pachtjahres.

Es wird angenommen, daß der Pachter 5 Monate brauchte, um zu dem bereits vorhandenen Capim so viel hinzuzupflanzen, daß davon 6 Kühe und ein Reitthier unterhalten werden können, daß er übrigens während dieser Zeit von den besonders des Düngers wegen gehaltenen Kühen (welche verkauft werden, sobald man bessere ausgemittelt) an Milch verwerthet habe für Reis 50,000.

---

*) Lies drei Conto de Reis. Ein Conto ist daher = einer Million Reis.

**) Diese Neger, wovon ein weiblicher zum Dienste des Hauses, ein männlicher zum Verkaufe der Milch bestimmt sind, müssen gut abgerichtete, der Landessprache mächtige und zu Allem brauchbare Leute seyn; darum der höhere Preis für dieselben. Die beiden anderen, zum Dienste des Stalles bestimmt, dürfen auch keine neuen Neger seyn; da aber ihr Denkvermögen nicht in Anspruch genommen wird, ist jeder sonst gesunde, kräftige Neger brauchbar.

Ferner, daß der nun volle Stand von 6 Kühen, angenommen, jede Kuh gebe von den noch übrigen 7 Monaten nur 180 Tage und jeden derselben nur 3 Quartilh. Milch, das Quartilh. zu 8 Vintem verwerthet, also von 6 Kühen, täglich 18 Qrtlh. oder Rs. 2,880, in dieser Zeit eintrage . . . . . Rs. 518,400,

so ist der Ertrag des ersten Pachtjahres = Rs. 568,400.

Kosten im zweiten Jahre.

1. Unterhalt des Pachters . . . . . Rs.		150,000
2. „ des dienenden Personals, da zwei gemiethete Neger weniger		175,000
3. Lohn des Aufsehers*)		96,000
4. Besondere Ausgaben		15,000
5. Ankauf der Kühe und Kälber		70,000
6. Zinsen des Inventars von 1,262,000 Reis .		74,720
7. Pachtzins		250,000
Total der Ausgabe Rs.		830,720

Ertrag des zweiten Pachtjahres.

Hier wird angenommen, der Pächter habe seinen Capim so vermehrt, daß sein Viehstand um 2 Köpfe vergrößert werden konnte, daß er von diesen, wie den übrigen 6 Kühen wieder nur 3 Qrtlh. täglich und diese nur während 300 Tagen**) erhalte, so würde er dennoch aus dem Verkaufe der Milch gewinnen:

$(24 \times 160) \times 300 = 1{,}152{,}000.$ Einn. Rs. 1,152,000.
Ausg. 830,720.

Bleibt reiner Gewinn Rs. 321,280.

Dem flüchtigen Leser, oder den größere Geschäfte treibenden Speculanten, wird diese Summe allerdings

*) Der Lohn und Unterhalt des Aufsehers, also die Summe von Rs. 131,000 kann nun erspart werden, wenn der Pachter selbst die Aufsicht übernehmen will, und darauf gesehen hat, daß die Neger gut melken lernten und das Vieh zu warten verstehen.

**) Die Zinsen für das Inventar wurden als nur angenommene Ausgabe in beiden Jahrgängen abgezogen.

höchst unbedeutend und unbefriedigend erscheinen; weniger vielleicht dem Feldbau treibenden europäischen Landwirthe oder Pachter, der bei den jetzigen niedrigen Fruchtpreisen seine Rechnung am Ende des Jahres sehr befriedigt schließt, wenn sich nur kein Deficit zeigt. Er wird vielleicht berücksichtigen, daß man mit einem so kleinen Capitale, wie das hier angelegte, nirgends so viel und in so kurzer Zeit gewinnen oder sicherer und höher verzinsen könne.

Wir wollen dieß etwas näher beleuchten. Es wurde angenommen, der Pachter sey im Besitze eines Capitals von 3 Conto de Reis; von dieser Summe legte er bei dem Pachtgute an 2,223,000 Rs.*), es blieben ihm daher noch als ferneres Betriebscapital 777,000 Reis. Die Einnahme des ersten Jahres, nach Abzug von 70,000 Rs. für den Ankauf von 2 Kühen, und den reinen Gewinn des zweiten Jahres zu dieser Summe gefügt, so sieht sich der Pachter neuerdings im Besitze eines baaren Capitals von 2,031,920 Rs. und eines im Gute angelegten von 1,122,000 (Werth der Neger und Hausthiere, das übrige Inventar nicht mitgerechnet), welches gleich ist der Summe von 3,153,920 Rs. Die Resultate einer zweijährigen Bemühung wären daher: der erneuerte Besitz des mitgebrachten Capitals mit einer Vermehrung von 153,920 Rs. eine ganz eingerichtete und in Gang gebrachte Molkerei, der volle Futterstand für 8 Kühe, eine eingerichtete Wohnung und neue Stallung, endlich der eigene Unterhalt während 2 Jahren.

Ein nicht weniger zu beachtender Vortheil ist, daß es dem Pachter ganz frei steht, sein Capital irgend einem andern Erwerbszweige zuzuwenden, und befriedigt ihn der Ertrag**) der Molkerei nicht, diese ohne Schaden einge-

---

*) Angenommen, daß keine trächtigen Kühe auf dem Stalle gehalten werden.

**) Der Ertrag einer jeden Kuh wurde absichtlich so niedrig als möglich angesetzt; übrigens kann man versichert seyn, daß bei gutem

hen zu lassen, und dafür den Capim vom Felde weg nach der Stadt zu verkaufen. Der größte Theil der Gutsbesitzer in einiger Nähe derselben beschäftigt sich mit diesem Zweige der brasilianischen Landwirthschaft, den viele für den einträglichsten halten, und der es auch ist, wenn man sich in eigenem Besitze eines großen und guten Stück Landes befindet, und ohne besondere Unkosten vielen Dünger verschaffen kann; ja, in der trocknen Jahreszeit, in welcher der Capim, im eigentlichen Sinne des Wortes, nach dem Pfunde verkauft wird, sind einige Morgen feuchten Landes eine wahre Goldgrube.

Diese Pflanzer sagen: es sey allerdings aus dem Verkaufe der Milch sehr viel zu gewinnen, nur müßte man seine Kühe auf der eigenen Weide ernähren können, geschehe dieß mit Capim, so müsse man annehmen, daß eine Kuh täglich so viel von demselben bedürfe, als die Hälfte ihres Milchertrages werth sey; falle ein Kalb, so verliere man bei dem Verkaufe der Mutter nicht allein die Hälfte des Ankaufspreises, sondern auch viele Zeit, um wieder eine andere Kuh aufzubringen, und bleibe also lange ohne Einnahme; man müsse darum auch stets ein Capital vorräthig und unthätig liegen haben, welches besser verwendet werden könne. Bei einer Capimpflanzung hingegen könne man nur von einem Unglücke befallen werden, worunter übrigens eine Molkerei noch mehr leidet. Dieses sey eine anhaltende Trockne, während welcher der Capim verbrenne. Je seltener dieser aber würde, um so mehr müsse er im Preise steigen, und dadurch den Pflanzer wieder einigermaßen entschädigen.

Es würde zugegeben, daß man bei einer Capimpflanzung viele Neger, ein beträchtliches Stück Land, und bei der schlechten Beschaffenheit des Bodens vielen Dünger

---

Futter und Pflege keine der so theuer bezahlten Kühe weniger als 4 Quartilhos Milch täglich, mehrere aber 5 und 6 geben werden.

brauche; endlich, daß man zur Fortbringung des Capims Wagen und Thiere bedürfe, aber das sey eine erste Ausgabe für lange Zeit, und das dafür Angeschaffte baarem Gelde gleich. Der europäische Landwirth könnte noch hinzufügen, daß die Anwendung der Sense viele Arme erspare, daß der erwähnte Wagen, statt leer, mit gutem Dünger beladen aus der Stadt zurückkehren und sonst noch viele Düngerfuhren machen könne.

Die Größe des Pachtgutes bestimmt nun wohl allein, was der Pachter mit demselben vorzunehmen gedenkt. Kann er gerade so viel Capim auf demselben pflanzen, als zur Erhaltung seiner 8 Kühe nöthig ist, so dürfte man ihm wohl rathen, bei dem Verkaufe der Milch zu bleiben. Zwei- oder dreimal so groß, ist es der Mühe werth, einige Kühe abzuschaffen, und den Rest des Landes mit Capim zu bepflanzen. Nach den Erfahrungen des Verfassers sind 40 Morgen Landes (den Morgen zu 180 Quadratruthen angenommen) erforderlich, um täglich von demselben für 8 Patacken oder für 2,560 Reis Capim ernten zu können; eine Kuh bedarf jährlich 2½ Morgen Land (wenn ihr täglich 90 Pfund Gras gereicht werden); für 8 Stücke sind also 20 Morgen nöthig, und das ganze Gut müßte daher 60 Morgen groß seyn; solche Güter sind aber nicht viele in der Nähe von Rio-de-Janeiro zu verpachten, es wäre indeß möglich, in der Nähe ein zweites zu finden, worauf man den Aufseher setzen könnte; die beiden Besitzungen würden sich dann mit Arbeitern, Capim und Dünger gegenseitig aushelfen. Nach obigen Annahmen ist es nun leicht zu berechnen, welche Unternehmung einträglicher ist, die einer Molkerei oder einer Capimpflanzung. Die erwähnten 40 Morgen tragen nämlich am Ende des Jahres ein 934,400 Reis, gibt auf dem Morgen Reis 23,360. Auf den übrigen 20 Morgen wurden gehalten 8 Kühe und deren Milch verwerthet für 1,152,000 Reis, gibt auf den Morgen 57,600 Reis. Hätte man nun den Capim dieser 20

Morgen verkauft, und nicht verfüttert, so hätten sie eine Einnahme gegeben von 467,200, der Ertrag der 60 Morgen Landes wäre also = 1,401,600 Reis*).

Zu beiden Unternehmungen ist ein gleich großes Betriebscapital und ein gleicher Aufwand erforderlich, das eine erfordert mehr Vieh und ein größeres Inventar, das andere mehr Neger und Fuhrwerk. Auf dem einen Gute, das nur 20 Morgen enthält, wird beinahe so viel gewonnen, als auf dem, welches dreimal so groß ist, nicht einmal gerechnet, daß letzteres ohne Zweifel einen bedeutend größeren Pachtzins zu bezahlen haben wird. Die Wahrheit obiger Behauptung, daß ein bedeutendes Stück Land zu einer Capimpflanzung nöthig ist, bestätigt sich daher. Der Ertrag ist übrigens sicher, und hängt nicht von Umständen und Zufällen ab. Kann aber der europäische Landwirth, der in der Nähe der Hauptstadt wohnen will, trotz aller Bemühungen nur eine kleine Besitzung pachten, so wird er bei einiger Industrie, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, sich auch im Besitze einer kleinen Molkerei nicht übel befinden; wenn aber Unglück den Menschen bei jedem Schritte verfolgt, dann reicht auch vieles Geld nicht aus, ihm emporzuhelfen. Gegen kleinere Unfälle gibt es zwei bewährte Mittel: Muth und Geduld! —

Nachträglich wird der mit Capim Handelnde aufmerksam gemacht, sich gute und sichere Kunden, z. B. Pferdeverleiher, Karrenführer u. s. w., in der Stadt zu verschaffen, damit der Neger, nachdem er seine Ladung abge-

*) Der Besitzer eines Gutes von 60 Morgen, welcher z. B. 20 Morgen für Ernährung von 6 Kühen und 2 Ochsen und 40 Morgen zu einer Capimpflanzung bestimmen würde, könnte, nachdem Thiere und Boden sich in vollem Ertrage befinden, auf eine jährliche Einnahme rechnen von 2,086,400 Reis. Wenn nun auch nur der dritte Theil dieser Summe als reiner Gewinn übrig bleiben sollte, so hat der Unternehmer doch sein Capital von 3 Conto de Reis zu 12 Procent verzinset.

liefert, sogleich wieder mit dem Fuhrwerke nach dem Gute zurückkehrend, weiter benutzt werden kann, und überhaupt nichts mit dem Verkaufe des Capims zu thun hat. Würde man denselben auf den gewöhnlichen Grasmarkt schicken, so müßte der Neger oft ohne sein Verschulden den ganzen Tag wegbleiben, und ist der Markt zufällig mit Futter überführt, seine Waare um jeden Preis weggeben oder wieder nach Hause bringen. Der Capim wird in Rio-de-Janeiro in Bündel von 1 und 2 Vintem verkauft, 16 oder 8 derselben werden im Handel eine Talha genannt.

Ein letzter Erwerbszweig endlich ist die Federviehzucht. Der Verfasser würde sich nicht weiter bei diesem Artikel aufhalten, wenn er nicht glaubte, den Frauen und Töchtern der Auswanderer mit einigen Bemerkungen über dieses nützliche Hausthier, dessen Pflege sie so gut verstehen, angenehm zu seyn. Wenn wir in Europa einen Hof mit vielartigem Federvieh gefüllt erblicken, so denken wir, die emsige Hausfrau lobpreisend, nicht viel weiter dabei, als daß man an dem Tische des Landwirthes manchen trefflichen Braten verzehren und aus den Thierchen, die zum Verkaufe nach der Stadt wandern, auch wohl noch ein Sümmchen, zum Nadelgelde der fleißigen Wärterin bestimmt, gewinnen wird. Nicht so hier, woselbst das nützliche Huhn eine große Rolle spielt. Das Fleisch des Hornviehes ist nämlich in Rio-de-Janeiro größtentheils so mittelmäßig und kraftlos; jenes anderer Hausthiere, als der Kälber, Schafe u. s. w. so theuer und selten, daß die Aerzte ihren Kranken nur den Genuß einer Hühnersuppe oder eines Huhns erlauben. Brasiliens Hauptstadt, mit beinahe zweimalhunderttausend Menschen bevölkert, bedarf nun täglich einer großen Anzahl derselben, daher denn auch ihr Preis*) immer gleich hoch bleibt, und zu

*) Der gewöhnliche Preis einer Henne ist 1½ Patacke, eines Hühnchens 12 Vintem.

Zeiten bis auf 3 und selbst 4 Patacken steigt; im Ganzen genommen, wird an diesem Artikel nie unter hundert Procent gewonnen. Es gibt hier eigene Hühnerhändler, welche manchmal ein sehr bedeutendes Capital in diesen Handel stecken, mehrere Tagereisen weit mit ihren Lastthieren in die Gebirge ziehen, und alles Federvieh aufkaufen; sie erwerben meistens in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen. Obwohl man nun keinem Einwandernden zu diesem Erwerbszweige räth, so wird die wackere Hausfrau desto mehr ermuntert, wenn auch anfangs nur im Kleinen, der Hühnerzucht einige ihrer müßigen Stunden zu widmen; sie kann versichert seyn, wenn nicht besondere Unglücksfälle eintreten, am Ende des Jahres so viel gewonnen zu haben, als der Unterhalt einer kleinen Familie erfordert.

Vor dem Beginnen einer Hühnerzucht ist der jedesmalige Preis des Futters, welches hier fast allein in Mais (Milho) besteht, zu berücksichtigen. Ist dieser zu theuer, d. h. kostet der Sack über 4 Patacken, so lohnt es sich nicht, mehr Hühner, als zum Hausbedarf, zu halten. Für diese kann man wohl selbst etwas Mais pflanzen, der aber in der Nähe der Stadt nicht besonders gedeiht. Um gute Zuchthennen zu erhalten, muß man solche von den Nachbarn kaufen, und auf den Preis nicht achten. Die beste Zeit zum Brüten ist vor und nach den heißen Monaten (December, Januar, Februar), während dieser bleiben die Hennen, von Hitze und Ungeziefer geplagt, nicht sitzen. Sie legen selten mehr als 22 bis 24, meistens nur 16 Stück Eier; hingegen brütet jede Henne zweimal, die meisten dreimal im Jahre; sie bedürfen hierzu, wie in Europa, 21 Tage.

Je größer der Platz ist, auf welchem die Glucke ihre Jungen umherführen kann, desto schneller wachsen diese heran; in einem engen Raume eingeschlossen, gedeihen sie nicht. Sobald die Glucke Drang zum Legen fühlt, ver-

läßt sie ihre Jungen, ohne sich weiter um sie zu kümmern; diese bleiben beisammen, und sind, wenn man sie gut füttert, in fünf Monaten ganz ausgewachsen. Das Futter öfters zu wechseln, ist besonders zu empfehlen; man kann oft ungereinigten oder etwas beschädigten Reis kaufen, oder Getreide, welches man einmal heiß abbrühet, etwas beschädigten Zwieback u. s. w. Der Hühnerstall muß nicht zu klein, luftig, aber doch so verwahrt seyn, daß keine Fledermäuse, die besondern Feinde der Hühner, und keine Ratten, deren es unzählige gibt, eindringen können. Gegen heftigen Regen sind die Jungen sehr empfindlich, und müssen wo möglich sogleich unter Obdach gebracht werden; diese bekommen fast Alle, nachdem sie 4 Wochen alt sind, einen Ausschlag am Kopfe, von dem sie aber bei guter Witterung allmählig genesen. Hatte eine Glucke 16 Junge, und man bringt 10 auf, so kann man wohl zufrieden seyn. — Die Hühner leiden hier an mancherlei Krankheiten, vorzüglich dem Pips, den man sogleich lösen muß, einer Verschleimung der Nasenlöcher und des Magens, gegen welche kein Mittel hilft; manchmal werden sie, besonders die fetten, plötzlich krank und sterben nach wenigen Stunden. Zeigen sich Spuren dieser Uebel, welche man an öfterem Schnappen nach Luft und dem Herabhängen der Flügel erkennt, so ist nur die größte Eile mit dem Verkaufe der fettesten Hühner zu empfehlen; die magern erholen sich häufig wieder. Große Reinlichkeit, öfteres Räuchern des Stalles beugen manchmal dieser Pest ganz vor, von der übrigens Glucken und Junge gewöhnlich verschont bleiben. Die Zucht der europäischen Enten und Kalkutten erfordern, besonders die letzteren, viele Mühe. Ein welscher Hahn wird übrigens stets mit 7 Patacken bezahlt, — türkische Enten, hier Pato genannt, kommen sehr gut fort. Die Eier werden theils zu 12, theils zu 24 Vintem das Dutzend verkauft. Hochbeinigen Hühnern mit gelben Füßen und rothbraunen Federn wird der Vorzug vor den übrigen gegeben; man

heißt dieſe oſtindiſche. Wer Hähne wohl zu verſchneiden verſteht, verdoppelt den Werth ſeiner Zucht. Um die Eier in dieſem warmen Lande einige Zeit friſch zu erhalten, müſſen ſie ſchichtenweiſe in Salz gelegt werden.

Die Hausmittel der Braſilianer gegen die Krankheiten der Hühner ſind folgende: Gegen die Läuſe ſtreicht man ihnen Theer auf den Kopf; gegen den Pips wird Hammerſchlag in die Trinkgefäße gethan, die Naſenlöcher durchſticht man mit einer kleinen Feder, reinigt ſie, und beſtreicht den Schnabel mit Oel und Knoblauch. Gegen die Verſchleimung des Magens gibt man einen Abſud von Farrenkrautwurzeln und Jalappa.

Um die Hühner vortheilhaft zu verkaufen, muß man ſich ſo oft als möglich nach dem Marktpreiſe erkundigen, und iſt dieſer gerade vortheilhaft, auf einmal mit einer großen Zahl zur Stadt kommen. Zu Oſtern und Weihnachten ſind ſie am theuerſten.

Wer mit einigen wohlwollenden Kaufleuten bekannt iſt, kann durch ihre Verwendung die Lieferungen an die nach Europa zurückkehrenden Schiffe erhalten, deren keines weniger, als 3 bis 4 Dutzend Hühner nimmt; an dieſem Geſchäftchen kann mehr gewonnen werden, als man glaubt. —

II.

Die Negersklaven. Ankauf derselben in Afrika. Transport nach Brasilien. Oeffentliche Ausstellung auf dem Sklavenmarkte. Vorsicht bei ihrem Ankaufe. Behandlung der neuen Neger mit Berücksichtigung ihres Charakters und ihrer Gewohnheiten. Krankheiten und Vorbauungsmittel. Nahrung und Kleidung. Nützliche Einwirkung auf ihre Moralität durch Unterricht in der Religion. Gesetze zu ihren Gunsten. Schicksal derselben in Brasilien im Allgemeinen. Folgen des Aufhörens des Negerhandels für Brasilien. —

Bevor wir den Auswanderungslustigen, der hinlängliche Mittel besitzt, um Handelsgewächse im Großen zu pflanzen, mit diesem für ihn neuen Zweige der Landwirthschaft bekannt machen, scheint es zweckmäßig, von jener Menschenclasse zu sprechen, deren man sich in Brasilien ausschließlich zur Bearbeitung des Bodens bedient. Es sind die Neger von der Küste von Afrika.

Dem künftigen Pflanzer, der den größten Theil seines Capitals auf den Ankauf von Negern verwendet, muß, wenn man sich einmal verbindlich macht, ihm die Mittel zu seinem Fortkommen an die Hand zu geben, nur Wahrheit gesagt werden, ohne Berücksichtigung von empfindsamen Seelen verkannt oder getadelt zu werden. Wenn daher einige Philanthropen manche der hier vorkommenden Aeußerungen und Urtheile über eine Menschenclasse, die sie nicht kennen, zu hart finden sollten, so bittet der Verfasser dieselben, bevor sie ihr Anathema aussprechen, gefälligst ein Paar Jahre in stetem Umgange mit Negern in Brasilien zuzubringen, und erst nach ihrer Zurückkunft ihn mit allen beliebigen Waffen zu bekriegen.

Sklavenhändler und reiche Privatleute, welche ihr Capital nicht gern ruhen lassen, rüsten, besonders wenn häufiges Verlangen nach Negern geäußert wird, ein oder

mehrere Schiffe aus, und begeben sich damit nach den portugiesisch-afrikanischen Besitzungen. Daselbst angekommen, gehen sogleich Boten nach den Niederlassungen der Häupter und Könige der verschiedenen Negervölker, welche unfern der Küste wohnen, zeigen ihnen die Ankunft dieser Schiffe an, und laden sie zum Tauschhandel ein. Sogleich verbreitet sich diese Nachricht im Lande. Wer in einem vorhergehenden Kriege Gefangene machte, führt sie unverzüglich an den bezeichneten Handelsplatz; der König oder Häuptling gibt Befehl, eine gewisse Anzahl seiner Unterthanen einzufangen. Mit ihnen führt der Gläubiger seinen Schuldner, Aeltern ihre Verwandte und Kinder nach der Küste. Dort hat der schlaue Portugiese oder Brasilianer bereits Waffen und Schießbedarf, mit grellen Farben prangende Tücher, fertige Kleider und einen Vorrath der beliebten hitzigen Getränke vor den Kauflustigen aufgestellt. Der Tauschhandel beginnt unmittelbar, und während die Verkäufer nach ihren Wohnungen zurückkehren, wird die lebende Waare nach den Geschlechtern abgesondert, von den neuen Besitzern mit einem glühenden Eisen als ihr Eigenthum bezeichnet, hierauf von jedem Einzelnen die Abgabe an den König von Portugal entrichtet, gleichsam als Empfangsquittung das Zeichen der Krone auf den Leib des armen Negers gebrannt, diese in kleine Kreise gestellt, in deren Mitte sich ein Geistlicher befindet, der, indem er Wasser über sie spritzt, und ihnen in einem und demselben Augenblicke Namen gibt, die Taufe verrichtet, die Taxe für den Bischof einnimmt, und eine ähnliche Quittung, wie die vorhergehende, ausstellt, indem dem armen Schwarzen unter die beiden erwähnten Zeichen ein Kreuz gebrannt wird, welches sie also zu Christen stempelt, und ihnen eben keinen günstigen Begriff von der Milde der neuen Lehre gibt, welche sie in Zukunft zu bekennen haben.

Die Einschiffung geht hierauf unmittelbar vor sich; es werden so viele Neger auf ein Schiff gebracht, als

unbeschadet ihrer Gesundheit möglich ist. Die Schiffsmannschaft empfängt sie vollkommen bewaffnet, die Mündungen aller Kanonen gegen sie gerichtet; die erwachsenen Männer werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt*), und der Donner des Geschützes, bei der Abfahrt das portugiesische Fort begrüßend, vermehrt die Furcht der Unglücklichen, welche bald darauf die Ufer ihrer Heimath für immer aus ihren Augen verschwinden sehen. Ungewiß, was ihr Schicksal seyn werde, größtentheils von dem Wahne erfüllt, sie seyen sämmtlich bestimmt, von den weißen Bewohnern eines fernen Landes getödtet und verzehrt zu werden, bemächtigt sich ihrer Trübsinn und zuletzt eine gänzliche Gefühllosigkeit gegen ihr Schicksal. Es ist die erste Sorge der Sklavenhändler, sie derselben zu entreißen; erlaubt es daher die Witterung, bleiben alle Neger auf dem Verdecke; Trommeln, Cimballen und lärmende Instrumente werden herbeigebracht, und eine rauschende Musik ladet die Neger zum Tanze und Gesange ein; unvermögend dieser Lockung zu widerstehen, sieht man nach einigen Augenblicken die bisher so tief Gebeugten sich der unbezwingbaren Tanzlust in den tollsten Sprüngen und Verdrehungen des Leibes, von dem beliebten Nationalgesange begleitet, überlassen. Kleine Geschenke, in Tabaksdosen, Perlenschnüren und sonstigem Spielzeuge bestehend, werden unter die Willigsten vertheilt, und die Essenszeit bringt einen neuen Wechsel in die Einförmigkeit der Seereise. Sie erhalten

*) Auch diese Vorsicht scheint unumgänglich nothwendig, denn es ereignete sich schon einige Mal, daß die Neger die Schiffsmannschaft überwältigten und, ohne die Folgen zu berücksichtigen, sämmtlich in das Meer warfen. Unfähig das Schiff selbst zu leiten, mußten sie dasselbe der Willkühr der Wellen und Winde überlassen, trieben wahrscheinlich eine geraume Zeit umher, bis sie Hunger und Durst aufrieb, und das Schiff zuletzt an irgend einer Küste strandete. Man fand zu verschiedenen Malen den Wrack solcher Schiffe von den Unglücklichen angefüllt, welche Hunger und Elend in Skelette verwandelt hatte.

das gleichfalls vaterländische Mandiocmehl und getrocknetes Salzfleisch mit schwarzen Bohnen gekocht. Ist die Witterung kalt, wird ihnen etwas Branntwein gegeben. Sie werden genöthigt, sich vor Untergang der Sonne am ganzen Leibe zu waschen, worauf wieder ein kurz dauernder Tanz ihre Körper in einen leichten Schweiß versetzt. Die Weiber werden beauftragt, jeden Tag das ganze Schiff zu waschen, ihre Schlafstelle wird stark geräuchert, und, sobald es zu thauen beginnt, Jeder genöthigt, Haupt und Körper in ein großes Wolltuch einzuhüllen. Hierauf erhalten sie ein leichtes Abendessen, gewöhnlich aus süßen Pattaten, Caras oder Ygnamen bestehend, und werden nach ihren Schlafstellen geschickt, woselbst mehrere Wachen mit scharfgeladenen Gewehren aufgestellt sind. Wenn während der Dauer der Nacht Bedürfnisse Einige zum Aufstehen nöthigen, dürfen sie nur einzeln oder höchstens zu Zweien, und von einer Wache begleitet, auf das Verdeck kommen. Zeigen sich Unruhen, welche eine ausbrechende Empörung befürchten lassen, wird ohne Umstände unter sie gefeuert, und die muthmaßlichen Rädelsführer in dem Angesichte Aller entweder auf das Empfindlichste gezüchtigt oder an die Rahe des großen Mastes aufgeknüpft. Wenn stürmische Witterung eintritt, und alle Luftlöcher dicht geschlossen werden müssen, wird die Lage der armen Neger bei dem engen Raume, in dem sie zusammengedrängt sind, dem Mangel an Luft, den übeln Ausdünstungen, welche die Wirkung der Seekrankheit verbreitet, höchst beschwerlich, und bringt, wenn diese Witterung lange anhält, Manchem den Tod. Häufig bricht dann eine allgemeine Krätze unter ihnen aus, oder es zeigen sich Krankheiten und Seuchen, die Viele schnell hinwegraffen. Wer glücklich durchkommt, wird wenigstens zum Skelette. War die Reise und Witterung günstig, so sterben nur Wenige, doch kommen sie Alle mager und entkräftet in Brasilien an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer entfernter Provinzen begeben sich hierauf an die Schiffe,

beſehen die Ankömmlinge und feilſchen um ſie, ſchiffen die nach fernen Ländern Beſtimmten wiederholt ein, und bringen Jene, deren Eigner in der Stadt wohnen, nach dem Sklavenmarkte (Valongo). Dort werden ſie in große Säle gebracht, ſogleich gebadet und geſäubert, Kopf und Bart geſchoren, ihnen allmählig beſſere Nahrung gegeben, und manche Toilettenkünſte angewendet, beiderlei Geſchlechter zu verjüngen, zu verſchönern, und kleine körperliche Fehler dem ungeübten Auge geſchickt zu verbergen.

Den Käufern werden zuerſt die ſchlechteſten Neger vorgeführt, und die beſten zurückbehalten, um erſtere ſchnell wegzubringen, und mit letzteren alte und erfahrene Kunden zu befriedigen. Die Portugieſen und Braſilianer haben durch beſtändigen Umgang mit den Negern eine gewiſſe Gewandtheit erhalten, auf den erſten Blick da Fehler und Vorzüge an ihnen zu entdecken, wo das Auge des Fremden nichts als einen ſchwarzen und nackten Körper ſieht. Wer ſo glücklich iſt, unter dieſen einen Bekannten zu haben, von dem er nicht befürchten muß, daß er es mit dem Sklavenhändler hält, der begebe ſich mit ihm oder einem Arzte, um wenigſtens keine kranken Neger zu kaufen, nach dem Markte, um dort die nöthige Auswahl zu treffen. Er findet daſelbſt die ganz nackten Sklaven in Reihen ſtehend, oder auf der Erde ſitzend, die Augen auf ihren Aufſeher gerichtet, um ſeine Winke oder Zurufungen zu befolgen. Würde der Europäer den Gefühlen nachgeben, die ſich bei dem Anblicke ſeiner unglücklichen Mitbrüder ſeiner bemeiſtern, die hier, dem Viehe gleich, verkauft und von den gefühlloſen Eingeborenen auf eine empörende Weiſe herumgeſtoßen, betaſtet und befühlt werden, ſo müßte er mit Schauder und unverrichteter Dinge dieſen Platz verlaſſen. Aber der unentbehrliche Beſitz derſelben zwingt ihn, den Ausbruch ſeiner Empfindungen zu unterdrücken, und nur bedacht zu ſeyn, ſeine ganze Aufmerkſamkeit aufzubieten, um nicht betrogen zu werden.

Es werden in Rio-de-Janeiro Neger von allen Nationen, welche längs der portugiesischen Küste von Afrika wohnen, eingeführt, als: Angola's, Congo's, Monjolo's, Cabinda's, Quilimano's, Capundá's, Mozambique's, Benguella's, Mina's u. a. m. Unter diesen gibt man den Cabinda's, Benguella's, Quilimano's, als den gutmüthigsten und arbeitsamsten Negern, den Vorzug. Jene von Mina werden aber bedeutend theuerer bezahlt, da sie schon in ihrem Lande einen höheren Grad von Bildung besitzen, und unter geeigneter Anleitung bald sehr brauchbare Menschen abgeben.

Bei dem Kaufe sieht man besonders auf Jugend, schöne weiße Zähne, eine gleiche Farbe der Haut und kräftigen Muskelbau. Bei dem weiblichen Geschlechte geben Viele jenen den Vorzug, die schon einmal Mütter waren, um ihrer Fruchtbarkeit gewisser zu seyn; an Magerkeit und Krätze, eine Folge der beschwerlichen Reise, muß man sich, wenn die Neger sonst gesund sind, nicht kehren. Verborgene organische Fehler, vorzüglich die so häufige Anlage zum Staar, sind am meisten zu befürchten. Der Preis eines neuen Negers von erwähnten Eigenschaften ist gegenwärtig 180 mil, der einer Negerin 170 mil Reis*). In der Stadt gehört es zum Luxus wohlhabender Leute, nur von schönen Negern und Negerinnen bedient zu werden, dem Pflanzer wird dieß wohl gleichgültig seyn, um so mehr, da Kleinere besser arbeiten, ausdauern, weniger Nahrung bedürfen und nicht halb so viel kosten. Man macht den Käufer aufmerksam, daß die Sklavenhändler häufig Neger, welche sie um unbedeutende Preise von entfernten Provinzen Brasiliens kauf-

*) Es wird dem Käufer neuer Neger empfohlen, diese sogleich nach der öffentlichen Impfanstalt zu führen, dort impfen zu lassen, und sich später selbst zu überzeugen, ob das Gift angeschlagen hat; zeigt sich keine Wirkung, muß die Operation sogleich wiederholt werden, um der Ansteckung bösartiger Blattern vorzubeugen, welche die Neger schnell hinwegraffen. —

den, und die von ihrem Herrn als lasterhafte und unverbesserliche Menschen verkauft wurden, unter die Neuangekommenen mischen, und ihnen ganz das Aussehen neuer Neger zu geben verstehen. Die Eingeborenen werden aber nicht leicht mit dieser Mummerei betrogen.

Außer den erwähnten Negern gibt es noch drei Arten von Sklaven, deren Verkauf in öffentlichen Blättern angezeigt wird; diese sind:

1. Mulatten oder Farbige. Sie sind klug, sehr gelehrig, gewandt und ausrichtsam; aber stolz, leidenschaftlich, rachsüchtig und zu vielen Lastern geneigt.
2. Creolen oder in Brasilien geborene Neger. Sie sind klug, und zu allen Arbeiten geschickt; manchmal treu und redlich; häufiger faul, hinterlistig und lasterhaft. Hierbei kommt Alles auf ihre Erziehung und das Beispiel an, das ihnen von ihren Gebietern gegeben wurde.
3. Ladino's, so werden jene Neger genannt, welche bereits die portugiesische Sprache etwas verstehen, sich darin verständlich machen können, und zum Dienste des Hauses oder zur Arbeit in der Pflanzung abgerichtet sind. Diese, wenn sie erst kurze Zeit aus ihrem Vaterlande ankamen, können noch gezogen und ihnen manche Fehler abgewöhnt werden. —

Müßte der Gewerbtreibende oder Pflanzer nicht durchaus Sklaven von einer dieser drei Classen haben, theils zu seinem Dienste, theils die neuen Neger in ländlichen Arbeiten zu unterrichten, so müßte man ihm den Ankauf mißrathen; denn er kann versichert seyn, daß bei der geringen Zahl guter Neger, besonders in der Stadt, der Verkäufer sich nur darum seines Sklaven entledigt, weil meistens entweder verborgene Gebrechen oder dessen Laster und Gewohnheiten keine Besserung hoffen lassen. Ohne vorherige Nachfrage in der Nachbarschaft des Hauses und dem Beiseyn eines Arztes ist ein solcher Handel daher sehr

gewagt; denn die Gewissenslosigkeit der Verkäufer, ohne Unterschied des Standes, ist grenzenlos. Wer sich übrigens auf einen bedeutenden Preis einlassen will, und in den Zeitungen nach gut abgerichteten Negern beiderlei Geschlechts nachfragt, kann solche allenthalben zu kaufen erhalten. Es wird ihm sodann von ihren Besitzern zugestanden, sie auf mehrere Monate zur Probe zu behalten, und sollte der Kauflustige die verlangten Eigenschaften an ihnen vermissen, dieselben gegen Bezahlung einer im Voraus bedingten Miethe wieder zurückzuschicken. Neger, welche die Cultur der Nahrungs- und Handelsgewächse wohl verstehen, findet man schwerlich in der Stadt, überhaupt taugen Neger daher nicht zu der schweren Arbeit des Landes, und man muß in den benachbarten Fazenda's oder durch die öffentlichen Blätter nach solchen fragen.

Ein gutes, treues Subject ist besonders für den Fremden unschätzbar, und wird nie zu theuer bezahlt. Der Verkäufer stellt jedesmal eine Verkaufsurkunde nach einem durch die Gesetze bestimmten Formulare aus*); gewöhnlich übernimmt der Käufer die Zisa, d. h. den fünften Theil des Ankaufspreises an die Regierung zu bezahlen, worauf bei dem Handel die dadurch entstehende Vermehrung des für den Neger geforderten Preises zu berücksichtigen ist. Man könnte nach geschlossenem Handel die Entrichtung dieser Abgabe unterlassen, da von Seiten der Regierung keine Nachfrage geschieht, aber durch Verrath oder die Flucht des Negers, besonders wenn er von der Polizei aufgegriffen wird, bei welcher man sich durch Vorzeigung der erwähnten Urkunde als rechtmäßiger Eigenthümer des Flüchtlings ausweisen muß, kann man durch Umgehung des Gesetzes in große Unannehmlichkeiten und selbst um den Neger kommen.

*) Dieses Formular ist am Ende dieses Werkes in portugiesischer und deutscher Sprache zu finden.

Die Behandlung der neuen Neger erfordert in den ersten drei Monaten eine große Geduld und Aufmerksamkeit. Denn von derselben hängt es allein ab, ob sie gut oder schlecht werden. Unter ihnen sind manche Nationen weniger roh, oft sehr gelehrig und willig, andere in jeder Hinsicht Thieren gleich, und so wie diese lebend. Aber alle sind faul, und haben große Neigung zum Stehlen und zu hitzigen Getränken. Man kann sie nur allmählig an Arbeit, welche Anstrengung oder einiges Denken erfordert, gewöhnen; denn ihr Widerwille gegen jede ernste und mühsame Beschäftigung, besonders jener der Männer*), ist außerordentlich. Strengt man sie gleich anfangs zu sehr an, so werden sie traurig, mißmuthig und oft krank. Dieses ist aber weder Sehnsucht nach der Heimath oder einem freieren Leben, sondern nach der Zeit der Trägheit und Unthätigkeit. Zeigen sie sich willig, muß man ihnen durch ein gutes Wort oder ein kleines Geschenk seine Zufriedenheit zu erkennen geben. Ueberlassen sie sich ihren Leidenschaften, dem Zorne, der Widerspenstigkeit, dem Hange zum Stehlen und Trinken, so muß man sie das erste Mal durch einen Neger, der ihre Sprache versteht, ernstlich zurecht weisen und warnen; verfallen sie aber in den alten Fehler, ohne Mitleiden

*) Die Männer der meisten afrikanischen Nationen arbeiten nie im Felde oder im Hause. Beides wird allein von ihren Weibern gethan. Sie ziehen in den Krieg oder stellen dem Wilde nach, die übrige Zeit bringen sie unthätig zu, von dem Ertrage der Jagd oder ihrer Felder so lange nach Luft zehrend, als etwas da ist; daher sie in unfruchtbaren Jahren oft mehrere Monate lang mit dem höchsten Mangel kämpfen, den sie aber lieber geduldig ertragen, als bei einer zweiten Mißernte etwas mehr Land anzubauen und einige Vorräthe zu sammeln. Die vielen portugiesisch-brasilianischen Schiffe, welche nach der afrikanischen Küste handeln, müssen daher die nöthigen Lebensmittel für die Hin- und Herreise mit sich führen, weil sie dort für keinen Preis welche erhalten könnten; denn der Neger, der für eine Flinte und Schießbedarf Alles gibt, was er besitzt, zieht lieber in den Krieg, um Gefangene zu machen, welche er gegen die erwähnten Bedürfnisse austauscht, als ein Paar Stunden des Tages zu arbeiten.

und Schonung auf das Empfindlichste züchtigen. Haben sie eingesehen, daß sie nicht unverdient gestraft wurden, so macht dieß einen so großen Eindruck, daß sie selten einer zweiten Zurechtweisung bedürfen. Man muß die neuen Neger gleich anfangs daran gewöhnen, mit Allem, was man ihnen gibt, zufrieden zu seyn, und auf das Pünktlichste zu gehorchen. Ein Ruf oder Wink des Herrn muß hinreichen, daß sie herbeieilen, seine Befehle zu vernehmen und eben so schnell in Vollziehung zu bringen. Es darf keine Gegenrede, keine verdrießliche Miene geduldet werden. Wer sich einbildet, diese rohen und leidenschaftlichen Menschen mit Güte und Nachsicht allein ziehen zu können, wird sich zu seinem Nachtheile irren. Sie sind nicht einmal erkenntlich dafür, und man hat sich überzeugt, daß sie für solche sogenannte gute und milde Herren weniger Gehorsam und Anhänglichkeit haben, als selbst für jene, welche sie mit Härte behandeln.

Sobald der Neger seinen Herrn verstehen und ihm zur Nothdurft antworten kann; sobald er so weit gebildet ist, daß er Recht und Unrecht wohl zu unterscheiden versteht, darf keine seiner Vergehungen mehr ungeahndet bleiben. Diese scheinbar zu große Strenge überhebt späterhin denselben der Unannehmlichkeit, oft strafen zu müssen; denn weiß der Neger einmal, daß ihm keine Versäumung seiner Pflichten ungerügt hingeht, so wird ihm die Erfüllung derselben zur Gewohnheit. Späterhin kann man sich nachsichtiger zeigen, man muß es sich aber zum Grundsatze machen, nie anders, als mit Ernst und Nachdruck zu strafen. Wer daher gut und treu bedient, wer von seinen Negern, so viel sie vermögen, geliebt seyn will, der trage Sorge, daß sie gesunde und hinlängliche Nahrung erhalten, sind sie krank, gepflegt werden, und daß es ihnen an Arbeitstagen nicht an angemessener Beschäftigung fehle. Er erlaube ihnen, an Feiertagen sich ihrem natürlichen Frohsinne, so viel möglich unter seinen Augen, ungestört zu überlassen, und bestrafe sie nie, nur seiner

üblen Laune folgend, sondern, nachdem er sie von ihrem Vergehen überzeugt, ohne Parteilichkeit und ohne Zorn, wie ein Vater, der seine Kinder züchtigt, weil er sie liebt.

Wenn der Umgang mit Menschen, welche auf der niedrigsten Stufe geistiger Bildung stehen, dem Europäer auch sehr schwer fallen, wenn mannigfaltiger Verdruß seine Geduld oft auf eine harte Probe setzen muß, so ist dafür auch der Lohn groß, und einer edlen Seele würdig, wenn auch nur einige dieser verwahrlosten Menschen als denkende und brauchbare Wesen aus der Hand des fleißigen Bildners hervorgehen. Der Aufenthalt in einer wenig bevölkerten Gegend, oft mitten in einem ungeheueren Urwalde, ist an sich schon traurig, und der Bewohner desselben allein auf die Natur und den Umgang mit seinen Negern beschränkt. Sieht er nun nichts um sich, als Geschöpfe, die nur scheu und feindselig auf ihn blicken, auf deren Gesichtern Mißmuth und Widerwille gegen Alles, was sie unternehmen, zu lesen ist, welche allein der Anblick der Peitsche des Aufsehers zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten vermag, und die nur darauf sinnen, der nöthigen Strenge ihres Herrn List und Verstellung entgegenzusetzen; wie muß er sich dann doppelt einsam fühlen, und wie mächtig nach der fernen Heimath sehnen, wo ihm, war er auch noch so sehr entfernt vom Gewühle der Menschen, doch wenigstens ein liebendes Herz entgegenschlug! — Wie anders aber, wenn aus der fernen Pflanzung her der Gesang der arbeitenden Neger zu seinem Ohre dringt, wenn ihren ehrfurchtsvollen Gruß die freundlichste Miene begleitet, und sie demüthig, aber zutrauensvoll sich ihm mit ihren Bitten und Anliegen nähern: — er sieht sich dann von Menschen umgeben, in welchen das bessere Gefühl geweckt wurde, und unter vielen darf er hoffen, daß wenigstens doch eines seiner Geschöpfe ihm mit Liebe und Treue ergeben ist.

Dahin können neue Neger nach wenigen Monaten gebracht werden, und dahin haben sie einige Europäer ge-

bracht, auf deren schönen Pflanzungen man die Ordnung bewundern muß, mit der jede Arbeit von Menschen verrichtet wird, welchen sie erst begreiflich machen mußten, daß sie Menschen seyen, und bei welchen ein ernstes Wort ihres Herrn mehr Wirkung thut, als die stets geschwungene Peitsche vieler Eingeborenen, die nur mit Furcht zu gebieten verstehen. Die Folgen einer guten Zucht sind aber so groß, daß selbst dem Fremdlinge das verschiedenartige Betragen gut erzogener Neger, selbst wenn sie ohne Aufsicht sind, in mächtigem Contraste gegen das anderer, bei dem ersten Anblicke auffällt. Der Neger, der nur dem Lastthiere gleich zur Arbeit angehalten wurde, der allenthalben übles Beispiel vor Augen hatte, um den sich sein Gebieter nur bekümmerte, wenn er dessen bedurfte, oder der, wenn er den bestimmten Lohn seines Tagewerkes nach Hause brachte, thun konnte, was ihm beliebte; ein solcher Unglücklicher, jedem Laster ergeben, keines besseren Gefühles fähig, verdient den Namen Mensch nicht. Ihn hält nichts zurück, wie ein Ungeheuer zu handeln, als Feigheit und Furcht vor Strafe, und seiner Brust ist selbst jener moralische Eindruck fremd, vor dem der unter Gebildeten lebende Bösewicht erbebt, —. die mächtige Stimme des Gewissens. Die Zeit hat die Ereignisse der Revolution von S. Domingo in Vergessenheit gebracht; aber es leben noch genug Menschen, welche bestätigen können, daß jene Weißen, welche ihre Neger mit zu großer Milde behandelten, zuerst auf das Grausamste von ihnen ermordet wurden. Romantische Gemälde, die uns gefühlvolle Seelen von liebenden Gatten, zärtlichen Kindern und für ihre Gebieter sterbenden Negern in einer höchst rührenden Sprache liefern, werden hier in Brasilien nie im Leben dargestellt, so viele Gelegenheit sich auch dazu fände. Der Aufenthalt einiger Wochen in Rio-de-Janeiro wird aber hinreichen, den Fremden von der Wahrheit obiger Behauptung zu überzeugen, und so sehr sich sein Gemüth im Anfange auch über die harte Behandlung der Neger

empört, so wird er sich doch bald selbst in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, nachdem Ermahnungen und Drohungen umsonst verschwendet wurden, mit denselben Zwangsmitteln gegen seine eigenen Sklaven zu verfahren.

Die Einwirkungen der veränderten Lebensweise und des Klima's auf die Gesundheit der Neger können zwar nicht gänzlich beseitigt, aber doch ernsten Folgen durch Anwendung zweckmäßiger und einfacher Arzneimittel vorgebeugt werden. Besonders sind die neuen Neger zur größten Reinlichkeit anzuhalten. Sie unterliegen gewöhnlich im Anfange der in Brasilien häufig vorkommenden Sarna, einer Krankheit, die in einer Geschwulst und mit Eiterung verbundenen Entzündung der Fettdrüsen der Haut besteht; es fallen ihnen dabei Löcher in die Füße, deren Heilung oft sehr schwierig ist; sie hält äußerst lange an, und wird sehr beschwerlich. Leichte Abführungsmittel in kleinen Portionen gegeben, einfache Nahrung mit wenigem Salzfleische, der mäßige Genuß der gesunden Baumfrüchte, stärkende See- oder Flußbäder sind wirksame Mittel gegen das erwähnte Uebel. Sie lieben die Früchte des Landes außerordentlich. Man muß daher besonders darauf sehen, daß sie weder zu viel von diesen, besonders aber kein unreifes Obst essen, von dessen Genuß sie unvermeidlich von der in heißen Ländern so gefährlichen Ruhr befallen werden. Einige haben die Gewohnheit von ihrem Vaterlande mitgebracht, leichte Thonerde zu essen, welche ihnen hier sehr übel bekommt. Besonders bemerkt man diesen Hang an Kindern von 2 bis 3 Jahren; die wahrscheinliche Ursache, daß so viele derselben sterben. Es scheint, daß die Neger noch mehr als die Eingeborenen an Würmern leiden; wird dieß bemerkt, so darf ihnen nur wenig von dem Mandiocmehl gegeben werden, welches diese Krankheit vermehrt. Erdfrüchte, als Pattatas, Caras, Ygnamas und die häufig gepflanzte Aprobra, sind sehr gesund; kräftige Nahrung ist aber bei der wenigen Arbeit, die man

anfangs von ihnen fordert, nicht nöthig. Sie sind außerordentliche Freunde von Waldthieren, verschiedenen Arten von Würmern, einer Gattung großer Ameisen, die sie über dem Feuer rösten, besonders aber von Fischen, welche sie, unbeschadet ihrer Gesundheit, essen dürfen.

Es scheint hier an der rechten Stelle, den künftigen Pflanzer aufmerksam zu machen, wie wichtig es ist, daß er wenigstens einige Begriffe von den gewöhnlichsten Krankheiten des Menschen und ihrer Behandlung besitze, daß er den Gebrauch der Lanzette erlerne, und einen Verband anzulegen verstehe. Der Verfasser weiß sehr gut, daß man damit noch kein Arzt und kein Chirurg ist; aber eigene Erfahrung hat ihn belehrt, wie gut selbst dieses geringe Wissen dem brasilianischen Landwirthe zu Statten kommt, der, von jeder ärztlichen Hülfe entfernt, bei dem unbedingten Bedürfnisse augenblicklichen Beistandes, mit einem zweckmäßig angewandten Aderlaß oder einem geeigneten Verbande, bei so häufig vorkommenden Verwundungen, das Leben seiner Neger zu retten im Stande ist.

Die Neger befinden sich nie besser, als wenn die Sonne die Gluth ihrer Strahlen mit versengender Hitze auf die Erde herabsendet. Dagegen leiden sie besonders von der kalten Temperatur, die gewöhnlich, und oft mit empfindlichem Wechsel, nach Regenwetter eintritt. Nicht selten erfolgt darauf ein plötzliches Zurücktreten des Schweißes, ein Ereigniß, welches stets eine sehr nachtheilige Wirkung auf ihre Gesundheit äußert. Durch zweckmäßige Bekleidung seiner Neger wird man aber dieser Gefahr am besten vorbeugen. Es ist unstreitig eine unzeitige Sparsamkeit vieler Pflanzer, ihre Sklaven schlecht und kaum zur Nothdurft zu kleiden, und dafür bei jedem anhaltenden Regenwetter, als Folge mangelhaften Schutzes gegen Nässe und Kälte, kranke, also unthätige Menschen zu haben. Die Besitzer vieler Neger geben vor, daß sie diese unmöglich mit guter Kleidung versehen können, da sie auf

das Schonungsloseste mit derselben umgehen, und es ihnen ganz gleichgültig ist, wenn sie mit Lumpen behangen sind. Hält man sie aber gleich anfangs zur Ordnung an, so wird ihnen die Reinhaltung und Schonung derselben zur Gewohnheit. Auf gut organisirten Pflanzungen besteht diese Kleidung für die Männer aus einem farbigen Hemde und einer Haube von Schafwolle (Bayetta), drei Hemden und drei Paar kurzen Hosen (sirollas) von grobem Baumwollzeuge (panno d'Algodão); für die Weiber aus einer Jacke (Macacco) von ersterem Zeuge, drei Hemden und zwei Unterröcken (Sayas) von letzterem. Diese Kleidung muß für ein Jahr hinreichen; auf Reinhaltung und öfteren Wechsel der Wäsche ist besonders zu sehen.

Die Portugiesen und Brasilianer ermangeln nicht, ihre Neger in der christlichen Religion zu unterrichten, d. h. sie unterweisen sie in den äußern Gebräuchen ihrer Kirche, und lehren sie einige Gebete, von deren wahrem Sinne wahrscheinlich Lehrer und Schüler wenig verstehen, herplaudern, und sich gehörig bekreuzen, schicken sie nach diesem oberflächlichen Unterrichte ohne Weiteres nach der Kirche, und ein paarmal des Jahres zur Beichte und Communion, woselbst sie die erwähnten Gebete, zum Beweise ihres guten Unterrichts, hersagen, und sodann die heilige Handlung mechanisch und ohne Nutzen und Wirkung auf ihre Moralität begehen. —

Es ist Pflicht, und lohnte sich wahrlich der Mühe, diese armen, verwahrlosten Menschen, bei welchen man außer einigen abergläubigen Ceremonien beinahe keine Spur von Religion und Gottesverehrung findet, auf eine ihrem Denkvermögen angemessene Weise zu unterrichten, um so mehr, da sie großes Wohlgefallen an den Gebräuchen der herrschenden Kirche finden, und sehr darauf sehen, daß sie in der Kirche getraut, ihre Kinder daselbst getauft und ihre Mitbrüder in ihr beerdigt werden. Seine Neger nie-

mals nach der Kirche zu schicken, und zur Beobachtung der in Brasilien üblichen Gottesverehrung anzuhalten, ist aber schon darum eine sehr fehlerhafte Ansicht oder Gleichgültigkeit, weil man dadurch in den Ruf eines schlechten Christen kommt, und sich alle seine Nachbarn zu Feinden macht; überdieß möchte man sich der Verfolgung des Geistlichen, zu dessen Kirchspiel man gehört, aussetzen, der bei dem Ausbleiben der Neger um den üblichen Beichtgroschen kommt, welches er dem saumseligen Fremden nie verzeihen wird.

Es bestehen seit Jahrhunderten lobenswerthe Gesetze zu Gunsten der Neger, welche der Grausamkeit oder dem Geize einzelner Unmenschen enge Grenzen setzen, und ohne Unterschied der Person gegen die Uebertreter in Ausübung gebracht werden. Der Neger kann allenthalben seinen tyrannischen Gebieter vor der Obrigkeit des Orts belangen; und bestätigt sich, nach vorhergegangener Untersuchung, die Wahrheit seiner Anklage, so wird, wenn trotz der erhaltenen Warnung der Neger sich zu ähnlichen Klagen gezwungen sieht, sein Herr entweder ernstlich gestraft, oder ihm sogar sein Sklave genommen.

Ersterer hat zwar das Recht, seine Sklaven wegen begangener Vergehungen züchtigen zu lassen, doch darf dieß, wie das Gesetz sagt, nicht bis auf das Blut geschehen; begeht daher der Neger ein Verbrechen, welches so strenge Strafen verdient, muß er nach der Polizei des Ortes gebracht werden, welche ihn öffentlich und nach Maßgabe seines Vergehens züchtigen läßt. Der Eigner des Negers erlegt dafür eine gewisse Summe. —

Kann der Neger, unzufrieden mit seinem Herrn, sich einen andern verschaffen, so ist ersterer gezwungen, ihn an den Kauflustigen um den Ankaufspreis zu überlassen. Ließ er übrigens denselben ein Handwerk erlernen, so kann er den Preis für ihn bestimmen. Streng und nach

Umständen mit dem Verluste der Freiheit wird jener bestraft, der seinen Neger tödtet. Verheirathete können nicht getrennt und einzeln verkauft werden. Wird eine Negerin von ihrem Herrn Mutter, und sie stellt sich, ihn belangend, vor Gericht, muß er ihr die Freiheit geben. Hat ein Neger nach langer Dienstzeit so viel erspart, als die Summe seines Ankaufspreises ausmacht, so kann ihm, gegen die Rückzahlung derselben an seinen Herrn, die Freiheit nicht verweigert werden. Hat er endlich diese durch seine treuen Dienste oder auf die oben erwähnte Weise erworben, tritt er in alle Rechte eines freien Bürgers.

Man würde sich überhaupt sehr irren, wenn man glaubte, daß die brasilianischen Negersklaven äußerst unglücklich wären. Klima und Lebensweise, ihren vaterländischen ähnlich, lassen sie die Heimath leicht vergessen, in welcher nur Wenige von ihnen sich eines Schattens von Freiheit erfreuten. Sie werden im Ganzen sehr mild behandelt, gut genährt, gekleidet, und keineswegs mit übertriebener Arbeit beschwert. Die vielen Feiertage im Jahre gestatten ihnen hinreichend, von der Last der Arbeit auszuruhen, und wer diese Menschen an solchen Tagen sich unter Gesang und Tanz dem heiteren Sinne, mit dem sie die Natur im reichlichsten Maße beschenkte, hingeben sieht, wird sich überzeugen, daß in ihrer Brust mehr Heiterkeit wohnt, als vielleicht in der ihrer reichen und angesehenen Gebieter. Haben sie Lust, sich zu verheirathen, wird ihnen dieß nie geweigert, wie sie niemals zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden. Ihre Kinder wachsen mit denen ihrer Herrschaft auf, genießen dieselbe Pflege, dieselbe Liebe, und unterscheiden sich, erwachsen, nur dadurch von dem freien Diener, daß sie ihren Herrn nicht nach Belieben verlassen können. Stirbt dieser, und hinterläßt seine Familie im Wohlstande, so erhalten oft mehrere treue Sklaven ihre Freiheit, bleiben aber gewöhn-

lich, durch Dankbarkeit und Gewohnheit an die Familie gefesselt, bis zum Ende ihres Lebens bei derselben. Jene grausame Behandlung der Neger aber, welche aus den Beschreibungen einiger Reisenden bekannt ist, findet vorzüglich in den Besitzungen der Holländer und Engländer Statt, woselbst ihr Loos wahrhaft beklagenswerth ist.

Es wurde im Anfange dieses Buches bereits erwähnt, daß nach Beendigung des Jahres 1829 keine Neger mehr in Brasilien eingeführt werden dürfen, ein Ereigniß, worüber sich ohne Zweifel alle Menschenfreunde freuen werden, da der empörende Menschenhandel somit für immer beendigt scheint, und ist dieß ein neues Verdienst, welches sich das philanthropische England um die leidende Menschheit erwarb. Es gibt zwar Leute, welche der Politik dieses Landes andere Absichten unterlegen; sie meinen, England habe keineswegs mit Gleichgültigkeit den stets zunehmenden Flor Brasiliens bemerkt, und fürchtend, daß in einem kurzen Zeitraume seine überseeischen und übervölkerten oder neu gegründeten Colonien nicht mehr mit einem so fruchtbaren Lande concurriren könnten, hätte es durch den erwähnten Tractat seine Besorgnisse mit einem Male beseitigt; es fällt denselben Leuten auf, daß England erst dann die fernere Einfuhr von Negern in seine Colonie verbot, als diese, bereits sehr bevölkert, in der höchsten Blüthe und im Besitze so vieler Neger waren, daß man voraussetzen könnte, diese würden sich durch gegenseitige Verbindung bald so sehr vermehren, daß die Pflanzer keine nachtheilige Verminderung einer ihnen unentbehrlichen Menschenclasse zu befürchten hätten. Sie verwundern sich ferner, daß, während sich Englands Sorgfalt um das zeitliche Wohl selbst der entferntesten Nationen ausspricht, so zu sagen unter ihren Augen, in den Häfen von Nantes und Marseille jährlich eine große Zahl Schiffe ausgerüstet werden, welche von der Küste von Guinea Neger holen, und diese nach den westindischen Besitzungen der Spanier,

Franzosen, und selbst der Engländer, führen, ohne daß man je hörte, eines dieser Schiffe wäre von den in allen Gewässern der Erde kreuzenden englischen Kriegsfahrzeugen genommen und die Uebertreter eines von allen Mächten Europa's sanctionirten Gesetzes der verdienten Strafe überliefert worden. Diese Zweifler an der Aechtheit der englischen Philanthropie behaupten sogar, es wäre einer großen und reichen Nation würdig gewesen, bevor sie sich in die Angelegenheiten Anderer mischte, zuerst bedacht zu seyn, das höchst bedauernswerthe Loos ihrer schwarzen Mitbrüder auf den eigenen Besitzungen zu mildern, und die auf englischem Grund und Boden geborenen Neger als freie Menschen zu erklären; dieß war eines der ersten Gesetze mehrerer südamerikanischen Freistaaten, welche, obwohl wenig bevölkert und arm, Sklaverei und Freiheit als unverträglich in einem Lande betrachteten. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß, wenn sich mit der Zeit der Besuch brasilianischer Schiffe an der afrikanischen Küste vermindert, die Engländer durch einen andern Tractat das Recht erwerben werden, die Bewohner derselben mit Tüchern, Waffen und Branntwein zu versehen, wodurch unbezweifelt allmählig Civilisation, Waarenkenntniß und Moralität unter unsern schwarzen Mitbrüdern verbreitet werden.

Dem sey nun, wie ihm wolle! Der erwähnte Tractat kann nur von den nachtheiligsten Folgen für Brasilien seyn, welches wir etwas näher aus einander setzen wollen.

Dieses Reich, dessen ungeheuerer Umfang nur wenig von dem Europa's verschieden ist, zählt gegenwärtig kaum fünf Millionen Bewohner, von diesen arbeiten nur die Neger und farbigen Sklaven, deren Zahl etwas über zwei Millionen betragen mag. Zwei Millionen Freie, aus Fremden, Portugiesen und Eingeborenen bestehend, sind Besitzer größerer oder kleinerer Pflanzungen, oder treiben Handel, Schifffahrt, Viehzucht. Die Indier oder Ureinw-

wohner, deren Zahl man gleichfalls auf eine Million schätzen kann, leben, in ganz Brasilien verbreitet, unabhängig in den Wäldern.

Brasilien besitzt durchaus keine Fabriken, es erzeugt nur Zucker, Baumwolle, Kaffee u. s. w., Producte einer heißen Zone, die es gegen seine weiteren Bedürfnisse gleichsam austauscht. Je mehr von diesen versendet werden können, je mehr hebt sich der Wohlstand des Landes. Aus diesem Grunde sind die dem Aequator zunächst gelegenen nördlichen Provinzen bevölkerter, als die südlichen, wo allerdings mit großem Erfolge Ackerbau getrieben werden könnte, aber Getreide ist zu dem Unterhalte der Bewohner bei den trefflichen Surrogaten, welche die Natur heißen Ländern gegeben, keineswegs unbedingt nöthig; auch würde dieses Product nie mit demselben Gewinne ausgeführt werden können, wie obige. Um nun von letzteren viel zu erzeugen, muß natürlich die Zahl der Arbeiter in den Pflanzungen vermehrt werden; diese sind aber, wie gesagt, die aus Afrika kommenden Neger.

Durch das Verbot der ferneren Einfuhr kann nun weder die nöthige Vermehrung der Arbeitenden Statt finden, noch die durch den Tod unvermeidlich Abgehenden ersetzt werden; ja in geraumer Zeit wird die Zahl der Neger, da man auf ihre Fortpflanzung unter sich, bei der Leichtigkeit, Kinder und Erwachsene von der Küste zu erhalten, nicht sehr bedacht war, sich so schnell vermindern, daß besonders große Pflanzungen ihre Arbeiten ganz einstellen müssen.

Von den Freien oder Farbigen, die auf einer ungeheueren Strecke Landes vertheilt, größtentheils in Städten mit Handel und Schifffahrt beschäftigt, wohnen, werden sich nur Wenige und nur gegen großen Taglohn zu der beschwerlichen Cultur der Landesproducte gebrauchen lassen, und ihre Arbeit nie jener der Neger gleichkommen; denn

es ist eine irrige Ansicht selbst sehr gelehrter Männer, daß der Europäer sich in dem heißen Klima der Tropenländer, auf die Dauer seines Aufenthaltes, derselben Arbeit, welche bisher der Neger verrichtete, unterziehen könne. Weder in West-, noch Ostindien beschäftigt sich der Europäer oder freie Eingeborene mit dem Feldbau, und der Verfasser hat sich hinlänglich durch seinen Umgang mit europäischen Colonisten überzeugt, wie auch diese von Jugend auf an schwere Arbeit gewöhnten Menschen schon nach ein Paar Jahren ihre Kräfte verloren, und sich bloß auf die Cultur der nöthigen Lebensmittel beschränken mußten.

Die Unzufriedenheit der Brasilianer mit dem erwähnten Tractate ist daher sehr natürlich*), und die Regierung wird früh genug durch die zunehmende Theuerung aller Lebensmittel, den abnehmenden Flor des Landes, die auffallend verminderte Ausfuhr der Landesproducte, und der Einnahme an ihren Zöllen auf die Voreiligkeit und die Nachtheile desselben aufmerksam gemacht werden.

Man wird natürlich noch viele Jahre Neger in Brasilien einführen, da der Vortheil dieses Handels durch das gesetzliche Verbot zu groß ist, als daß er nicht Viele reizen sollte, Vermögen und Freiheit an einen großen Gewinn zu wagen, und die Neger werden bald so sehr im Preise steigen, daß nur sehr bemittelte Leute welche zu kaufen im Stande sind. Immerhin gehen wichtige Resultate aus diesem Tractate hervor. Die Thätigkeit einer künftigen Generation wird aufgeregt, die Neger im Allgemeinen besser behandelt, und die Regierung veranlaßt, die Ein-

*) Mehrere Mitglieder in der im Juni 1827 in Rio-de-Janeiro versammelten Ständeversammlung des Reiches sprachen sich bereits sehr energisch über die unberufene Einmischung Englands in die Angelegenheiten des Landes aus. —

wanderung aus Europa auf alle nur mögliche Weise zu begünstigen*).

---

*) Es wurden der Regierung bereits Vorstellungen gemacht, mehrere tausend Colonisten kommen zu lassen; doch war man noch in der Wahl zwischen Deutschen und den Bewohnern der übervölkerten azorischen Inseln unentschieden.

Es hatte sich vor meiner Abreise das Gerücht verbreitet, daß in einem nicht öffentlich bekannt gemachten Vertrage das englische Gouvernement sich erboten habe, jährlich neun tausend Irländer als Colonisten nach Brasilien zu schicken. Ob die brasilianische Regierung dieses Anerbieten angenommen habe, blieb unbekannt; wohl aber wußte man, daß ein Werber nach Irland abgereist war, um mit einer Ladung Recruten zur Ergänzung des Corps der fremden Truppen zurückzukehren. — Wenn die erwähnten irländischen Colonisten mit den Deutschen vermischt werden, so kann man im Voraus versichern, daß daraus für Beide eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten und Verdruß entspringen wird. Eben so wenig darf der Kaiser ein günstiges Resultat von einem Corps erwarten, welches aus französischen Schweizern, Deutschen und Irländern, von den Officieren aller Nationen Europa's befehligt, zusammengesetzt ist.

Drittes Buch.

I.

Anleitung, auf welche Weise der Einwanderer in den Besitz eines Landes, den verschiedenen Absichten seiner Ansiedlung entsprechend, gelangen kann.

Für den bemittelten Auswanderer, der keine Lust hat, sich einer Ackerbau treibenden Colonie anzuschließen, gibt es drei Arten, Land zu erwerben, nämlich entweder bei der Regierung um unentgeldliche Ertheilung desselben einzukommen, eine feilgebotene Besitzung zu kaufen, oder von dem Besitzer großer Ländereien welches als Erblehen (a forrado) zu nehmen*).

*) Reiche Besitzer großer Ländereien in Brasilien geben häufig armen Familien ein Stück Land, welches sie nach Belieben cultiviren und worauf sie eine Wohnung erbauen dürfen, ohne dem Grundherrn irgend eine Abgabe zu entrichten. Dagegen steht es in der Willkühr desselben, sie ohne weitere Umstände und ohne alle Vergütung fortzuschicken. Man kann diese Familien mit Recht als Leibeigene betrachten, und obwohl von ihnen keine Frohndienste gefordert werden, so müssen sie doch, wie die böse Welt sagt, manchmal Dienste verrichten, die sich nicht ganz mit den Gesinnungen eines rechtlichen Menschen vertragen. Es hat sich ereignet, daß die Clienten, um nicht mit Weib und Kind von dem kleinen Besitzthume, das ihnen Obdach und Unterhalt gab, gejagt zu werden, sich bequemen mußten, die Wahrheit der Aussagen ihrer Grundherren vor Gericht als Augenzeugen zu beschwören, obwohl ihnen das Ereigniß, welches zu einer Untersuchung Anlaß gegeben, ganz fremd war; oft bleibt es nicht bei diesen Forderungen. Man warnt daher den Europäer, bei dem man mit Recht bessere Grundsätze, als bei den Eingeborenen vermuthen darf, von reichen brasilianischen Pflanzern nur dann Ländereien anzunehmen, wenn sie durch ein gerichtliches Papier vor der Willkühr derselben geschützt werden, sie nach Belieben von ihrer Pflanzung zu entfernen.

Die brasilianische Regierung hat bisher noch Keinem Land verweigert, der nur einigermaßen ausweisen konnte, daß er sich im Besitze eines nicht zu unbedeutenden Betriebscapitals befinde; bei dem trägen Gange der Geschäfte muß sich aber der Bittende unzählige vergebene Gänge nicht verdrießen lassen, und nach Monaten erst gewärtigen, wo die Regierung ihm Land anweisen wird. Dieses kann übrigens von jeder Verbindung so sehr entfernt seyn, daß es ihm vielleicht nie möglich wird, die einstigen Erzeugnisse seines Bodens zu verwerthen. Gute Empfehlungen, begleitet von einem Geschenke, welches hier stets sehr bereitwillig angenommen wird, bewirken indeß vielleicht so viel, daß der Bittende selbst da Land angewiesen erhält, wo er es wünscht, dann werden ihm sogenannte Feldmesser mitgegeben, welche die Grenzen seines Besitzthums zu bestimmen haben, wobei sie sich dann keineswegs übereilen, um die beträchtlichen Diäten desto länger zu beziehen; übrigens machen diese wackeren Leute die Grenze, wie man es wünscht, wenn man sich nur einigermaßen erkenntlich bezeigt. Bei dieser Grenzbestimmung kommt die Geometrie und Feldmeßkunst keineswegs in Anwendung. Es wird eine Fronte angenommen, diese abgeschritten in Braças (6 rhein. Fuß) eingetheilt, und dann links und rechts von derselben ein Weg so tief in den Wald gebahnt, als erforderlich ist, um eine Viertels-, halbe, drei Viertels- oder ganze Quadratmeile herauszubringen; in der Grenzbestimmungsacte heißt es dann nur: die Fazenda des Herrn N. N. grenzt gegen Norden an diesen oder jenen Felsen, gegen Westen an das Flüßchen oder den Fluß, von uns N. N. benannt, u. s. w.; man muß daher besonders darauf sehen, so viel möglich bestimmte, in die Augen fallende und nicht leicht zu verändernde Grenzen zu erhalten, um jeden Streit mit gegenwärtigen und künftigen Nachbarn zu vermeiden. Die Kosten, von dem Tage der Eingabe angefangen, bis zur Ausfertigung aller nöthigen Papiere, welche den Bittenden in den recht-

mäßigen Besitz des erwähnten Landes setzen, sind bedeutend; vor dem Verlaufe von sechs Monaten darf aber keine Abfertigung erwartet werden.

Vortheile bei dem Erwerbe eines Eigenthumes auf diese Weise sind: der Besitz eines kräftigen, noch uncultivirten Bodens, auf welchem der Landwirth nach seinen Ansichten und Geschmack sich niederlassen und mit der Cultur jenes Gewächses beginnen kann, das ihm das einträglichste oder für Boden, Klima und Lage des Gutes geeignetste zu seyn scheint. Sehr beschwerlich ist das Beginnen allerdings, da derselbe, wenn kein gefälliger Nachbar in seiner Nähe wohnt, mehrere Monate lang unter einem schnell aufgeführten Obdache, dem Ungemache der Witterung preisgegeben, zubringen muß, und erst später mit großem Zeitverluste und Geldaufwand mit der Erbauung der nöthigen Gebäude anfangen kann.

Bei dem Ankaufe eines Gutes, welches bereits zum Theile bepflanzt und mit brauchbaren Wohngebäuden versehen ist, fallen die erwähnten Unannehmlichkeiten weg. Dafür sind aber dem Käufer die Hände auf alle Weise gebunden. Man kann wohl voraussetzen, das Gut befinde sich in keinem besonders guten Zustande, woran mancherlei Ursachen schuld sind. Der neue Eigenthümer, bedacht diese zu heben, muß dennoch eine geraume Zeit im Geiste der ersten Anlage fortarbeiten, was eigentlich nur Flickwerk ist, und sein an Ordnung und Symmetrie gewöhntes Auge stößt allenthalben auf Hindernisse, die nicht wohl beseitigt werden können. Die den Wohngebäuden zunächst gelegenen Ländereien sind durch vieljährige Cultur erschöpft; er muß also diese brach liegen lassen, und andere urbar machen. Wollte er übrigens die schönen Ideen, mit denen sein Kopf angefüllt war, in Ausführung bringen, so müßte er wahrscheinlich entweder die ganze Anlage seines Vorgängers umgestalten, oder einen andern Platz zu seiner Niederlassung wählen, wobei denn

dieſelben Beſchwerden und Koſten herauskommen, wie mit der Anſiedlung in einem Urwalde.

Werden, wie dieß gewöhnlich der Fall iſt, mit der Fazenda auch die Neger verkauft, ſo muß man ſich von ihrer Tauglichkeit wohl überzeugen; eine beſondere Aufmerkſamkeit aber auf die Papiere des Verkäufers verwenden, denn nur wenige unter den braſilianiſchen Gutsbeſitzern ſind mit ganz gültigen verſehen. Das wichtigſte derſelben iſt der Schenk- oder Lehenbrief (carta sismaria), welcher die Grenzen der Fazenda beſtimmt; dieſe muß ſich der Käufer genau zeigen laſſen, denn viele Gutsbeſitzer haben höchſt willkürlich dieſelben erweitert, und manche, welche nur mit einer Quadrat-Legua Land belehnt wurden, zwei bis drei an ſich geriſſen, daher ſie denn auch die Größe ihrer Beſitzung bei dem Verkaufe in Anſchlag bringen.

Wenn das bisher bei dem großen Mangel an Bevölkerung ungerügt hinging, ſo wird doch eine Zeit kommen, in welcher man den Gutsbeſitzern nur ſo viel Land laſſen wird, als ſie wahrſcheinlicherweiſe zu cultiviren fähig ſind*). Der Kaufluſtige wird ferner aufmerkſam gemacht, daß es in Braſilien einzelne Familien gibt, welche, an eine herumziehende Lebensart gewöhnt, ſich ohne Umſtände da häuslich niederlaſſen, wo ſie guten Boden finden. Dergleichen Nachbarn auf ſeinem eigenen Lande ſind äußerſt unangenehm, und haben ſie einmal eine elende Hütte, mit einer Thür verſehen, aufgeführt, ſo iſt es nicht leicht, ſie wieder von derſelben wegzubringen, da noch immer ein uraltes Geſetz beſteht, welches dergleichen Anſiedlungen

*) Es iſt ſchon bei der im Jahre 1823 Statt gehabten Ständeverſammlung der Antrag gemacht worden, die Papiere der großen Gutsbeſitzer zu unterſuchen, und dem Unfuge der Länderuſurpation zu ſteuern, da man in Erfahrung gebracht, daß einzelne Fazendeiros in der Provinz Minas auf den rechtmäßigen Beſitz von 20 Quadrat-Leguas Land Anſpruch machen. —

begünstigt. Man muß sich daher bei einem Gutskaufe erkundigen, ob eine solche Familie auf demselben wohnt, und hat man bereits Eigenthum, wohl Acht geben, daß sich keine darauf niederläßt; zeigt sich eine Spur, so muß man ohne Rücksicht Ernst gebrauchen, und hat sie mit Erbauung einer Wohnung angefangen, diese niederreißen, und sie schonungslos fortjagen, Gewalt aber mit Gewalt vertreiben; denn ein vernachlässigter Tag reicht hin, um die Hütte zu vollenden, eine Zuflucht für das Gesindel der Umgegend und ihren Herren entlaufene Neger.

Manche, deren Capital zu größeren Unternehmungen nicht hinreichend ist, wenden sich an Gutsbesitzer, deren Voráltern bei der Entdeckung Brasiliens mit großen Ländereien belehnt wurden, und nehmen von diesen ihrerseits verpacht- und kaufbares Land für sich und ihre rechtmäßigen Erben auf ewige Zeiten zu Lehen, wogegen sie an den Grundherrn eine gewisse jährliche Abgabe in Geld oder Naturalien entrichten. Der Grundherr ist befugt, dieses Lehen aufzukünden, doch muß er den Lehenträger für die auf dem Gute gemachten Verbesserungen (Bemfeitovias) nach den bestehenden Gesetzen entschädigen, d. h. er muß ihm baar ausbezahlen, was die von Unparteiischen geschätzten und von dem Grundholde aufgeführten Gebäude, Anlagen und gepflanzten Gewächse aller Art werth sind. Es ist bei diesen Verträgen darauf zu sehen, daß sie durch gerichtliche Personen und nach der bestehenden Form ausgefertigt werden. Die besten solcher Ländereien sind bereits vergeben.

II.

Leben des Pflanzers.

Das Leben des Pflanzers ist mühselig, höchst einförmig, und ein ewiger Streit und Kampf mit Entbehrungen aller Art. Der Eingeborene, an Klima, Nahrung und Lebensweise gewöhnt, unbekannt mit den Annehmlichkeiten eines civilisirten Landes, und gleichgültig gegen Alles, was ihn umgibt, erträgt es, ohne sich unglücklich zu fühlen. Der Europäer aber, der mit oft so eigenen und irrigen Ansichten nach Brasilien kommt, bedarf einer großen Seelenstärke, um, einen dortigen Urwald bewohnend, nicht in kurzer Zeit Misanthrop und Hypochonder zu werden. Besser wird sich derjenige, der auch in Europa stets auf dem Lande lebte, in sein Schicksal fügen. Derjenige aber, der stets in Städten gelebt, an das Leben der großen Welt gewöhnt und für sie erzogen wurde, wird entweder von Mißmuth niedergedrückt, und von Sehnsucht nach dem Umgange eines gebildeten Wesens erfüllt, Alles aufbieten, um wieder nach seiner Heimath zurückkehren zu können, oder er wird in dieselbe geistige und körperliche Gleichgültigkeit versinken, wie der Eingeborene. —

Wer nicht einige Zeit in den Wäldern Brasiliens lebte, wer den Charakter der Eingeborenen nicht genau kennt, macht sich keinen Begriff von dem unbeschreiblich traurigen Aufenthalte daselbst, und nur dem leidenschaftlichen Freunde der Natur, nur dem, der sich in Europa schon ganz auf sich selbst beschränkt hatte, wird es möglich seyn, dort lange auszuhalten. Hätte man gegründete Hoffnung, nach einigen Jahren so viel zu erwerben, um von seinen Mitteln in Europa unabhängig leben zu können, so wäre die Zeit, die man in Brasilien zubrachte, keineswegs verloren. Um aber dort als Landwirth Geld zu erwerben,

muß man ein bedeutendes Capital zum Beginnen beſitzen, und derjenige, der über einige Tauſende gebieten konnte, hat wahrlich Unrecht, ſein Vaterland zu verlaſſen. Könnte man ſeine Pflanzung verkaufen, ſo wäre allerdings ein beträchtlicher Gewinn zu erwarten; da aber die Mehrzahl der Fremden aus Kaufleuten beſteht, welche nur mit dem Gedanken nach Braſilien kommen, Geld zu verdienen, und dann wieder nach Hauſe zurückzukehren, die Eingeborenen aber Ueberfluß an Land beſitzen, ſo hat man nicht die mindeſte Hoffnung, ſeine Beſitzung zu verkaufen. Man möchte aus dieſem Grunde jedem wenig bemittelten Auswanderer rathen, ſich der Ackerbau treibenden Colonie von Rio grande anzuſchließen, woſelbſt er weniger großen Beſchwerden ausgeſetzt iſt, nach ein Paar Jahren ganz auf europäiſche Art leben kann, und immerhin hoffen darf, ſich nicht allein anſtändig zu ernähren, ſondern auch unter den Coloniſten einige wackere Familien zu finden, mit welchen er freundſchaftlichen Umgang pflegen kann.

Wer aber, obwohl bemittelt, wegen religiöſer und politiſcher Meinungen nach Braſilien auswandert, der wird es ohne Zweifel nach einiger Zeit dahin bringen, über Hinderniſſe und Unbequemlichkeiten, welche allen heißen Ländern eigen ſind, zu ſiegen, ſich mit vielen Menſchen zu umgeben, und in jeder Hinſicht ſorgenfrei und angenehm zu leben.

Einige der in Braſilien Eingewanderten kommen vielleicht in der Abſicht hierher, ſich mit den Töchtern wohlhabender Pflanzer zu vermählen, und dadurch auch ihre ökonomiſchen Verhältniſſe zu verbeſſern. Dieſes iſt beſonders für diejenigen, welche die braſilianiſchen Schönen kennen lernten, ein großer und wohl zu überlegender Schritt.

Wer übrigens den Anſprüchen auf häusliches Glück, welches ohnehin nur von Wenigen ganz gewürdigt wird, ohne ſich unglücklich zu fühlen, entſagen kann; wer, wie ein großer Theil der Männer, nur auf Geld ſieht, für den gibt es, beſonders auf dem Lande, anſtändige Par-

ken. Ueberdieß kommt er durch eine solche Verbindung zu einer Menge von Verwandten und Bekannten, und wird von den Eingeborenen weniger angefeindet, was ihm, und besonders seinen Kindern, ohne Zweifel zum Nutzen gereicht.

III.

Wahl des Landes mit Berücksichtigung der zu cultivirenden Landesproducte. — Verfahren bei der Niederlassung. — Landesübliche Urbarmachung und Vorbereitung des Bodens zu dessen fernerer Cultur. — Anweisung, die erforderlichen Gebäude mit zweckmäßiger Wahl des Materials aufzuführen. — Innere Polizei der Fazenda. — Beschäftigung der Neger. Ernährung derselben und Berechnung der Kosten ihres Unterhaltes und ihrer Kleidung.

Die Wahl des Landwirths, welchem Zweige der hiesigen Cultur er sich zuwenden soll, wird von dem Klima, der Lage seines Gutes, der Größe seines Capitales, der Kenntniß der Beschaffenheit des Bodens und seiner Neigung bestimmt. Er kann sich ausschließlich auf den Anbau von Früchten zum Lebensunterhalte legen, ein Unternehmen, welches seinen Mann gut nährt, und wobei mit zehn oder zwölf Negern viel zu leisten möglich ist, nur muß seine Besitzung nicht zu fern vom Wasser oder einem guten Landwege liegen, damit er seine Erzeugnisse zu jeder Zeit ohne besondere Kosten versenden kann; oder sich vorzugsweise mit der Cultur eines Handelsgewächses im Großen beschäftigen. Endlich kann er Viehzucht treiben.

Letztere soll am Schlusse dieses Werkes abgehandelt werden. Bevor man aber den Landwirth mit der Cultur der verschiedenen Gewächse genauer bekannt macht, scheint es nothwendig, ihm zu zeigen, wie hier zu Lande mit einer Niederlassung begonnen und überhaupt der Boden

zu ihrem Ackerbaue vorbereitet wird, wobei das Verfahren ganz von dem in Europa üblichen abweicht.

Es wird angenommen, der neue Pflanzer habe vorgezogen, sich auf einem Lande niederzulassen, welches noch nie irgend einer Art von Cultur unterworfen war, und ganz aus Urwald besteht. Dahin begibt er sich mit seinen Negern, nimmt einen erfahrnen Einwohner auf einige Zeit in seine Dienste, und untersucht mit ihm seine ganze Besitzung, um einen geeigneten Wohnplatz für sich und seine Neger auszumitteln. Er berücksichtigt dabei eine freie und gesunde Lage, wo möglich schöne Aussicht, die größere oder geringere Entfernung von einer Straße, besonders aber die Nähe eines fließenden Wassers, um durch sie Mühlen oder andere Werke zu treiben. Ist ein geeigneter Platz aufgefunden, wird dieser sowohl, als auch jenes Land bezeichnet, welches zuerst cultivirt werden soll. Es wird eine geraume Zeit vergehen, ehe der Pflanzer mit dem Baue einer Wohnung beginnen kann, ist es also bis dahin möglich, bei einem nicht zu sehr entfernten Nachbar Tisch und Wohnung zu erhalten, so hätte er Unrecht, einige Monate lang, dem Ungestüm der Witterung preisgegeben, und jede Bequemlichkeit entbehrend, im Walde zuzubringen. Seinen Negern läßt er ihre Wohnungen nach ihrer Weise anlegen; ist die Jahreszeit günstig, d. h. glaubt man, es würde einige Wochen lang nicht stark und anhaltend regnen, so trifft er Anstalt, den Wald des oben bezeichneten Landes schlagen zu lassen. Kann er geschickte Holzhauer unter den Eingeborenen finden, so ist es entschieden besser, ihnen diese Arbeit zu übergeben, als seinen Negern (vorausgesetzt, man habe mehrere, welche hierzu brauchbar wären); denn nicht allein, daß es keineswegs gleichgültig ist, wie die Bäume geschlagen werden, so erfordert außerdem der oft ungeheure Umfang derselben, und die besondere Härte des Holzes sehr geübte Leute, damit die Arbeit gefördert werde und kein Unglück geschehe. Es kommt auf die

Umstände an, ob es besser sey, diesen Taglohn*) zu geben, sie für die Quadrat-Braça zu bezahlen, oder den ganzen Derubado**) [1] in Accord zu geben; man muß hierbei im ersten Falle bedingen, wenn an jedem Tage mit der Arbeit angefangen, wie viel und wie lange Pausen während desselben gemacht und wie früh mit der Arbeit aufgehört wird; in den beiden andern Fällen, daß das zwischen den großen Bäumen wachsende Gesträuche nicht theilweise stehen bleibe, die Bäume wo möglich alle nach einer Richtung geschlagen werden, und endlich, daß die Arbeiter von den gefallenen Bäumen alle großen Aeste abhauen. Man wird gut daran thun, diesen Accord vor Zeugen zu schließen, und die Bezahlung bis zu vollendeter und guter Arbeit aufzuschieben. Fleißige Aufsicht ist sehr nöthig; außerdem lernt der Pflanzer bei dieser Gelegenheit manche Handgriffe kennen, die er wieder seinen Negern zeigen kann, und wird allmählig mit einigen der eben so zahlreichen als äußerst merkwürdigen Holzarten Brasiliens bekannt. Während die Holzhauer rossiren [2], können die Neger in andern Theilen des Waldes Holz zu ihren künftigen Wohnungen hauen, Sippo [3], Sapé [4], oder trockne Palmzweige***) sammeln und ausziehen, und

---

*) Für weniger als zwei Patacken findet man keine Arbeiter; mehr muß man aber nicht geben, denn sie versuchen den Fremden gern mit hohen Forderungen. Eben so muß ein schlechter oder träger Arbeiter auf der Stelle abgedankt werden. —

**) 1. Derubado, 2. Rossa, Rossada haben dieselbe Bedeutung — ein frisch geschlagener Wald. Rossa besonders bezeichnet in der Landessprache einen Platz im Walde, der zum Theil gelichtet, bepflanzt und bewohnt ist. Der Bewohner solcher Gegenden nennt sich darum, gleichbedeutend mit Pflanzer, Rosseiro; daher auch rossiren, den Wald niederhauen, bedeutet.

3. Sippo, auch Cipó, eine zähe und dünne Schlingpflanze.

4. Sapé, ein schilfartiges, auf sumpfigen Stellen wachsendes Gras, wo es oft 3 Fuß lang wird, und welches mit der Wurzel ausgerissen werden muß. Findet man es auf Hügeln oder trockenen Stellen, zeigt es mageres und sehr trockenes Land an.

***) Die Blätter der Uricanna werden vorzugsweise zur Bedeckung der Dächer genommen.

diese auf einen Platz zusammentragen; sollte es an leichter Arbeit für sie fehlen, lasse man sie Pisé (Steine) machen; findet sich aber auf dem Gute ein Stück Land, nur mit Gesträuch bewachsen (capuero), so lasse man dieß durch jene Neger, welche mit der Foiça[5] umgehen können, niedermachen, trocknen, brennen, zur Pflanzung der Mandioca herrichten, und diese vornehmen, wobei die neuen Neger allmählig an Arbeit und die Handhabung der Enchada (Erdhaue) gewöhnt werden.

Sobald der Derubado vollendet, ist dem Pflanzer eine heiße, anhaltend trockene Witterung zu wünschen; dann kann Laub, Zweige und Gesträuch in sechs, höchstens acht Wochen hinlänglich trocken seyn; regnet es aber während dieser Zeit öfters und anhaltend, so fault das Laub, das eigentliche Brennmaterial, und fällt ab, Aeste und Gesträuche bleiben grün, die Stämmchen der letztern und Unkraut treiben wieder Blätter, die ganze Rossa bekommt ein grünes Ansehen, und kann nur hier und da in Brand gesteckt werden. Dieß ist als ein wahres Unglück anzusehen; es wäre besser, der Derubado wäre gar nicht geschlagen, und man könnte einen neuen anfangen, denn der Zweck des Brennens ist nicht, die gefällten Bäume in Asche zu verwandeln, eine Unmöglichkeit, sondern durch die Gluth der sich plötzlich über die ganze Rossa mit ungeheuerem Ungestüm verbreitenden Flamme soll der unter der Rinde der stehen gebliebenen Wurzelstöcke und Gesträuchstämmchen befindliche Saft ausgetrocknet und diese dadurch verhindert werden, neue Schößlinge und Blätter zu treiben. Das Feuer soll ferner den in der Erde liegenden Unkrautsamen tödten, diese aber, welche fast nie

---

5. Foiça, ein 6 Zoll langes, 4 Zoll breites, oben etwas gekrümmtes Messer, welches an einem 4 Fuß langen Stiele befestigt wird, um kleines Gesträuche und Bäumchen niederzuhauen. Die Führung dieses Geräthes fordert viele Uebung. Im Canton Freiburg bedient man sich desselben schon lange zu ähnlichem Zwecke.

von den Strahlen der Sonne erwärmt wurde, etwas durchbrennen, und dadurch ihre Fruchtbarkeit erhöhen. Mißlingt daher der Brand, und man kann eine Stelle finden, welche dieselben Bequemlichkeiten zur Ansiedlung darbietet, so ist es besser gethan, eine neue Rossada schlagen, erstere aber ein Jahr unberührt stehen zu lassen. Gesträuche, Baumstöcke und Unkraut bedecken diese bis dahin ganz mit Blättern und zarten Zweigen, die bereits gehauenen trocknen aus, der neue Nachwuchs wird mit der Foiça neuerdings abgedeckt, trocknet schnell, und der Brand wird vollkommen gelingen, der Boden aber durch die vermehrte Asche der vor- und dießjährigen Blätter an Güte gewinnen. Zeigt die Rossada aber sich ganz zum Brande geeignet, wobei der günstige Moment ja nicht zu übersehen ist, so wählt man die Mittagszeit, welche hier meistens ein leichter Wind begleitet, zündet sie von jener Seite, wo er herkommt, an, und in weniger als einer Stunde liegt die ganze Rossa schwarz und dampfend vor den Augen des erfreuten Pflanzers. Sobald der Boden abgekühlt ist, wird mit Aufräumen der größeren und kleineren Zweige angefangen. Hierbei helfen alle Neger. Jene, welche bereits die Axt zu führen verstehen, hauen die großen Aeste in Stücke, und befreien die großen Baumstämme, welche bis sie faulen liegen bleiben, gänzlich von ihnen; die neuen Neger tragen sie in große Haufen zusammen, und verbrennen sie. Ist gerade Pflanzzeit, wird sogleich der Same irgend einer Frucht in den Boden gebracht, der jetzt am besten gedeiht; im entgegengesetzten Falle läßt der Pflanzer jenen Platz, der zu seiner und der Neger Wohnung bestimmt ist, von allen Baumstöcken befreien, und dann mit der Erbauung derselben beginnen.

Die Größe und die Menge der Gebäude wird von dem Culturzweige bestimmt, auf welchen sich der brasilianische Landwirth besonders zu legen gedenkt; pflanzt er Zuckerrohr, müssen sogleich viele und weitschichtige Gebäude

aufgeführt und eingerichtet werden, damit zur Erntezeit Alles bereit sey, dasselbe zu verarbeiten. Die Cultur des Indigo fordert wenige Gebäude, bei jener des Kaffeebaumes kann bis zum dritten Jahre mit der Erbauung des nöthigen Magazins u. s. w. gewartet werden; wer nur Lebensmittel pflanzt, muß natürlich Sorge tragen, daß zur Zeit der Ernte Obdach für sie bereit sey. Gebäude auf europäische Weise aufzuführen, ist, selbst wenn man höchst zufällig geschickte Arbeiter und Baumaterial in nicht zu großer Ferne haben kann, eine mißliche, Zeit und Geld kostende Sache. Der Anfänger wird sich auch unter einem brasilianischen Dache gut befinden, und es hat ohne Zweifel für den thätigen Mann einigen Reiz, auf seiner Besitzung sagen zu können: „Alles, was Ihr hier seht, ging aus meinen Händen hervor.“ Man baut in Brasilien auf eine höchst einfache und zweckmäßige Art: Der Zimmermann verfertigt ein Gerüst, aus den Eckpfosten, den Thür- und Fensterstöcken und einem leichten Dache bestehend; Häuser von einem oder zwei Stockwerken sind auf dem Lande nicht üblich. Die Neger verfertigen Pisésteine, und decken das Dach mit Sapé, der Jahre lang dauert; die Mauern werden mit ersteren aufgeführt, der Fußboden wird, gleich unsern Dreschtennen, mit wohl durchgearbeitetem Lehm ausgeschlagen, der Zimmermann liefert Thüren, Laden, Tisch und Stühle, und das Haus ist fertig und eingerichtet. Bei der Wahl des Holzes muß besonders auf dessen Dauer gesehen werden, denn es gibt vieles von besonders schönem Wuchse, großer Schwere und scheinbarer Härte, welches schon nach einem Jahre oder noch kürzerer Zeit zu faulen anfängt. Die Pisésteine werden aus gesiebter fetter Lehmerde, welche man mit Wasser vermischt, und so lange durcharbeiten läßt, bis sie zähe wird, verfertigt. Diese Masse kommt dann in hölzerne Formen, wo sie eingedrückt, herausgenommen und an einem luftigen gegen die Sonne geschützten Platz zum Trocknen aufgeschichtet wird. Diesen

Steinen kann eine beliebige Größe gegeben werden, die zweckmäßigste ist eine Breite von 6 Zoll und eine Länge von 16. In längstens drei Wochen, bei trockener Witterung, sind sie vollkommen brauchbar, und werden, wenn es zur Aufmauerung kommt, nur mit nassem Lehme verbunden. Noch zweckmäßiger scheinen die Pisé-wände, deren Verfertigung in einem heißen Klima wenig Schwierigkeiten haben würde, wenn man sich die erforderlichen Breter verschaffen könnte. Man macht eine doppelte Verschalung oder Kasten ohne Boden von Bretern, so viel schmaler, als die verschiedenen Pfosten des Hauses, und als nöthig ist, um die Wand später, der äußern Fläche des Holzes ähnlich, mit Kalk bewerfen zu können. Diese Verschalung erhält zuerst nur die Höhe eines Bretes, welche man allmählig mit frischer, fein zerkrümelter, von Steinen und Wurzeln befreiter Lehmerde, ohne alle weitere Beimischung, vollschüttet, und mit besonderen Stampfhölzern feststampft. Ist die untere Verschalung ausgefüllt, so setzt man eine neue von andern Bretern darauf, und verfährt eben so damit, bis die Mauer vollendet ist. Während ihrer Verfertigung muß sie natürlich gegen Regen geschützt werden. Die Verschalung wird dann abgenommen, und die Wand mit kleinen hölzernen Pflöckchen bedeckt, um den Kalkmörtel festzuhalten. Werden diese Mauern gehörig vor Regen geschützt, das vom Dache ablaufende Wasser vom Fuße derselben abgeleitet, so dauern sie lange, und sind sehr trocken und gesund. Viele verfertigen die Wände des Hauses aus dünnen, geraden Hölzern (pao a pique), binden auf beiden Seiten derselben, gleichlaufend mit dem Boden, Latten an, aus einer dünnen und schlanken Palme (rippas do palmitto) gespalten, bewerfen das Fachwerk mit zähem Lehmmörtel, und ebnen die Wand so viel als möglich. Da die Neger mit dieser Bauart wohl umzugehen verstehen, und eine auf diese Art aufgerichtete Wohnung in wenigen Tagen dasteht, ist sie sehr zu empfehlen. Die

Wohnungen der Neger werden aus rohen und unbehauenen Bäumen und auf die obige Weise aufgeführt; man muß darauf ſehen, daß dieß nach gleicher Größe, ordentlich und dauerhaft geſchieht, und ſie, wenn Holz und Baumaterial im Ueberfluß vorhanden iſt, nicht in eine ſtallartige Hütte, ſo zu ſagen, auf einander liegend, zuſammendrängen. Sie fühlen ſich äußerſt glücklich, wenn ſie allein oder zu Zweien in kleinen Häuschen (sansallas), nach afrikaniſcher Sitte in Zimmer abgetheilt und eingerichtet, wohnen können. Wenn man ihnen erlaubt, ſich zu verheirathen, ſo erfordert die Schicklichkeit ohnehin dieſe Abſonderung, und hebt die Veranlaſſung zu beſtändigem Unfrieden. Werden dieſe Häuschen unfern der Herrnwohnung angelegt, und ſind ſie ſymmetriſch geordnet, ſo geben ſie der Fazenda ein höchſt pittoreskes Anſehen. Es läßt ſich ja überall das Nützliche mit dem Schönen vereinigen, und hier um ſo leichter, da man, aus dem Rohen arbeitend, nach einem beſtimmten Plane verfahren kann. Die Neger bedürfen einer ſtrengen Aufſicht, beſonders muß darauf geſehen werden, daß ſie die Nacht in ihren Sanſallen bleiben, und keine Beſuche von Außen erhalten. Manche ſperren ſie darum nach acht oder neun Uhr Abends ein, berauben ſie des Genuſſes, vor ihrer Hütte zu ſitzen, und von der Laſt der Tagesarbeit auszuruhen, und machen ihnen dadurch das Loos der Sklaverei doppelt fühlbar. Wiſſen ſie ſich beobachtet, ſo unterbleiben ohnehin Unordnungen; darum müſſen ihre Wohnungen alle von den Fenſtern des Herrnhauſes überſehen werden, die Thüren derſelben ſind nach demſelben hingerichtet, und führen auf den innern Hofraum; dieſer iſt ganz von einer Paoapique-Mauer umgeben, welche ſpäter durch eine Limonien- oder Eſpinho-Hecke erſetzt wird; dieſer Raum, der alle Gebäulichkeiten in ſich faßt, hat nur zwei Ausgänge, einen kleinen, wozu der Herr der Fazenda allein den Schlüſſel hat, und einen großen, welcher durch ein Thor geſchloſſen wird; daſelbſt iſt die Woh-

nung des Aufsehers (Feitors), der des Abends dasselbe schließt, die Schlüssel in der Herrnwohnung abgibt, und des Morgens wieder abholt. In der Mitte des Hofes aber befindet sich ein Pfahl mit einer Glocke, welche die Neger zur Arbeit nach Hause und bei besondern Gelegenheiten zusammenruft. Sie versammeln sich stets vor ihm, und erhalten dort ihre Befehle. Wollte man hier einwenden, daß sehr viel Zeit erfordert wird, um einen großen Platz zu ebnen, mit beschattenden Bäumen zu bepflanzen, und mit einer Mauer zu umgeben, und daß diese besser benutzt werden könne, so erwiedert man nur, daß im Laufe des Jahres eine Menge Tage und Stunden nicht im Felde gearbeitet werden kann, daß man oft keine besondere Beschäftigung für die Neger hat, und der Regen manchmal einige Stunden aussetzt, zu kurz, um sie in die Pflanzung zu schicken, aber hinreichend, um sie in der Nähe ihrer Wohnungen zu beschäftigen, welche sie übrigens an Sonn- und Feiertagen aufführen müssen. Mit diesen einzelnen Stunden, die auf so vielen Pflanzungen verloren gehen, oder wo man die Neger den ganzen Tag im Regen arbeiten läßt, und dafür den kommenden Tag oder in der Folge die Hälfte an Erkältungen und Rheumatismen krank zu Hause hat, kann allmählig und unmerkbar erstaunend viel gethan werden; der erfahrne Landwirth aber, gewöhnt, für jede Zeit des Jahres zweckmäßige Arbeit bereit zu haben, wird in ihrer Anwendung nicht verlegen seyn. Einige Pflanzer geben ihren Negern ein Stück Land, welches sie an Sonn- und Feiertagen nach Belieben bepflanzen können. Der Ertrag des Bodens ist ihr Eigenthum; dafür erhalten sie aber an diesen Tagen keine Nahrung von der Fazenda. Dieses ist in sofern recht gut, als man sie an den vielen Feiertagen des Landes beschäftigen will; sie müssen aber auch, wenn sie nach ihrem Felde gehen wollen, daselbst unter leichter Aufsicht stehen, sonst besuchen sie andere Fazenda's, lernen dort Branntwein trinken, und, um sich Geld dazu zu verschaf-

fen, gewöhnlich unter der christlichen Anleitung des Herrn Venderos, ihren Gebieter bestehlen. Es ist billig, ihnen die Verwerthung der Producte ihres Fleißes zu gestatten, aber sie müssen dem Gutsbesitzer allein verkauft werden, der, wenn er Gefühl für Recht hat, diese ihnen nicht unter dem Werthe bezahlen wird. Sollten die Neger wirklich Lust an dieser freiwilligen Arbeit bekommen, so müssen ihr gewisse Schranken gesetzt werden, damit sie ihrem Körper die nöthige Ruhe und Erholung gönnen, wozu sehr weise der Sonntag bestimmt ist. —

Besondere Aufmerksamkeit verdient zuerst der zu irgend einer Straße oder Verbindung mit einem benachbarten Kirchspiele führende Weg, wenigstens auf seinem eigenen Gute; auch hieran wird nur allmählig gearbeitet, damit, wenn es dahin kommt, ihn befahren zu müssen, derselbe sich in gutem Stande befinde.

Sogleich Last- und Zugthiere zu halten, ist nicht zu rathen; man hat keine Weide und wenig Arbeit für sie; es muß außerdem Körnerfutter (Milho) gekauft und eine nothdürftige Stallung für sie gebaut werden; die Lebensmittel aber werden einstweilen durch die Neger geholt. Ein Paar Ziegen und einige Hühner reichen im Anfange hin, um den Tisch des Hauswirthes mit abwechselnder Nahrung zu versehen; auch bei jener der Neger muß nach einem bestimmten Plane verfahren werden; denn gewöhnt man sie gleich an eine bestimmte Kost, so wissen sie es nicht anders, und sind zufrieden. Man nährt sie gewöhnlich mit getrocknetem Salzfleische, Bohnen und dem aus der Mandioca-Wurzel bereiteten Mehle. Je mehr man aber Wechsel in ihre Nahrung bringen kann, desto besser bekommt es ihnen, und das ist hier sehr leicht, da eine Menge Früchte vortrefflich gedeihen und gesund sind. Da man bis zur eigenen Ernte ohnehin alle Lebensmittel kaufen muß, so ist Ausgabe und Mühe nicht größer, wenn man sich von den Nachbarn von diesen Früchten einen Vorrath verschafft. Alle Tage Salzfleisch zu geben, ist

bestimmt ungesund, und bei einer bedeutenden Zahl Neger sehr kostspielig. Es muß übrigens darauf gesehen werden, daß sie hinlänglich, zu verschiedener und bestimmter Zeit ihr Essen erhalten. Gewöhnlich rechnet man zum Frühstücke, Mittags- und Abendessen auf den Mann für 2 Vintem Farinha, und Mittags, wenn keine Hülsen- oder andere Früchte gegeben werden, ein halb Pfund carne secca, Morgens und Abends werden Orangen, Bananen, Caras oder süße Pattaten gereicht; im Durchschnitte wird der tägliche Unterhalt eines Negers auf 4 Vintem, der jährliche aber, nebst der Kleidung, auf 34,000 Reis angeschlagen. Es darf nicht geduldet werden, daß sie, ihrer besonderen Neigung folgend, sich mit jedem Lumpen, den sie nur auftreiben können, bekleiden.

IV.

Aufseher des Gutes. — Geräthe zu den Feldarbeiten.

Jede Fazenda bedarf im Verhältnisse der Zahl ihrer Neger einen oder mehrere Aufseher (Feitores). Hierzu wählt man Portugiesen oder Eingeborene. Mit diesen Leuten hat man übrigens mehr Verdruß auszustehen, als mit den Negern selbst. Da in Brasilien jeder Freie Herr genannt wird, um ihn von dem Sklaven zu unterscheiden, so dünkt er sich auch jedem Herrn gleich zu seyn; glaubt, ihm durch seine Dienste eine Gunst zu erweisen, und verlangt, mit der größten Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt zu werden; dabei ist er unausstehlich träge, legt sich, wenn er den Herrn fern glaubt, unter jeden schattengebenden Baum, und läßt die Neger thun, was sie wollen; lebt mit den weiblichen im vertrautesten Verhältnisse, läßt diesen Alles hingehen, und behandelt die übri-

gen mit deſto größerer Parteilichkeit, wodurch nur Eiferſucht und Unzufriedenheit entſteht. Weit beſſer befindet man ſich, aus ſeinen Sklaven einen oder zwei ordentliche Leute zu wählen, und dieſe zu Feitores zu machen, wozu ſie ſich leicht abrichten laſſen. Sie ſind gewöhnlich ſtrenger mit ihren Mitbrüdern, als ſelbſt weiße Aufſeher, und ſehr beſorgt, ihre Stelle nicht wieder zu verlieren. Man hat ſie dabei ganz in ſeiner Gewalt, macht ſie für die richtige Ausführung der erhaltenen Befehle verantwortlich, beſtraft ſie nach Verdienſt, und ſetzt ſie ab, wenn ſie ſich nicht tauglich zeigen. Dieſe Neger müſſen übrigens beſſer gekleidet und behandelt werden, als die übrigen; ſie müſſen die Macht haben, die Faulen oder Ungehorſamen zu ſtrafen; letztere müſſen aber im Wiederholungsfalle empfindlich gezüchtigt werden, ſonſt geht die Achtung für den Feitor verloren. Es werden zwar der Arbeit ein Paar Arme entzogen, dadurch aber Lohn und Unterhalt eines freien Feitors erſpart, der ſich wenigſtens monatlich auf 12,000 mil Reis beläuft.

Das Geräthe, deſſen man ſich hier zu allen möglichen Feldarbeiten bedient, iſt einfach, und beſteht für die Perſon aus zwei Hauen (Enchadas), einer ſchweren, um den Boden tief umzuarbeiten, und einer leichteren zum Pflanzen und Reinigen der Roſſa vom Unkraute (capinieren), einer Foiça, um Geſträuch und kleine Bäumchen abzuhauen, einer Art (Machiado), um Bäume zu fällen oder dünneres Holz zur Verfertigung von Zäunen (cercas), endlich einer Crava terra, um Löcher zur Einſetzung der Pfähle in den Boden zu machen. Die Weiber arbeiten nur mit den Hauen. Es wird jedem Neger ſein Arbeitsgeräthe zugetheilt, und er für deſſen Erhaltung in brauchbarem Stande verantwortlich gemacht. Der Pflug iſt bisher, wenigſtens in der Provinz Rio-de-Janeiro, noch nicht zu ländlichen Arbeiten angewendet worden, und ſcheint hier auch nicht zweckmäßig, denn nicht allein, daß das Land im Allgemeinen ſehr gebirgig,

so ist überdieß der Boden allenthalben mit großen und kleinen Baumstöcken bedeckt, deren starke und lange Wurzeln dem Pfluge ein unbesiegbares Hinderniß entgegensetzen würden. Wenn diese auch späterhin faulen, und allmählich verschwinden, so dürfte es doch nicht rathsam seyn, den Boden in einem so heißen Klima zu sehr aufzulockern, und ihn den Strahlen der Sonne in dem Grade auszusetzen, daß den zarten Wurzeln der aufgehenden Pflanzen alle Feuchtigkeit entzogen würde. Auf eintretendes Regenwetter mit der Pflanzzeit zu warten, ist aber nicht immer möglich. In den gemäßigtern Provinzen Brasiliens, wie Minas, Rio grande do sul und S. Paulo, wo sehr viel Mais, Bohnen und einiges Getreide gebaut werden, ist der Pflug nicht unbekannt, aber seiner mangelhaften Bauart wegen*) von sehr mittelmäßiger Leistung. Wunder müßte übrigens ein guter Pflug für leichten Boden und die Anwendung der neueren Brachwerkzeuge in diesen menschenarmen Provinzen wirken.

Die erwähnten Arbeitsgeräthe werden alle von Europa eingeführt; der von dort Auswandernde kann sie also daselbst bedeutend wohlfeiler kaufen, da er in Brasilien keinen Einfuhrzoll für dieselben bezahlt.

Wir kommen nun zur Cultur jener Gewächse, welche in der Provinz Rio-de-Janeiro entweder zum eigenen Unterhalte und dem der Neger oder zu dem der Städter und Nichtpflanzer angebaut werden. Man läßt diesen Culturzweig jenem der Handelsgewächse vorangehen, weil man dem Grundsatze einiger neueren Pflanzer nicht bei-

*) Der brasilianische oder portugiesische Pflug ist dem der alten Römer vollkommen ähnlich; seine zweischneidige Schar ist vorn schmal und spitzig, er hat kein Streichbret, wühlt daher nur den Boden auf, bringt einen Theil der Erde, die er mit seiner Spitze faßt, in die Höhe, reißt die Pflanzen, die er trifft, aus einander, und bringt deren Wurzeln aus ihrer Lage, die bei trockener Witterung zwar vertrocknen, aber bei feuchtem Wetter die Unkrautpflanzen vervielfältigen, und gleichsam nur verpflanzen.

ſtimmen kann, daß es vortheilhafter ſey, ſeine Arme ausſchließlich der Cultur eines Gewächſes, als Kaffee, Zucker u. ſ. w. zuzuwenden, und die Lebensmittel für ſeine Arbeiter zu kaufen. Dieſer Grundſatz hatte während jener kurzen Zeit, als die Preiſe für obige Producte ungewöhnlich geſtiegen waren, etwas für ſich. Als aber ſpäter dieſe ſehr herab- und die der Lebensmittel äußerſt hoch hinaufgingen, zeigte deſſen Befolgung keinen günſtigen Erfolg, um ſo weniger, da in dieſen immerwährendes Schwanken der Preiſe Statt findet, und bei zunehmender Bevölkerung dieſelben allmählig theuerer werden können, während bei vermehrter Cultur des Kaffee's u. ſ. w. deſſen Preiſe ſich ſchwerlich jemals mehr auf dauernde Zeit zu einer bedeutenden Höhe ſchwingen dürften.

V.

Cultur, Ernte und Behandlung jener verſchiedenen Gewächſe, welche zum Unterhalte der Bewohner Braſiliens dienen, als der Mandioca, des Mais, der ſüßen Pattate, der Carra, der Bohne, der Pobra, der Yhame, der Gemüſe und Baumfrüchte.

Die Gewächſe, welche hier vorzüglich angebaut werden, ſind:

Die Mandioca (Iatropha Manihot L.).

Die gütige Natur hat die Bewohner tropiſcher Länder, in welchen kein Getreide gedeiht, mit der Mandioca (auch Cassava) beſchenkt, welche zum Theil das Brod erſetzt, und Tauſende ernährt. Dieſes Wurzelgewächſe, der Paſtinak ſehr ähnlich, wird auf folgende Weiſe gepflanzt und zur Nahrung zubereitet. Es treibt aus dem Boden einen, auch zwei 4 bis 5 Fuß hohe Stämmchen, röth-

licht, mit glänzender, dünner Rinde, der Hollunderstaude ähnlich, mit Mark gefüllt. Diese in kleine Stückchen gehauen, welchen man 2 bis 4 Augen läßt, gibt Ableger, und dient zur Fortpflanzung der Mandioca. Der Boden zur Aufnahme dieser Ableger wird eben so, nur noch tiefer, zubereitet, als zum Baue der Kartoffeln. Von den Ablegern wird einer in jedes Häufchen, oder, wenn höhere Beete in einer Reihe aufgeworfen wurden, in einer Entfernung von zwei Schuhen so gesteckt, daß zwei Augen vorstehen. In kurzer Zeit treiben diese Blätter, dem Weinlaube ähnlich, ihnen folgt das Stämmchen. Hat dieses eine Höhe von einem Schuh erreicht, wird das Land noch einmal mit der Enchada gereinigt. Trieb der Ableger mehrere Aeste, werden diese bis auf einen ausgebrochen, die Pflanze noch einmal behäufelt, und sich dann selbst überlassen, bis sie ein Jahr alt ist, dann wird das Stämmchen bis auf einige Zoll von der Erde mit einem schneidenden Werkzeuge gekappt, theils, damit der Wurzel im Boden nicht zu viele Kraft entzogen werde, theils, damit der Wind, die langen Stämmchen stark bewegend, nicht auch die Wurzel auflockere, und ihre Saugwürzelchen losreiße. Es gibt verschiedene Arten von Mandioca*), eine frühreife und eine, welche 14 bis 16 Monate im Boden bleiben muß. Letztere wird in der Provinz Rio-de-Janeiro allein gepflanzt. Sie nimmt mit dem magersten, sandigsten Boden vorlieb, muß aber daselbst dichter gesetzt werden, und setzt nur kleine Wurzeln an. In gutem, reichem Boden muß sie Raum haben, um sich auszubreiten; dort erreicht sie die Dicke einer großen Runkelrübe. Obwohl sie zu jeder Zeit des

*) Eine Abart der Mandiocwurzel, im Aeußern ganz derselben ähnlich, unterscheidet sich dadurch, daß sie keinen schädlichen Saft enthält, und ohne ausgepreßt zu werden, nur abgeschabt und in Wasser gesotten, gegessen wird. Sie schmeckt süß, angenehm, und ist leicht zu verdauen; die Einwohner nennen sie Aypim, auch Mandioca doce.

Jahres gepflanzt werden kann, ſo iſt doch die geeignetſte Zeit von dem Monate Mai bis October; die Mandioca hat ferner die vorzügliche Eigenſchaft, ſich, ſelbſt wenn ſie vollkommen reif iſt, Monate lang unverſehrt in der Erde zu erhalten. Sie greift den Boden ſehr an, auf den man ſie, wenn er ſehr gut iſt, höchſtens zwei- bis dreimal hinter einander bringen darf; dann muß er ſtark gedüngt werden, oder mehrere Jahre brach liegen bleiben, bis er ſich mit Pflanzen und Geſträuch überzieht, und zum Capuero wird, welches man, wenn die Reihe der Cultur an ihn kommt, roſſirt, brennt, und die Aſche durch Umbrechen des Bodens mit demſelben vermiſcht.

Iſt die Mandioca reif, wird nur ſo viel und wo möglich nach einem leichten Regen ausgezogen oder ausgegraben, als man auf einmal verarbeiten kann, da ſie, der freien Luft ausgeſetzt, ſchon nach ein Paar Tagen fault. Sie wird nun abgeſchabt, abgewaſchen, an das Reibeiſen gebracht, und von einem Manne an daſſelbe angedrückt, während ein anderer ein Rad dreht, auf welches dieſer Reiber, inwendig hohl, gleich einem Reife befeſtigt iſt, und deſſen Zähne die Mandioca verkleinern, und in einen unter ihm befindlichen Trog fallen laſſen.

Wer auch nur einen Strahl Waſſer zu ſeiner Wohnung leiten kann, wird dieß Rad durch daſſelbe treiben laſſen, um die Arbeit zweier Menſchen zu erſparen. Die Abfälle kommen hierauf unter eine Preſſe, woſelbſt ſie ſo lange beſchwert werden, bis aller Saft aus ihnen gedrückt iſt, dann werden ſie auf flache Kupferpfannen (fornos) gebracht, unter welchen man ein gelindes und ſtets gleiches Feuer erhält, und dort ſo lange und beſtändig umgerührt, bis ſie vollkommen trocken ſind, und einen angenehmen, den nach heißem Brode ähnlichen Geruch annehmen. Alſo geröſtet, erhält man eine Art groben, ſehr weißen Mehles, in Braſilien Farinha de Mandioca genannt. Auf dieſes Röſten muß beſonders geſehen werden, denn von dem größeren oder minderen Grade deſſel-

ben hängt die Güte der Farinha ab; — soll sie weit versendet oder längere Zeit aufbewahrt werden, muß man dieselbe stärker rösten.

Man genießt sie trocken, gekocht, in Fett gebacken, oder mit Fleischbrühe oder nur siedendem Wasser angegossen, und so wird sie Pirão genannt. Ist man einmal daran gewöhnt, ist es eine sehr wohlschmeckende, leicht verdauliche und ziemlich kräftige Nahrung.

Gießt man, nachdem die geriebene Mandioca einmal ausgepreßt und wieder aufgelockert wurde, neuerdings Wasser auf dieselbe, läßt dieses etwas stehen, damit es sich mit den schleimigen Theilen derselben wohl sättige, preßt sie wieder, und läßt den ablaufenden Saft unberührt; so setzt sich eine sehr schleimige Masse nieder, von welcher man das Wasser behutsam abgießt, und sie auf die Pfanne bringend, ganz so, wie die Farinha, und wo möglich noch behutsamer röstet. Dieses gibt die höchst nährende Tapioca, im Handel nach Deutschland weißer Sago genannt. Die unter der Presse gebliebenen Wurzelfasern kann man noch einmal zu Farinha rösten, die aber nicht schmackhaft und ergiebig ist (Farinha de pao genannt); wurde aber auf obige mehrmals Wasser gegossen, so sind sie zu menschlicher Nahrung untauglich, können überhaupt nur Schweinen gegeben werden, denn diese und Tauben fressen sie allein ohne nachtheilige Folgen. Auf den Menschen wirkt dieselbe Wurzel, frisch oder gerieben in einiger Menge genossen, tödtlich, die ihm, von ihrem giftigen Safte befreit, vortrefflich bekommt. Man kann sie übrigens, abgeschabt und in dünne Scheiben geschnitten, ohne sie auszupressen, an der Luft trocknen, also sehr lange aufbewahren, und, will man sie essen, entweder fein stoßen oder in Wasser sieden.

Bestimmte Preise können für dieses Product eben so wenig, als für Getreide angegeben werden, doch glaubt man, daß der Sack oder zwei Alqueiren Farinha, welche jetzt 4 mil Reis kosten, nie unter fünf Patacken herab-

kommen, und der Sack Tapioca, welcher gegenwärtig mit 7$ mil Reis bezahlt wird, nie weniger, als 16 Patacken kosten wird*). Hier ist natürlich nur von Producten erster Qualität die Rede, deren Erzeugung allein von dem Landwirthe abhängt.

Der Mais (Milho. Zea Mays L.)

Der Mais oder türkische Weizen, Welschkorn, wird bereits seit Jahrhunderten in Europa gebaut, und auch in Deutschland nimmt seine Cultur sehr zu. In Amerika, seinem Vaterlande, wird er übrigens nicht so sorgfältig, wie bei uns, cultivirt, und das Verfahren bei seiner Aussaat ist sehr einfach. Man stellt die Neger in eine Reihe, einen zehn Fuß von dem andern; vor Zweien steht wieder ein anderer, ihnen mit dem Gesichte zugewendet, und mit einem Korbe versehen, der den Samen enthält; die Neger öffnen nun den Boden so leicht als möglich mit ihren Enchaden, ziehen die Erde etwas zurück, wodurch ein kleines Loch entsteht, und fahren fort, wo Platz ist, immer rückwärts gehend, auf die Entfernung von 2 Schuhen solche Löcher zu machen; der Pflanzende folgt, immer zwei Körner in ein Loch werfend, und diese mit dem Fuße mit Erde bedeckend, so wird schnell ein bedeutendes Stück Land bepflanzt. Hat der Milho Stengel und Blätter von einem Fuß Höhe getrieben, wird das Land gereinigt, und die Pflanze behäufelt. Manchmal, besonders in frisches, lockeres Land, werden zwischen den Milho schwarze Bohnen gesäet, die dessen Fuß beschatten, und kein Unkraut aufkommen lassen; dann aber muß das Behäufeln mit größerer Vorsicht geschehen. In der Blüthe-

*) Der außerordentlich hohe Preis aller Lebensmittel ist die Folge einer gänzlichen Mißernte der Provinz Seará, wohin sehr viele Bohnen, Mais und Farinha von Rio aus gesendet wurden, und des Krieges zwischen Brasilien und Buenos-Ayres, da die Verproviantirung der Truppen die Nachfrage nach ihnen verdoppelte.

zeit muß der Mais nicht beunruhigt werden, um die Befruchtung der weiblichen Kolben nicht zu stören. An dem Stengel sitzen gewöhnlich zwei, auch drei Kolben; diese werden erst abgenommen, wenn das Stroh oder die Blätter vollkommen gelb und die Körner von Luft und Sonne gänzlich getrocknet sind. Obwohl nun Vögel, Affen und Ungeziefer dem reifen Milho besonders nachstellen, so finden es die Brasilianer dennoch vortheilhafter, etwas von ihrer Ernte zu verlieren, als, wie die Europäer, welche die Blätter, die den Kolben bedecken, abziehen, und ihn an denselben zur eigentlichen Trocknung im Schatten aufhängen, viele Zeit auf dieß Geschäft zu verwenden. Die Kolben werden, mit den Blättern bedeckt, nach Hause gebracht, und in besonderen, sehr luftigen Gebäuden (Pahol) oft 20 bis 30 Fuß hoch aufgeschichtet, wo sie so lange bleiben, bis sich Zeit findet, die Körner abzureiben; dieß ist übrigens da, wo man große Ernten macht, eine Riesenarbeit, bei welcher eine unglaubliche Zeit verloren geht, und viele Menschen erforderlich sind. Der Europäer wird die Mühe nicht scheuen, eine Tenne schlagen zu lassen, um den Milho auszudreschen; der zur Aussaat bestimmte muß aber gebrochen werden.

In der Provinz Rio-de-Janeiro werden zwei Arten gepflanzt, in der heißeren Gegend und dem niederen Lande ein kleinkörniger, der gewöhnlich in fünf Monaten reift (Milho cadete), auf höheren und gemäßigteren ein großkörniger Milho mit weißlichem Samen (da Serra), der erst in sechs Monaten ganz zur Ernte geeignet ist. Der erstere gibt in den besten Jahren höchstens zwanzigfältigen Ertrag, der zweite aber an der Grenze von Minas und in der Provinz dieses Namens oft von einer Alqueire Aussaat hundert und funfzig wieder. Der Milho, im September gesäet, geräth am besten; im Mai kann dieß wiederholt werden, doch ist der Ertrag dieser zweiten Ernte nur mittelmäßig.

Was die Mandioca dem Bewohner des heißen Landes, ist dem des gemäßigten der Milho; er wird auf eigenen Mühlen zu dem feinsten Mehle gemahlen (Fuba), und dieß, mit heißem Wasser angebrüht (Angu), oder trocken gegessen, gibt eine höchst nahrhafte, das Brod ganz ersetzende Speise. Wollte man aus diesem Mehle Brod backen, so müßte es mit Weizenmehl gemischt werden. Der Sack Milho wird schwerlich mehr unter fünf Patacken herabkommen.

Die süße Patata (Convulvulus Patata) ist ein Wurzelgewächs, der Kartoffel *) sehr ähnlich, deren Stengel und Blätter auf dem Boden fortkriechen, sich daselbst mit ihren Gelenken anwurzeln und Knollen treiben. Sie sind auswendig roth, von innen gelb oder weiß; in Wasser gekocht, haben sie einen süßen, der Castanie ähnlichen Geschmack; und geben als Zugemüse eine gute Speise. In lockerem, gutem Sandboden gibt sie dreißigfältigen Ertrag, und muß geerntet werden, sobald ihr Kraut in Blüthe tritt. Die Patata überzieht in wenigen Monaten eine große Strecke Landes mit ihrem Kraute, und ist schwer wieder auszurotten; — sie wird wie die europäische Kartoffel gepflanzt.

---

*) Es wurden in den niedrig liegenden Gegenden der Provinz verschiedene Versuche mit dem Baue der Kartoffel gemacht; man erhielt viel Kraut, aber nur äußerst kleine Knöllchen; in den höher liegenden, namentlich auf der Schweizercolonie, erhielt man zwar Kartoffeln von der gewöhnlichen Größe, aber süßem Geschmacke; auch diese arteten indessen schon im zweiten Jahre aus, und wurden wieder äußerst klein. In der Provinz Rio grande hingegen gedeihen sie, und können vorerst ein nicht unbedeutender Zweig der Cultur werden, da bisher Kartoffeln aus England eingeführt werden, und zu sehr hohen Preisen weggehen, und zwar so, daß, wenn einiger Mangel eintritt, das Pfund um 4 Vintem, oder 16 Kreuzer unsres Geldes, verkauft wird. Dem nach Rio grande Wandernden glaubt man rathen zu dürfen, sich mit Kartoffelsamen zu versehen, da die Kartoffeln durch die lange Seereise leicht verderben und, wenn er daselbst ankommt, natürlich nicht sogleich gebaut werden können.

Die Cara

wird gepflanzt und geerntet, wie die Patata; sie ist wohlschmeckender, aber nicht so ergiebig, wie die erstere.

Die Bohne (Feijão).

Sie wird ganz auf dieselbe Art, wie der Milho, gesäet und behandelt. Die beste Zeit hierzu ist der Monat September; sie reift in drei Monaten, und gibt in gutem Boden vierzigfältigen Ertrag. Man säet sie im Februar zum zweiten Male aus; die Ernte ist aber weder so sicher, noch so ergiebig, als die erste. Es gibt viele Arten Bohnen, aber nur zwei werden im Großen cultivirt, nämlich die schwarze (preta) und die verschiedenfarbige (manteiga, branco). Die erstere ist eine herrliche Frucht, äußerst wohlschmeckend, und kann jeden Tag des Jahres gegessen werden; weniger gesund ist der häufige Genuß der letzteren. Der Sack schwarze Bohnen wird bei guter Ernte um acht Pataken, der der farbigen um sechs und einen halben nach der Stadt verkauft.

Die Pobra

ist dem europäischen Kürbisse ganz ähnlich, wird wie dieser gepflanzt, und gibt, in Wasser mit Butter oder Speck gekocht, ein vortreffliches Gemüse. Sie verdient in großer Menge gepflanzt zu werden, da die Schweine, mit ihr genährt, gut gedeihen.

Die Inhame (Phoenix dactylifera L.),

von den Negern Maranga genannt, hat eine dicke, knollige Wurzel, aus der einige Stengel mit sehr großen, herzförmigen Blättern hervorschießen. Roh besitzt sie einen bitteren Geschmack, den sie aber, eingewässert, verliert. Die Wurzeln und Blätter werden gekocht gegessen, besonders erstere sind, kleingehackt, wohlschmeckend. Beide sind ein treffliches Schweinefutter.

Gemüse und Früchte.

Erstere im Großen zu pflanzen, ist nicht des Landwirthes Sache, die Anlage eines Hausgärtchens aber ein Bedürfniß. Die Mannigfaltigkeit der brasilianischen Früchte ist außerordentlich, und obgleich aus ihrem Verkaufe fern von der Stadt wenig oder nichts gewonnen wird, so verdienen sie doch die Aufmerksamkeit des Pflanzers, und die Beschäftigung mit ihrer Cultur und Veredlung wird manche seiner müßigen Stunden angenehm und nützlich ausfüllen, den Werth seiner Besitzung erhöhen, und dieselbe ungemein verschönern.

Die Fruchtbäume sind sehr schön; einige erreichen die Größe deutscher Eichen und Linden, und überraschen den Fremdling durch die Majestät ihres Wuchses und den Reichthum ihrer Früchte. Ihr Wachsthum ist durchgehends schnell, und nach fünf Jahren tragen die meisten Früchte. Von da angefangen, nimmt der Baum fast sichtbar an Umfang und Laub zu, und beschattet dankbar den Fleißigen, der ihn pflanzte. Es ist merkwürdig, daß man bei der Entdeckung Brasiliens keine jener trefflichen Früchte fand, womit die Natur andere heiße Länder so freigebig beschenkte, und die allmählig erst durch Reisende hierher gebracht wurden, dafür aber eine Menge dem Lande eigenthümliche, welche sich durch Verpflanzung und einige Pflege veredelten. Der Geschmack dieser Früchte ist so sehr von den in Europa bekannten verschieden, daß es einer geraumen Zeit bedarf, ehe der daher Kommende sie mit Vergnügen genießt, und der Städter verschmäht sie gewöhnlich ganz. Alle sind sehr gesund, manche selbst medicinisch wirkend, und die Eingeborenen verstehen aus ihnen treffliche Confituren zu bereiten. Ihre Aufzählung findet hier nur darum Statt, um dem Landwirthe die Nachfrage zu erleichtern.

Die Banane (Pisang) und Orange verdienen mit Recht der ersten Erwähnung; es ist nur zu bedauern, daß

erstere nicht in etwas kälteren Ländern gedeiht; sie ist ihrer Nahrhaftigkeit wegen die beste und nützlichste aller Früchte der Erde, der Baum oder vielmehr die Pflanze, welche diese herrliche Frucht erzeugt, die Zierde jeder Gegend, und, nach der königlichen Palme, das Höchste, was die allmächtige Natur zu schaffen vermochte. Sie trägt zu jeder Zeit des Jahres und nur einmal. Dann geht sie in Verwesung über, während ein neuer Stamm, aus ihrer Wurzel schnell aufschießend, sie ersetzt. Auf gutem Boden, besonders an feuchten, von fließendem Wasser getränkten Lagen, erreicht sie eine Höhe von 15 bis 20 Fuß, und ihr Stamm im Durchmesser eine Dicke von 8 Zoll. Ihr Gipfel treibt nach 6 Monaten einen Stiel, an den sich oft über 100 längliche Früchte (die Banane) ansetzen, die in 3 Monaten zum Ernten geeignet sind; sie werden, am Stiele bleibend, grün abgenommen, um nur allmählig im Schatten zu reifen, und wiegen mit einander manchmal an 50 Pfund. Roh gegessen, gekocht oder gebraten sind sie gleich schmackhaft, und säugenden Kindern besonders gesund. Sie schmecken lieblich, süß, der europäischen Birne nicht ganz unähnlich. Man verpflanzt die Ausschößlinge des Baumes, wenn sie drei Fuß Höhe erreichten, schneidet sie 2½ Fuß von der Erde ab, und pflanzt sie in lockern, feuchten Boden. Heftige Winde sind dem Bananen-Baume (Bananeiro) nachtheilig. Es gibt verschiedene Arten, wovon die von S. Domingo, mit kleinen festen Früchten, roh gegessen, die besten sind; die Banana da terra, eine lange große Frucht, ist nur gesotten oder gebraten genießbar, aber dann vortrefflich. Man findet nahe an Rio-de-Janeiro große Anlagen dieses Gewächses (Bananal), welche bei geringer Mühe jährlich ein artiges Sümmchen eintragen. Ihr Nutzen ist mannigfaltig; die Frucht nährt Tausende, und kann, wie europäisches Obst getrocknet, längere Zeit aufbewahrt werden. Außerdem ist aus ihr ein trefflicher Essig zu bereiten; ihre Blätter werden von allen Thieren äußerst geliebt, die

Rippen derselben aber und der Bast des Baumes liefern ein äußerst starkes Material zum Binden; der abgehauene Stamm endlich gibt nach vollendeter Gährung einen schnell wirkenden, doch nicht nachhaltenden Dünger. Von Orangen gibt es mehrere Arten: die Laranga da china, salette, tangerina, embigo, da terra; letztere ist bitter. Die brasilianischen Orangen stehen den europäischen an Wohlgeschmack nur aus der Ursache nach, weil man den Fruchtbaum, gleich denen des Waldes, sich selbst überläßt; wer sich nur etwas mit ihrer Pflege beschäftigt, wird die vortrefflichsten Früchte erhalten.

Auch dieses edle Gewächs nützt auf vielfache Weise: es labt den von der Hitze Erschöpften mit seinem herrlichen Safte, aus dem auch guter Wein und Essig bereitet werden kann; Ochsen, Kühe und Schweine lieben die Frucht außerordentlich, sie verursacht ihnen aber, wenn sie dieselbe mehrere Tage nach einander fressen, Durchfall, und geben der Milch einen bittern Geschmack. Die balsamische Blüthe getrocknet, und, gleich dem Thee, mit siedendem Wasser übergossen, gibt ein liebliches Getränk; der Essig über ihnen abgezogen, erhält ihren Wohlgeruch. Aus der Schale könnte ein trefflicher Branntwein erzeugt werden. Die Orange reift hier im Monat Juni und dauert bis Ende December; es gibt auch, jedoch selten, eine Art, welche zweimal im Jahre Früchte trägt. Man nimmt die Orangen stets grün vom Baume, und findet sie so schmackhafter, als bei vollkommen erlangter Reife.

Die Guyuába, gesund, wohlschmeckend, verdient als Mastfutter für Schweine viele Berücksichtigung. Aus ihr wird eine treffliche Marmelade gemacht.

Die Manga, auf einem Riesenbaume wachsend, ist eben so gesund als, nahe bei der Stadt, einträglich. Der Baum kommt erst in seinem 15. Jahre zum vollen Ertrage, dann setzt er wieder 4 bis 5 Jahre aus. Dieser ist manchmal außerordentlich, und der Ertrag eines Baumes hat den Eigenthümern schon 80 bis 100 mil Reis

eingetragen. Er steht, völlig ausgewachsen, keiner Eiche an Umfang und Ausbreitung der Aeste nach, welche aber, da sie fast horinzontal mit dem Boden und von sehr weichem Holze sind, der Last ihrer Blätter unterliegend, bei starkem Regen und Wind leicht brechen. Es ist ein außerordentlicher Anblick, einen so gewaltigen Baum, dicht mit Blüthen überzogen, und später mit tausend der prächtigsten Früchte bedeckt zu sehen.

Noch einträglicher ist die Frucht des Cajueros, von äußerst feinem Geschmacke; die Frutta do Conde, zur Limonade unentbehrlich; die Limão azedo, durstlöschend; die süße und die nach der Bergamotte duftende Lima. Die Zierde einer Besitzung ist der herrlich blühende Granat-Baum mit seiner körnerreichen, kühlenden Frucht; der nach Rosen duftende Jambó; vortrefflich schmeckt das Mark der Maragujá (Frucht der Passionsblume), der Cambucá, der Pflaume, der Grumijáma, der Kirsche Brasiliens.

Eben so schön für das Auge, als angenehm zu genießen, findet man gepflanzt und wild wachsend die Pitanga, Jebuticába, Araça. Vortrefflich zu Confituren, unschätzbar als undurchdringliche Hecke, ist die Staude der duftenden Cidra und eben so wohlschmeckend, als gesund, die Frucht des schönen Tamarina-Baumes.

Sorgfältig gepflegt und in guten Boden gepflanzt, gibt der Feigenbaum eine reichliche Ernte. Die Traube, obwohl sie selten reift, ziert Garten und Haus mit ihrer lieblichen Frucht und dem Schatten gebenden Laube. Der Quittenbaum, an der Grenze von Minas im Großen gepflanzt, liefert Früchte, wovon eine treffliche Marmelade bereitet wird, und dieselbe Gegend genießbare Pfirsiche in großer Menge.

Die Kokospalme ziert die Ufer der Baien, wo sie allein wächst; aber von der gütigen Natur den nächsten Bewohnern des Aequators geschenkt, trägt sie hier nur spät und spärliche Früchte. Das Herz des Naturfreundes, der an den bezaubernden Anblick dieser Königin unter den Gewächsen der Erde gewöhnt, die Gegenden ver-

laſſen muß, die ſie ſo ſehr verſchönerte, wird mit ewiger Sehnſucht nach ihr erfüllt bleiben. Wer die Palme geſehen, die in dem botaniſchen Garten von Rio-de-Janeiro ihr ſtolzes Haupt über alle Bäume der Umgegend erhebt, wird die Begeiſterung des Verfaſſers entſchuldigen und vielleicht theilen.

Die Wälder Braſiliens beſitzen noch eine ſehr nützliche Palmenart, die Iſſara, deren Gipfel ein zartes Mark enthält (palmitto), welches, dem Kohle ähnlich, gekocht und mit Fett bereitet, ein äußerſt nahrhaftes und wohlſchmeckendes Gemüſe gibt.

VI.

Cultur, Ernte und Behandlung der verſchiedenen Handelsgewächſe Braſiliens, nebſt der Koſten- und Ertragsberechnung einer Kaffee- und Zuckerpflanzung.

Die Handelsgewächſe, auf deren Cultur ſich die Bewohner der Provinz Rio-de-Janeiro vorzüglich verlegen, ſind: Kaffee, Zucker, Indigo und Mais; mehr zum eigenen Bedürfniſſe, als zum Handel, wird Tabak, Baumwolle und der Wunderbaum gepflanzt, aus deſſen Samenkörnern man das Ricinus- oder Caſtor-Oel gewinnt.

Die Cultur dieſer Gewächſe und die Behandlung ihrer Producte nach der Ernte bis zu ihrer Verſendung weicht in Braſilien von dem Verfahren weſt- oder oſtindiſcher Pflanzer ab. Treffliche engliſche und franzöſiſche Werke haben uns mit dem letzteren vollkommen bekannt gemacht. Die Erfahrung hat aber bewieſen, daß vorerſt bedeutende Hinderniſſe zu beſeitigen ſind, ehe man die Vorzüge jener allerdings trefflichen Cultur und der mechaniſchen und chemiſchen Behandlung der Producte der Oertlichkeit des Landes anpaſſen kann.

Jene nothwendige Verbeſſerung muß durch Beiſpiel und That der Fremden herbeigeführt werden, da der Eingeborene nur durch dieſe und ihren günſtigen Erfolg zu überzeugen iſt. Man glaubt aber dennoch den bemittelten Einwanderer warnen zu müſſen, mit gänzlicher Beſeitigung der im Lande üblichen Weiſe und nur Bücheranweiſungen folgend, zu beginnen. Könnte doch ſelbſt der geſchickteſte weſtindiſche Pflanzer, wollte er nicht das Urtheil der Eingeborenen, ein Reſultat vieljähriger Beobachtungen über Klima, Boden und die zum Pflanzen geeignetſte Jahreszeit, berückſichtigen, in große Irrungen verfallen. — Mehrere Europäer, welche, nur ihrem Kopfe folgend, das allerdings oft befangene und mit Vorurtheilen begleitete Urtheil der braſilianiſchen Pflanzer mit Geringſchätzung verwarfen, und einen Fehler über den andern begingen, haben den Verfaſſer überzeugt, daß obige Warnung nicht überflüſſig ſey.

Der Kaffeebaum.

Erſt ſeit 30 Jahren in Braſilien bekannt, wird bereits in allen Provinzen dieſes großen Reiches gepflanzt, und in der Provinz Rio-de-Janeiro wird viel erzeugt und ausgeführt.

Der Kaffeebaum liebt einen mehr trocknen, als feuchten, einen mehr ſteinigten und leichten, als einen kräftigen und ſchweren Boden. Heftige Winde und große Hitze, ohne daß der Fuß des Stammes beſchattet iſt, ſind ihm nachtheilig. Wollte man ihn auf irgend eine Weiſe gegen beide beſchützen, ſo muß dieß ſo geſchehen, daß es ihm weder an Luft, noch Sonne fehle. In dumpfen, ſehr feuchten Plätzen, in einem Boden, der zu leicht trocknet, wieder in anderem, welcher zu kräftig oder zu häufigem Regen ausgeſetzt iſt, wird ſeine Frucht immer ſehr unvollkommen bleiben. — Um eine Pflanzung anzulegen, zieht man

1. die jungen Pflanzen aus, welche unter alten Kaffee-

bäumen wachsen, deren abgefallene überreife Früchte sich so von selbst aussäen. Man sucht die Wurzeln zu schonen, schneidet die beschädigten mit einem scharfen Messer zu, und stutzt die Pflanze, daß sie nur einen Schuh über der Erde hervorragt. Da diese Bäumchen aber im Schatten aufwuchsen, so leiden sie äußerst bei einiger Trockne. Man zieht

2. ältere Bäume vorsichtig aus, schneidet die verletzten Wurzeln sorgfältig zu, den Stamm bis auf einen halben Fuß von der Erde und die Pfahl- oder Herzwurzel ganz ab. Man setzt sie nun eben so tief, als sie ausgezogen wurden, in Löcher, welche in einer Linie und so gemacht wurden, daß sie nach allen Seiten 6 Fuß von einander abstehen. Hierzu muß aber Regenwetter abgewartet oder die Bäumchen stark begossen werden. Auf diese Weise bleibt jedem Kaffeebaume drei Schuh Raum zur Ausdehnung nach allen Seiten, und den Arbeitenden, wenn sie nach ein Paar Jahren in der Pflanzung zu thun haben, gerade so viel Platz, als nöthig ist, um, unbeschadet der Bäume, sich zwischen denselben zu bewegen, der Boden aber wird durch diese eher beschattet, und dadurch das Emporkommen des Unkrauts verhindert. Bei größerer Entfernung wird dieß fast unmöglich, und geht sehr viel Platz verloren. Damit der Boden früher beschattet und auf einem kleineren Raume eine bedeutende Zahl Kaffeebäume gepflanzt werden könne, ist eine Anlage en quincunx sehr zweckmäßig, dann müssen aber die Bäumchen in einer Entfernung von 10 zu 10 Fuß in der Reihe zu stehen kommen.

3. In Gegenden, wo keine benachbarten Kaffeepflanzungen oder keine Bäumchen zu haben sind, ist eine Baumschule, aus dem Kerne gezogen, unentbehrlich. Man pflanzt dann die Bohnen einen guten Zoll tief und 5 Zoll von einander entfernt. Diese kommen,

nachdem sie von ihrer fleischigen Hülse befreit sind, so frisch als möglich in den Boden, werden aber vollkommen reif vom Baume genommen, denn trockne oder unreife gehen nicht auf. Es ist fehlerhaft, eine Baumschule in der Nähe einer Hecke oder von Bäumen beschattet anzulegen, die jungen Pflanzen werden dadurch verzärtelt und zu empfindlich gegen Sonnenhitze und Trockne. Hält diese einige Zeit an, so müssen sie des Abends, aber nicht zu oft, begossen werden.

Sind die Bäumchen 2 Schuh hoch, wozu gewöhnlich ein Jahr erfordert wird, so schneidet man sie da, wo es Grundsatz ist, sie zu kappen, einen Schuh hoch von der Erde ab, und verpflanzt sie dann bei günstigem Wetter in schon bereitete, von allen Baumwurzeln befreite Löcher, und legt an den Fuß der Stämmchen Steine oder Blätter, um ihnen Frische zu geben, und die Feuchtigkeit zu erhalten; stirbt eines ab oder kränkelt sichtbar, muß es sogleich mit einem frischen ersetzt werden.

Um sowohl den Boden nicht beständig den brennenden Strahlen der Sonne auszusetzen, als auch, um das schnelle Keimen des Unkrautes zu verhüten, werden, sobald die Bäumchen gepflanzt sind, zwischen die Reihen derselben Bohnen und Mais, dieser aber nicht zu dicht ausgesäet, und damit so lange fortgefahren, bis sich ihre Zweige, den Boden beschattend, ausbreiten.

4. Um den Kaffee vortheilhaft zu pflanzen, bringt man dessen Bohnen sogleich in jene Stelle, die dem Baume bestimmt ist, wobei später viele Mühe erspart, das weitere Verpflanzen unnöthig und das Gedeihen derselben mehr gesichert wird, weil die Bäumchen, mit ihren Wurzeln bereits festgewachsen, durch weitere Verpflanzung keine empfindliche Störung mehr erleiden, und Wind und Wetter besser widerstehen.

Man legt zur größeren Sicherheit 3 bis 4 Bohnen in jedes Loch, und zieht, wenn die Pflanzen 12 Zoll Höhe erreicht haben, alle bis auf eine aus. Der Platz, in welchen die Bohnen gelegt wurden, wird mit ein Paar Stäbchen bezeichnet; — gehen irgendwo diese Bohnen nicht auf, müssen sie auf der Stelle ersetzt werden.

Wer nicht Willens ist, Bohnen oder Milho unter seine Kaffeebäume zu pflanzen, muß im Anfange besonders darauf sehen, daß kein Unkraut zwischen ihnen aufkommt, dieses nur bei trockenem Wetter ausrotten, und, wenn es bösartig ist, aus der Pflanzung entfernen. Es gibt hier eins, welches, der Quecke gleich, besonders auf gutem Boden unglaublich wuchert, denselben in kurzer Zeit ganz überzieht, wenn es ausgerissen wird, und auf der Stelle liegen bleibt, sogleich wieder anwurzelt, und, einmal übersehen, nicht mehr auszurotten ist. Die Brasilianer nennen es Trepoëraba.

Die Eingeborenen kappen die Kaffeebäume nicht. Dieses geschieht nur von Fremden, welche, der in Westindien üblichen Weise folgend, den Gipfel des Baumes brechen, sobald dieser eine Höhe von 6 Schuh erreicht hat, vorgebend, daß dadurch derselbe heftigen Winden besser widerstehe, den Boden, da sich dessen Zweige nun vom Fuße des Stammes ausbreiten, schneller beschatte, die Ernte seiner Frucht, ohne die so leicht mögliche Beschädigung der Zweige, sehr erleichtere, und daß durch den verminderten Kreislauf des Saftes dem Baume mehr Nahrung aus dem Boden zugewendet werde. Sobald das verpflanzte Bäumchen angewurzelt ist, brechen an dessen Stämmchen eine Menge Augen hervor und treiben Blätter; so viele solcher Augen, so viele Zweige, von welchen aber nur, den Stamm umgebend, die drei gesundesten bleiben dürfen, die übrigen müssen ausgebrochen werden.

Die Kaffeebäume haben, gleich allen Fruchtbäumen, zwei gefährliche Feinde an den Ameisen und einer Schling-

pflanze, von den Einwohnern herbo do passerinho genannt, welche Stamm und Aeste schnell überzieht und ihren Wachsthum gänzlich hemmt. Die Ameisen, deren es in Brasilien eine Menge Arten gibt, wovon einige so groß und gefräßig sind, daß sie, ungestört, in kurzer Zeit jede Pflanzung verderben würden, müssen bis zu ihrem Neste verfolgt und dann nicht eher gerastet werden, bis sie gänzlich vertilgt sind. Den Weg zu ihnen, der manchmal sehr lang ist, entdeckt man am besten der Spur folgend, welche sie durch kleine Blätter, die ihnen auf der Rückkehr in ihr Nest entfielen, zurückließen. Die Zerstörung derselben ist eine große, zeiterfordernde Arbeit, aber sie darf nicht unterbleiben, wenn der Pflanzer nicht Gefahr laufen will, in einigen Nächten seine Fruchtbäume entlaubt zu sehen. Es muß manchmal 12 bis 15 Fuß tief gegraben werden, bis man auf den Hauptsitz der Ameisen kommt, zu welchem eine Menge Ein- und Ausgänge führen, die oft unter Felsen und großen Bäumen angelegt sind. Siedendes Wasser tödtet sie am besten, vergrößert aber die Arbeit; dieselben Dienste leistet kaltes, mit der lockeren Erde durchtreten und gestampft, zu einem zähen Teige vermischt, worin die Ameisen stecken bleiben, und ersticken*). Das herbo do passerinho muß von den Bäumen abgenommen und aus der Pflanzung entfernt werden.

Auf sehr gutem Kaffeeboden trägt der Baum nach dem dritten Jahre Früchte, und im Durchschnitte kann

---

*) Der aufgedeckte Bau eines solchen Nestes erfüllt den Davorstehenden mit Staunen und Bewunderung, was die außerordentliche Emsigkeit dieser Thierchen leistete, und welche Ordnung in ihren Anlagen und Arbeiten Statt findet. Man sollte fast denken, die Eingeborenen müßten, wenn sie an einem solchen Neste stehen, mit Beschämung ihre Trägheit mit dem Fleiße dieser Geschöpfe vergleichen, — aber da müßten sie nachdenken, eine Anstrengung, welche ihnen nicht zuzumuthen ist! Es ist Schade, daß wir noch keine ausführliche Beschreibung eines der merkwürdigen brasilianischen Ameisennester und der Lebensweise seiner Bewohner besitzen. —

von jedem ein halbes Pfund reinen Kaffee's geerntet werden, im vierten Jahre etwas mehr, im fünften 1 Pfund. Auch dieses mehrt sich etwas in den folgenden Jahren, und einzelne Bäume geben wohl einen Ertrag von 4 bis 5, andere auch wieder weniger als 1 Pfund. Der Kaffeebaum erreicht ein Alter von 30 Jahren. Von seinem funfzehnten angefangen, läßt er aber allmählig an Ergiebigkeit und Güte des Ertrags nach. Schneidet man ihn nun in diesem Alter fast am Boden ab, wozu der Monat August am günstigsten ist, so schlägt er schnell und freudig wieder aus, und trägt, eine neue Lebensperiode beginnend, schon nach zwei Jahren reichliche Früchte.

Den größten Einfluß auf die künftige Ernte des Kaffee's hat die Witterung während der Blüthezeit desselben, denn ist sie zufällig regnicht und windig, so fault diese und fällt ab, ohne Fruchtknospen anzusetzen. Wie nun die Bäume zu verschiedenen Zeiten blühen, so reifen sie auch verschieden. Auch hier hat die Witterung großen Einfluß; denn erfolgt nach einiger Trockne plötzlich gelinder Regen, der nur kurze Zeit anhält, so reifen die Früchte schnell und oft auf einmal, und man hat mit ihrer Ernte alle Hände voll zu thun. Diesen Zeitpunkt erkennt man, wenn die Kirsche dunkelroth ist, und braun zu werden anfängt, und läßt mit dem Pflücken des Kaffee's sogleich, doch, der Gesundheit der Neger wegen, wo möglich bei trockener Witterung und nach und vor dem Thaue beginnen. Die Neger werden so angestellt, daß jeder eine Reihe von Bäumen abzuernten erhält; sie ergreifen dabei mit der linken Hand einen fruchttragenden Zweig, die rechte löst die Kirsche, und bringt sie in einen vorn am Leibe befestigten Korb oder Sack, bis dieser gefüllt ist, und leert ihn, abgesondert in Reihen, auf einen trockenen und gereinigten Platz, — damit sich der Aufseher überzeugen kann, wie viel Körbchen Jeder pflückte, und ob nur reife Kirschen geerntet wurden, worauf besonders zu

sehen ist, — ebenso muß Acht gegeben werden, daß sie aus Nachlässigkeit keine Zweige abbrechen.

Die Behandlung des Kaffee's nach der Ernte ist verschieden. Die meisten Pflanzer breiten die Kirschen auf einem Trockenbeete (Terreiro) aus, welches, einer europäischen Dreschtenne gleich, aus Lehm zubereitet wurde, bringen sie vor Sonnenuntergang oder bei drohendem Regen in ein eigenes Magazin, und wiederholen das so lange, bis die Schale, wenn man sie zwischen den Zähnen drückt, kracht und aufbricht. Dieses Verfahren hat aber manche Nachtheile: es ist bei einem plötzlichen Regenüberfalle nicht wohl möglich, die Kirschen undurchnäßt unter Obdach zu bringen, oder geschieht dieß auch nur, wenn sich eine drohende Wolke zeigt, so kommen diese immerhin in Haufen zu liegen, können vielleicht wegen anhaltenden Regenwetters, oder weil das Trockenbeet zu sehr durchweicht wurde, einige Zeit nicht an Luft und Sonne gebracht werden, erhitzen sich, und gehen in Gährung über; der Saft der Schale wird geistig und flüchtig, dringt durch die pergamentartige Haut, welche dicht über der Bohne liegt, und theilt dieser einen sauren Geschmack, üblen Geruch und schwarze Farbe mit. Kommt der Kaffee auf das nicht vollkommen trockne Terreiro, so saugt er die Dünste ein, die aus der Erde aufsteigen, und erhält einen Erdgeschmack. Durch das tägliche Wegnehmen endlich wird er mit einer Menge Kies und Erde vermischt, welche, wenn er gestoßen wird, seine Reinigung erschweren und die Bohnen kratzen oder verletzen.

Besser, aber kostspielig sind Trockenbeete von Ziegelsteinen, nicht im Großen anwendbar solche, die von Bretern zusammengesetzt, auf Rädern ruhend, unter Dach gebracht werden können. Zweckmäßig und wenig kostbar sind übrigens einfache Gerüste in der Erde befestigt, 3 Schuh hoch und 5 breit, einem Roste gleich, oben mit Latten zusammengehalten; auf diese werden zur Erntezeit Strohmatten (Esteras) gelegt, und die eben gepflückten

Kirschen ausgebreitet. Ist man vor Dieben gesichert, werden diese vor Sonnenuntergang mit andern Strohmatten zugedeckt; ein plötzlicher leichter Regen trocknet sogleich wieder auf; wird er heftiger, genügen wenige Augenblicke, um den Kaffee in bereitstehende Gefäße und unter Obdach zu bringen.

Man hat Maschinen erfunden, die frische rothe Hülse von der Bohne zu trennen. Wenn hierbei diese nicht verletzt wird, so ist der Erfolg ausgezeichnet, denn nicht allein, daß die Bohne, nur von ihrem Pergamente umgeben, in 3 bis 4 Wochen vollkommen trocken und zum Mahlen oder Stoßen ganz geeignet ist (während sie, bei ungünstiger Witterung in ihrer Hülse bleibend, so viele Monate erfordert), so kann sie überdieß von diesem Pergamente sehr leicht befreit und mit demselben ihre schöne dunkelgrüne Farbe Jahre lang behalten, bedeutende Zeit aufbewahrt und selbst über Meere versendet werden, ohne diese zu verlieren. Wer keine solche Maschine anschaffen will, kann den Kaffee auch durch seine Neger in einer Kufe oder einem ausgemauerten Raume austreten lassen. Bevor er endlich die ganze Masse auf die Strohmatten bringen läßt, streut er etwas ungelöschten Kalk über erstere, wodurch die klebrigen Theile der Hülse leichter von der Bohne geschieden werden.

Aus dieser Hülse, welche unendlich reich an Zuckerstoff ist, kann man einen angenehmen und sehr geistigen Branntwein brennen.

Ist der Kaffe trocken, so muß er sogleich von der Schale befreit werden; man hat hierzu eigene Mühlen (Engenhos), welche mittelst eines vom Wasser getriebenen Rades mehrere hölzerne Stößer in Bewegung setzen, welche rasch, doch nicht zu heftig, auf den Kaffee fallen, welcher in einen unter ihnen befindlichen und nach ihrer Anzahl ausgehöhlten Trog geschüttet wurde. Andere sind den deutschen Oelmühlen ähnlich, mit dem Unterschiede, daß das Oel dort von zwei Mühlsteinen und hier der

Kaffee von dieſen ähnlichen Hölzern gequetſcht wird. Wer keine Mühlen zu bauen vermag, läßt den Kaffee von den Negern in Holzmörſern (Pilão) ſtoßen, bei einer bedeutenden Ernte eine Rieſenarbeit, und, des ſcharfen Staubes wegen, der Geſundheit der Neger nachtheilig. Eine einfache Vorrichtung oder, mit geringer Abänderung, eine Getreidereinigungsmaſchine ſäubert den Kaffee gänzlich von Hülſe und Pergament. Die Sortirung deſſelben wird, wenn es die Umſtände erlauben, auf ungünſtige Witterung verſchoben; findet ſie Statt, ſo weiſt man die Neger an, die gebrochenen halben und farbeloſen Bohnen auszuſuchen, welche man gewöhnlich für den Hausgebrauch zurück behält; der gute Kaffee aber wird in Säcke von grober Leinwand, die gerade fünf Aroben halten, geſchüttet, noch einmal gewogen, mit dem Zeichen der Fazenda gemerkt, und unverzüglich dem Commiſſionaire in der Stadt zugeſendet. Im Handel wird der Kaffee wieder in beſondere Claſſen getheilt, und zwar in Rio-de-Janeiro in:

Café prim. qualidade superior;
segunda dita;
prim. dita inferior;
segunda qualidade boa;
segunda dita inferior;
Escolha.

In ſeiner Eigenſchaft ſteht der braſilianiſche Kaffee noch allen Sorten der übrigen Länder nach; es wird ihm herbe Bitterkeit und ein gewiſſer Erdgeſchmack vorgeworfen, woran wohl der Boden, aber zuverläſſig auch die Art, wie er getrocknet, überhaupt nach ſeinem Reifwerden behandelt, endlich, beſonders die unordentliche Weiſe Schuld iſt, mit welcher die Ernte vorgenommen wird, bei welcher häufig die Hälfte Kirſchen halbreif vom Baume kommt.

Es folgt hier ein Ueberſchlag der möglichen Koſten bei der Anlage einer Kaffeepflanzung in der Provinz Rio-de-Janeiro, wobei angenommen wurde, der Landwirth

habe das Land von der Regierung unentgeldlich erhalten, und sich daselbst vor dem Jahre 1829 niedergelassen, nach welcher Zeit die neuen Neger bedeutend im Preise steigen werden; ferner, er habe die vorgeschlagene Art, sich anzusiedeln, Gebäude u. s. w. aufzuführen, befolgt, eine Ziegelbrennerei angelegt*), im zweiten Jahre den weißen Aufseher abgeschafft, und absichtlich erst jetzt die Anzahl seiner Neger voll gemacht, wovon er zwei zum Dienste des Hauses, 27 zur Arbeit in der Pflanzung und einen zu ihrer Aufsicht bestimmt.

---

*) Bei einem größeren Gute, besonders aber bei einer Zuckerpflanzung, ist es, der öfteren Feuersgefahr wegen, von großem Nutzen, die Gebäude mit Ziegeln zu decken, welche der thätige Landwirth nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten selbst zu verfertigen und zu brennen im Stande seyn wird. Europäische flache Dachziegeln oder Platten sind in Brasilien nicht bekannt. Für so flache Dächer, wie hier üblich, sind sie auch nicht tauglich, und können nur Hohlziegel gebraucht werden. Läßt man aber obigen eine größere Abdachung geben, damit der Regen schnell über sie herabläuft, so sind sie weit besser, als die Hohlziegel, schnell verfertigt, gut zu brennen, leicht auf dem Dache, bedürfen nicht jener Menge Kalks, als erstere, und sehr weniger Ausbesserung, welche durch jeden Neger vorgenommen werden kann. Man empfiehlt dem Auswanderungslustigen, vor seiner Abreise von Europa, wenn er keine praktischen Kenntnisse von dem Gewerbe hat, eine Ziegelbrennerei öfters zu besuchen, sich mit der Construction des Ofens und besonders des erforderlichen Verhältnisses der Größe desselben mit der zu brennenden Anzahl Steine bekannt zu machen, und sich mit allen daselbst üblichen Formen zur Verfertigung der mannigfaltigen Arten von Ziegeln und Steinen zu versehen. Wollte er, ein Buch in der Hand, selbst nach der trefflichsten Anleitung einen Ofen bauen, die Verfertigung der Steine anweisen, und die verschiedenen Perioden des Brennens leiten, so möchte das Resultat seinen Wünschen vielleicht nicht ganz entsprechen. Diese Bemerkung ist nicht überflüssig, denn Bücherlandwirthe und solche, die Feldbau in Blumentöpfen treiben, machen in Brasilien in der Praxis im Großen noch traurigere Erfahrungen, als in Europa, wo sich Fehler gegen die Grundsätze der Landwirthschaft eher wieder gut machen lassen.

Ausgaben des ersten Jahres *).

Unkosten der Vermessung		Rs.	500,000
= des Transportes			50,000
Erbauung des Wohnhauses	Rs.	300,000	
= eines Ziegelofens		50,000	
Mobiliar und Hausgeräthe		50,000	
Arbeitsgeräthe		30,000	
Ankauf von 6 Negern (ladinos)		1,300,000	
= = 12 neuen Negern		2,160,000	
= eines Reitthieres u. s. w.		70,000	4,260,000
Lohn des Feitors			96,000
Halbjähriger des Ziegelbrenners			48,000
Unterhalt obiger Dienstleute			60,000
Kleidung und Unterhalt der Neger			630,000
Eigener Bedarf			150,000
Besondere Ausgaben			100,000
Interessen des Inventars von 4,260,000 Rs.			255,600
Ausgaben des 1. Jahres	Rs.		6,149,600

Ausgaben des zweiten Jahres.

Ankauf 12 neuer Neger	Rs.	2,400,000	
Besondere Ausgaben			100,000
Erbauung einer Stampfmühle		300,000	2,700,000
Kleidung und Unterhalt der Neger			450,000
Interessen des Inventars von 6,960,000 Rs.			417,600
Ausgaben des 2. Jahres	Rs.		3,667,600

Ausgaben des dritten Jahres.

Kleidung und Unterhalt der Neger . . .	Rs.		450,000
Besondere Ausgaben			100,000
Interessen des Inventars von 6,960,000 Rs.			417,000
Ausgaben des 3. Jahres	Rs.		967,000
Total der drei Jahre	Rs.		10,784,200

Mit den erwähnten 27 Negern können in 3 Jahren eine ungeheuere Zahl Kaffeebäume gepflanzt werden; da man aber annimmt, daß ein Neger, von dem Beginnen ihres Ertrags angefangen, nicht mehr als 1,000, bei weiser Eintheilung auch 1,500 Bäume versehen kann, da

*) Eine Million oder ein Conto de Reis = 2,807 Fl. 12 Kr.

von ihnen auch die nothwendigen Lebensmittel cultivirt werden, so ist es nicht rathsam, mehr als 40,000 Kaffeebäume zu pflanzen.

Angenommen wird, von diesen befänden sich im dritten Jahre 20,000 in Ertrag, eine Ernte gebend von 200 Aroben, im vierten von 40,000 Bäumen gegen 600 und im fünften 800 Aroben Kaffee. Es ist zwar früher erwähnt worden, jeder Baum trage nach dem dritten Jahre ein halbes Pfund, und nehme bis zum fünften Jahre im Ertrage zu, aber die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Anschläge sehr trügerisch sind — das Schicksal der meisten Berechnungen des Landwirthes. Eine Einnahme durch den Verkauf des Kaffee's zu bestimmen, ist aber besonders darum unmöglich, weil der Pflanzer denselben um jenen Preis weggeben muß, welcher von europäischen Handelsplätzen ausgemacht und wodurch der Markt von Rio-de-Janeiro ganz von diesen abhängig wird. Um übrigens doch ein Resultat anzugeben, soll hier der Durchschnittspreis der letzten vier Jahre und zwar nur der von Café segunda qualidade boa angenommen werden, woraus also folgende Einnahme Statt fände:

Im 3.	Jahre	200	Aroben	zu	2,400	Rs. . . .	Rs. 480,000
Im 4.	„	600	„	„	„	„ . . .	1,440,000
Im 5.	„	800	„	„	„	„ . . .	1,920,000
						Total	Rs. 3,840,000

Dieß, und schwerlich mehr, dürfte die Einnahme fünf mühevoller Jahre seyn; die Ausgabe während derselben beträgt aber . . . . . Rs. 12,718,000.

Die reine Einnahme der kommenden Jahre, die Ernte des fünften zur Basis genommen, wäre, wenn man die ohnehin nur eingebildeten Interessen des Inventars nicht zur Ausgabe rechnet, ... Rs. 1,370,000 *).

*) Fl. 3,870 — 10 Kr. 2 Pf.

Begegnet übrigens dem Pflanzer kein besonderes Unglück, so kann er selbst mit diesem mittelmäßigen Ertrage bestehen, und hoffen, in einigen Jahren etwas zurücklegen und außerdem die Pflanzung und das sämmtliche Inventar als reinen Gewinn betrachten zu können. Nur sehr wenige Pflanzer erfreuen sich selbst dieses mittelmäßigen Gewinnes, und wagt man denselben nur jenen trefflichen Landwirthen zuzusichern, welche Meister in der Eintheilung ihrer Zeit, die Neger, ohne sie mit Arbeit zu überhäufen, so anzuwenden verstanden, daß so viel von ihnen geleistet wurde, als man voraussetzte.

Obwohl die Eingeborenen, welche die Kaffeebäume nicht kappen, sie auch selten in Reihen und bestimmte Entfernung pflanzen, deren Früchte nicht mehr, wie sonst, in Haufen geschüttet, der Fäulniß überlassen, so wird ihnen doch noch keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; da aber, wo mehr Ordnung herrscht, bedürfen sie einer bedeutenden Zahl Neger, und zu einer Pflanzung von 40,000 Kaffeebäumen, auf welcher überdieß die nöthigen Lebensmittel selbst gebaut werden, würden 50 Neger kaum hinreichen.

Es ist übrigens fast mit Gewißheit vorauszusetzen, daß bei den niedrigen Preisen des Kaffee's, welche in Gegenden, die vom Meere entfernt sind, kaum ein mil Reis pr. Aroba betragen, und der bevorstehenden Beendigung fernerer Einfuhr von Negern in wenigen Jahren ein großer Theil der Kaffeepflanzungen ganz eingehen wird, ein sehr fühlbarer Verlust für Brasilien, da die Ausfuhr dieses Handelsproductes von Jahr zu Jahr bereits bedeutend zunahm.

Nachstehende Liste der Ausfuhr des Kaffee's aus dem Hafen von Rio-de-Janeiro von dem Jahre 1817 bis 1826 gibt eine bessere Uebersicht des oben Bemerkten:

Product.	Gewicht.	1817	1818	1819	1820	1821
Kaffee.	Aroba.	298,686	348,136	252,413*)	460,454	526,931
		1822	1823	1824	1825	1826
„	„	760,241	925,000	1,120,000	915,677	1,300,000**)

Anmerk. Die Aroba = 32 Pfund ($30\frac{1}{3}$ hamburger oder $31\frac{3}{4}$ berliner Pf.).

Das Zuckerrohr (Canna d'Assucar).

Eine Zuckerpflanzung erfordert schon der vielen Gebäulichkeiten und des bedeutenden Inventars wegen ein größeres Betriebscapital, als eine Kaffeepflanzung, auch kann mit wenigen Negern der mancherlei sich begegnenden Arbeiten wegen nichts Bedeutendes geleistet werden. Mit dem Baue der Mühle, des Sied-, Trocken- und Brennhauses muß so begonnen werden, daß sie vor der Erntezeit des Zuckerrohres vollendet sind; sie können ganz nach Landessitte aufgeführt werden, müssen aber gut und, der Feuersgefahr wegen, mit gebrannten Ziegeln gedeckt und sehr geräumig seyn. Die Mühle muß durch Wasser getrieben werden; wo die Localität dieß durchaus nicht erlaubt, ist es wirklich besser, kein Zuckerrohr zu pflanzen. Es macht sich der Europäer keinen Begriff von den Kosten und Unannehmlichkeiten einer Zuckermühle, welche von Ochsen oder Mauleseln getrieben wird, wie es sehr häufig in Brasilien Statt findet; denn es muß zuerst eine sehr große Weide (Pasto) von dem früher erwähnten Grama angelegt und gewartet werden, bis sie sich völlig überzieht und bestockt; 20 Paar Ochsen oder Maulthiere reichen kaum zum Dienste einer mittelmäßigen Zuckerpflanzung hin. Hierzu sind nur zum Zuge abgerichtete Thiere zu brauchen, deren Herbeischaffung, der großen Kosten des Ankaufes gar nicht zu gedenken, keine so

*) Das Jahr 1819 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Trockne aus.

**) Die Ausfuhr des Kaffee's im Jahre 1826 überstieg also die von 1817 um 1,001,314 Arobas oder 32,041,948 brasil. Pfund.

leichte Sache ist. Bei der Hitze des Klima's, der schwierigen, oft Tag und Nacht währenden Arbeit, der nachlässigen Behandlung der durch unzweckmäßiges Anspanngeschirr so gleich wunden Thiere, werden diese schnell aufgerieben, und ein Pflanzer, der am Ende des Jahres von 60 Zugthieren noch 40 übrig hat, preist sich glücklich. Diese Thiere müssen aber außer der Weide reichlich mit Milho gefüttert, ihnen, um das Einbrechen in die Zuckerpflanzungen zu wehren, ein beständiger Hirte und in der Mühle den arbeitenden mehrere Treiber beigegeben werden. Wird nun die Gegend, wie es zu Zeiten geschieht, mit einer Seuche heimgesucht, so kann man nicht allein um sämmtliches Vieh, sondern auch in Verlegenheit kommen, das Zuckerrohr wegen stillstehender Mühle nicht verarbeiten zu können.

Der Europäer, dem die herrlichen Einrichtungen sämmtlicher Gebäude ost- und westindischer Zuckerpflanzungen nicht genau bekannt sind, muß natürlich die brasilianischen zum Muster nehmen, doch wird sein geübteres Auge sehr leicht manche Zeit und Menschen ersparende Aenderung treffen können, besonders bei Herbeischaffung des Zuckerrohres aus der Pflanzung nach der Mühle und der Versendung des Zuckers nach der Stadt, entweder ganz zu Lande oder bis zum nächsten Hafen, eine bei den schlechten Wegen schwierige Aufgabe.

Kann der Pflanzer einen geschickten Zimmermann in seine Dienste nehmen, so kann manche nützliche Anstalt neben der Zuckerpflanzung bestehen; besonders einträglich wird aber eine Sägemühle sich zeigen, denn Breter zu den Zuckerkisten müßten immerhin gesägt oder von den Nachbarn sehr theuer gekauft werden; das Herbeibringen der Bäume kann aber zu einer Zeit geschehen, wo das Vieh unbeschäftigt ist.

Das Zuckerrohr wurde schon im Jahre 1568 von den Portugiesen aus den maderischen Inseln nach Brasilien (Bahia) gebracht, wo es vortrefflich gedeiht, und bereits in allen nördlichen Provinzen gepflanzt wird. Durch

Wechsel des Bodens und Klima's sind verschiedene Arten Zuckerrohr entstanden, in der Provinz Rio-de-Janeiro werden aber nur zwei cultivirt. Das oben erwähnte, hier Canna da terra oder pequena genannt, ist dünn und erreicht höchstens 4 Fuß Höhe, und die Canna de Cayenne, welche auf gutem Boden oft eine Höhe von 12 bis 15 Fuß, und im Durchmesser eine Dicke von 3 Zoll erreicht. Obwohl die Pflanzer zugeben, daß erstere einen besser krystallisirten Zucker gebe, und länger dauere, als das noch nicht lange von Cayenne herübergebrachte Zuckerrohr, so erhält dieß dennoch seiner großen Ergiebigkeit wegen allmählig den Vorzug.

Der zu dessen Pflanzung bestimmte Boden wird eben so, wie für den Kaffee, vorbereitet; Baumstöcke und Wurzeln bleiben in demselben, doch wird alles Unkraut, welches etwa nach dem Brande aufgeschossen, kurz vor der Pflanzzeit sorgfältig entfernt; man wartet hierzu gewöhnlich den Monat September ab; da, wo der Boden ohnehin feucht ist, kann zu jeder Zeit des Jahres gepflanzt werden. Die Canna da terra gedeiht besonders gut auf Bergen, wobei man bemerkt, daß die Erde, ihrem Gipfel am nächsten, auch am fruchtbarsten ist, — gerade das umgekehrte Verhältniß der europäischen Berge. Das Verfahren bei dem Pflanzen ist sehr einfach: während ein Theil der Neger, mit Handhauen (Enchadas) versehen, da, wo der Boden frei ist, Gruben öffnet, die wenigstens zwei Fuß von einander entfernt, einen tief und zwei weit seyn müssen, bringt der andere Zuckerrohr herbei, haut dieß in Stücke von 15 Zoll Länge, von welchen jedes wenigstens drei Augen haben muß, füllt die Grube halb mit Erde zu, legt einen Ableger so in dieselbe, daß der nackte Theil unten und die Augen an die Seite zu liegen kommen, und bedeckt ihn leicht mit Erde. Regnete es vor dem Pflanzen, so treiben die Augen schon nach 8 Tagen, und nach 2 bis 3 Wochen zeigen sich die jungen Pflanzen, welche sogleich behäufelt werden.

Nach 3 Monaten wird das Land noch einmal von dem Unkraute gereinigt, die bereits hohen Pflanzen wiederholt behäufelt, und sodann die Pflanzung ruhig gelassen. Im neunten Monate tritt hier gewöhnlich das Zuckerrohr in Blüthe, ein prächtiger Anblick. Nach 12 Monaten wird es gelb, und die Blätter an den Zwischenschössen trocken, das Erkennungszeichen seiner Reife.

Die Meinungen hierüber sind verschieden; Einige ernten das Zuckerrohr erst, wenn es gelb, glatt, trocken und mürbe und das Mark graulicht und klebrig ist. Andere behaupten, gleich den westindischen Pflanzern, daß es vollkommen reif zum Schneiden sey, wenn auch nur ein Blatt der Zwischenschösse oder Ringe trocknet oder abfällt; erstere Ansicht theilend, muß das Zuckerrohr 14 bis 15 Monate, letzterer beistimmend, 11 bis 12 Monate auf dem Felde bleiben.

Das Zuckerrohr wird mit scharfen Foiça's nahe am Boden abgehauen, und von seinen Haupt- und Nebenblättern befreit, welche man liegen läßt. Es darf nicht mehr geerntet werden, als man in 24 Stunden auspressen kann, weil es, lange Zeit auf einander liegend, sich leicht erhitzt, in Gährung übertritt, und schnell sauer wird. Es muß durch Thiere zur Mühle getragen oder in kleinen Wagen hingefahren werden; durch Neger geht es wegen großer Schwere des Rohres gar nicht vorwärts. —

Die Zuckermühle (Engenho d'Assucar), von dem auswärts befindlichen Rade in Bewegung gesetzt, hat oben einen Trilling, dessen Stäbe in die Kämme der beiden Seitenwalzen, diese drehend, eingreifen; unten hat sie drei über einander stehende oder liegende Walzen, von dem stärksten Holze verfertigt und mit 2 Zoll dicken Eisenplatten, die polirt seyn müssen, belegt. Ein Neger steckt das Zuckerrohr zuerst zwischen die mittlere und eine Seitenwalze, ein gegenüber stehender ergreift es bei dem Durchgehen, biegt es zusammen, und steckt es sogleich zwischen die mittlere und die andere Seitenwalze, wodurch

es denn ganz ausgepreßt wird. Der Saft des Rohres fließt in einen unter den Walzen befindlichen Trog, von da mittelst einer Rinne in einen großen Bottich, von wo aus er in die zweite Abtheilung des Hauses und die daselbst befindlichen Kessel zum Sieden geleitet werden kann. Sobald die Siedemeister bemerken, daß der Saft heiß wird, so beginnen sie, etwas Potasche und Unschlitt (Talg) zu dessen Klärung und Reinigung unter beständigem Umrühren beizusetzen, und damit so lange fortzufahren, bis der beim Sieden entstehende Schaum große Blasen wirft; hierauf wird das Feuer ausgelöscht, der Saft bleibt eine Stunde ruhig stehen, wird nach Verlauf derselben mittelst eines Hebers in ein Abdampfungsgefäß gebracht, wobei er sich schon sehr klar und feine Faden ziehend zeigen muß. Hier wird er von Neuem unter Beisetzung von etwas Potasche gekocht, und der sich auf der Oberfläche zeigende schmutzige Schaum fleißig abgeschöpft, bis der Saft sich vollkommen klar zeigt. Andere Gefäße nehmen ihn nun wiederholt auf, in welchen er abkühlt, worauf er nach dem Trockenhause in bereit stehende irdene Gefäße kommt, welche oben breit sind, allmählig spitzig zulaufen, und an diesem Theile eine sehr kleine Oeffnung haben; diese Gefäße kommen wieder in andere, welche den durch erwähnte Oeffnung tröpfelnden Syrup aufnehmen. Nach 8 Tagen wird auf die obere breite Fläche etwas in Wasser erweichter Thon gelegt, dessen den Zucker langsam durchdringende Wassertheile denselben noch mehr läutern und bleichen. Wird der Zucker nun herausgenommen, so zeigen sich drei Qualitäten; der an der Spitze erscheint gelblicht und etwas feucht, der mittlere ziemlich weiß, jener, auf welchem der Thon lag, etwas grau gefärbt. Der erstere und letztere wird abgesondert, und entweder, getrocknet, unter dem Namen Mascavo verkauft, oder zu rapatura, einer Art Kuchen, die, in Wasser aufgelöst, gegessen wird, verarbeitet. Der weiße Zucker aber wird auf Strohmatten (Esteras) gebracht,

und, wenn er hinlänglich trocken ist, in Kisten, die gewöhnlich 42 Aroben halten, geschlagen, und zur Stadt gesendet, wo er erst nach seiner Farbe, Geschmack und Kryſtallisation qualificirt und benannt wird. In Rio-de-Janeiro wird er in folgende Classen getheilt: Assucar rodondo, meio rodondo, batido, meio batido, mascavo. Unbezweifelt übt die Güte, die Bestandtheile des Bodens, die Reife des Rohres, die Witterung und Ernte, endlich das mehr oder minder verständige Verfahren bei dem Läutern und Abschäumen den entschiedensten Einfluß auf die Güte des Zuckers und selbst auf dessen Farbe aus. Da dieser in Europa stets einer neuen Läuterung unterworfen wird, so verwendet man in Brasilien keine besondere Mühe darauf, oder versteht es wohl auch nicht, sehr weißen Zucker zu bereiten; sogenannte Hüte und feste Massen werden hier nie verfertigt, theils, weil es einmal Gewohnheit ist, den Zucker pulverartig zu Speisen und Getränken zu verwenden, theils, weil, nach der Aussage der Eingeborenen, die große Hitze keine feste, gleichsam steinharte Vereinigung der anfangs kleinen Zuckertheile gestattet. —

Die Bremerei bildet einen eigenen Zweig des Geschäftes. Das Verfahren hierbei ist dasselbe, wie in allen Brennereien Europa's, daher keine weitere Bemerkung nöthig, als daß man den Zuckersaft, wie er von der Mühle kommt, dazu verwendet; der hieraus erzeugte Branntwein wird Aqua ardente da canna genannt. Auch der abgeschöpfte Schaum, der Saft des oft wiederholt ausgepreßten Zuckerrohres, das, was in den Kesseln, Abdampfungs- und Trocknungsgefäßen und in dem Alambique als Satz zurück bleibt, wird noch einmal aufgemischt und gebrannt. Der hiervon erhaltene Geist, von widrigem Geruche und Geschmacke, rauh und im Munde gleichsam brennend, gibt die sogenannte Cachaça, dem Neger, in kleinen Portionen gereicht, unschädlich, dem Europäer stets übel bekommend.

Die Zeit der Zuckerbereitung ist für die Neger und weißen Arbeiter sehr beschwerlich, weil damit bis spät in die Nacht fortgefahren, und nur die Sonn- und Feiertage ausgesetzt wird. Es ist eine fleißige Aufsicht erforderlich, auf daß mit den Arbeitenden ordentlich gewechselt werde, die weißen Arbeiter ihre Pflicht erfüllen, und besonders die zum Einschieben des Zuckerrohres zwischen die Preßwalzen beschäftigten Neger dabei mit der größten Vorsicht verfahren. Es gehört zu den nicht seltenen Fällen, daß, wegen Mangel an Aufmerksamkeit, die Hand oder der Arm des Unachtsamen mit dem Zuckerrohre in die zermalmenden Gewinde der Walze gezogen werden, und daß kein anderes Mittel übrig bleibt, als mit einem stets bereit liegenden Beile das gefangene Glied des Unglücklichen rasch abzuhauen.

Wenn man sich der erbärmlichen Wagen der Eingeborenen zur Verführung der Zuckerkisten bedienen wollte, sind 3 Zweigespanne Ochsen erforderlich; mit europäischen, deren Räder nicht, wie die portugiesisch-brasilianischen, an die Achse befestigt, mit denselben sich drehen, nur 2 Paar Ochsen.

Wer mit der Absicht hierher reist, Pflanzer zu werden, wird natürlich den Sied- und Brennapparat aus Europa mit sich bringen; er kann sich zu diesem Zwecke in London oder Hamburg mit allen Bedürfnissen und besonders mit einem geschickten Siedemeister am besten versehen.

Da die Eingeborenen kein Buch über Einnahme oder Ausgabe halten, und die Felder weder in Morgen, noch Quadrate eingetheilt sind, so ist es fast nicht möglich, über den Ertrag einer Zuckerpflanzung und die Ergiebigkeit des Rohres bestimmte Angaben zu liefern, und muß man sich mit den oberflächlichen der hiesigen Pflanzer begnügen. So rechnen einige auf einen gewöhnlichen mit Zuckerrohr beladenen Wagen 20 Aroben Zucker, die meisten aber auf jeden arbeitenden Neger eine Kiste Zucker von 42 Aroben. Als Betriebscapital halten sie aber nö-

thig eine Summe von 30,000 Cruſados*); damit reicht aber Niemand aus, der etwas Bedeutendes zu unternehmen gedenkt. Nachfolgender Ueberſchlag mag dem Leſer eine allgemeine Ueberſicht verſchaffen, wie viel die Koſten einer Zuckerpflanzung während der erſten 2 Jahre beiläufig betragen könnten.

Angenommen wird, daß dem Pflanzluſtigen das Land unentgeldlich gegeben wurde.

Ausgaben des erſten Jahres.

Vermeſſungskoſten ꝛc.		Rs.	500,000
Wohngebäude	Rs.	300,000	
Die Zuckermühle, das Siedehaus, das Trockenhaus, die Brennerei		2,500,000	
Erbauung des Ziegelofens und der Hütte		90,000	
Haus- und Arbeitsgeräthe		50,000	
Einrichtung der Fabrikgebäude		1,000,000	
„ der Ziegelei		20,000	
Ankauf von 10 Negern (ladinos)		2,200,000	
„ „ 50 „ neuen à 180,000		9,000,000	
„ „ 2 Reitthieren		80,000	15,240,000
Lohn zweier Feitors			192,000
„ des Zieglers			96,000
Unterhalt des Dienſtperſonals			120,000
„ und Kleidung der Neger			1,920,000
Eigener Bedarf			200,000
Beſondere Ausgaben			150,000
Intereſſen des Inventars von 15,240,000	Rs.		914,400
Total	Rs.		19,332,400

Ausgaben des zweiten Jahres.

Erbauung einer Mandioc- und Sägemühle	Rs.	1,500,000	
Einrichtung beider Mühlen		200,000	
Lohn und Unterhalt des Sägemüllers			120,000
„ von 2 Siedemeiſtern und 1 Brenner			450,000
„ „ 2 Feitors			192,000
Unterhalt dieſer 5 Perſonen			200,000
„ und Kleidung der Neger**)			960,000
Ankauf von 4 Paar Zugochſen		200,000	
„ „ 2 Kühen und 20 Schafen		90,000	1,990,000
Eigener Unterhalt			150,000
Beſondere Ausgaben			100,000
Intereſſen des Inventars von 17,230,000	Rs.		1,333,800
Total d. beiden Jahre	Rs.		24,828,200

*) Ein Cruſado = 20 Vintem oder 1 Fl. 10 Kr.

**) Da im 2. Jahre bereits ein Theil der Lebensmittel auf der Fazenda erzeugt wurde, ſo iſt hier nur der Ankauf für Fleiſch und Kleidung angerechnet.

Das erste Jahr wurde zugebracht mit Erbauung sämmtlicher Häuser, Verfertigung der Dachziegel, Urbarmachung des Landes und Cultur der Lebensmittel. Erst im zweiten wurde Zuckerrohr gepflanzt, und angenommen, es wären 55 Neger in der Pflanzung beschäftigt gewesen, man habe von jedem eine Kiste Zucker zu 42 Aroben und eine Pipa*) Branntwein erhalten, die Aroba gelte aber im Durchschnitte 2,800 Rs. und die Pipa 50 mil Reis, so wäre der Ertrag im zweiten Jahre

2,310 Arobas Zucker	Rs.	6,468,000
55 Pipen Branntwein		2,750,000
Summa	Rs.	9,218,000

Im folgenden Jahre betrüge aber die Ausgabe:

Lohn und Unterhalt des Sägemüllers	Rs.	120,000
„ „ „ des Sieders und des Brenners		57,000
Ankauf von 2 Negern, dafür 2 schwarze Feitors		360,000
Unterhalt und Kleidung der Neger		1,020,000
Eigener Unterhalt		150,000
Besondere Ausgaben		100,000
Die Interessen sind nur angenommen		513,000
Ausgabe im 3. Jahre	Rs.	2,320,000

Da keine Neger mehr gekauft werden, so beläuft sich also die künftige jährliche Ausgabe auf Rs. 2,000,0000 und der

Betrag der jährlichen Einnahme	Rs.	9,218,000
„ „ „ Ausgabe		2,000,000
Bleibt reiner Ertrag	Rs.	7,218,000 **).

Nach vier Jahren wäre daher das ausgelegte Capital abbezahlt, und Neger, Gebäude, Thiere und sonstiges Inventar reiner Gewinn.

Unglück, besonders anhaltende Krankheiten der Neger, können störend, und das Gedeihen der Pflanzung aufhaltend, nicht vermieden, aber durch Vorsicht und Beobach-

*) Die Pipa hält 180 Medidas oder 720 Bouteillen.
**) 20,120 Fl. 10 Kr. 2 Pf.

tung der erwähnten Regeln, wie neue Neger zu behandeln sind, wenigstens in ihrem Fortschreiten beschränkt werden.

Ein großer Feind des jungen Zuckerrohres ist eine Art brauner Ameisen, die das Blatt aufzehren. Man darf nicht ruhen, bis die Wohnung dieses argen Feindes entdeckt und zerstört ist.

Das Zuckerrohr bleibt in der Provinz Rio-de-Janeiro 3 Jahre im Boden stehen, dann werden die Wurzelstöcke ausgerissen, und nebst den zur Erntezeit abgestreiften Blättern angezündet; die Asche gibt einen dem Boden sehr zusagenden Dünger.

Viele Pflanzer bringen nun ein paarmal Mais und Bohnen in den Boden, nehmen noch eine Mandioc-Ernte von ihm, und lassen ihn dann mehrere Jahre brach liegen, andere pflanzen wiederholt Zuckerrohr in denselben. — Es muß noch bemerkt werden, daß der aus dem Zucker erhaltene Syrup besonders vortheilhaft zur Fabrication des Essigs verwendet werden kann, welcher bisher noch immer in beträchtlicher Quantität aus Portugal und Italien eingeführt und die Pipa mit 30 bis 40 mil Reis bezahlt wird.

Die Ausfuhr von Zucker aus dem Hafen von Rio-de-Janeiro betrug:

1821	1822	1823	1824	1825	1826
Arobas. 849,248	Arobas. 884,248	Kann nicht zuverlässig angegeben werden.		Arobas. 1,100,000	Arobas. 1,030,000

Der Indigo (Anil).

Brasilien ist das Vaterland dieser Pflanze. Sie ist strauchartig; ihre röthliche, traubenartige Blüthe gleicht der unserer Erbse, ihr Same dem unserer Rettige. Sie liebt einen von Unkraut reinen und trockenen Boden. Von Samen werden, gleich dem Milho, 10 bis 12 Körner in kleine, 3 Zoll tiefe und einen Schuh von einander

entfernte Löcher gebracht, und leicht zugedeckt. Dieß muß wo möglich nach, oder vor muthmaßlichem Regenwetter geschehen. Sobald er aufgeht, wird die Pflanzung von allem Unkraute gereinigt. Nach vier Monaten hat die Pflanze eine Höhe von 3 bis 4 Fuß erreicht, und zeigt sie Neigung, Blüthen anzusetzen, muß sogleich mit der Ernte angefangen werden. Daß diese bei feuchter Witterung vorgenommen werde, ist besonders zu berücksichtigen. Man schneidet nun alle Zweige mit scharfen Messern ab, und läßt nur das Stämmchen bis anderthalb Fuß über dem Boden stehen, legt diese mit Sorgfalt in kleine Haufen, und bringt sie ebenso nach den zu ihrer weiteren Verarbeitung bestimmten Gebäuden. Die erwähnte Vorsicht ist nöthig, damit nichts von dem Staube, der auf den Blättern liegt, und von diesen, welche nebst ersterem den Farbestoff enthalten, verloren gehe; — mehrere Kufen von Holz oder ausgemauerte Gruben, 6 bis 7 Fuß hoch, 5 bis 6 breit, nehmen diese Zweige auf, welche sogleich bis zu ihrer vollkommenen Bedeckung mit kaltem, am besten mit Regenwasser übergossen werden. Es darf nicht mehr von der Indigopflanze geerntet werden, als diese Kufen fassen können, weil sonst die übrigen, in Haufen liegend, sich erwärmen und in eine der Farbe nachtheilige Gährung übergehen würden. Die gefüllten Kufen bleiben 24 Stunden unberührt, während welcher Zeit die Pflanzen in eine weinartige Gährung übergehen, und das Wasser schmutzig-grün färben. Dieses wird nun in ein anderes Gefäß abgegossen, und dort so lange geschlagen und gerührt, bis sich die Farbetheile zusammensetzen, Klümpchen bilden, und das Wasser eine bläulichte Farbe annimmt. Dann wird Kalk oder gesättigtes Kalkwasser hinzugebracht, welche den Niederschlag der Farbetheile befördern, die als Schleim zu Boden sinken. Haben sich diese vollkommen gesetzt, wird das über denselben befindliche Wasser abgelassen, der Bodensatz in kleine Säcke von Leinwand gebracht, und diese so lange aufge-

hängt, bis das Wasser völlig abgetröpfelt ist. Die Farbe wird nun herausgenommen, an einem schattigen Ort ausgebreitet, damit die noch zurückgebliebenen Wassertheile verdünsten, später in die landesüblichen Formen eingedrückt, und der Luft, doch nicht großer Sonnenhitze, zum gänzlichen Trocknen ausgesetzt, dann herausgenommen, und zur weiteren Versendung verpackt.

Dieses ist das Verfahren bei der Verfertigung des Indigo in Brasilien; — es wird dem Leser keineswegs als vollkommen gegeben, ist im Gegentheile sehr verschieden von dem nordamerikanischer und westindischer Pflanzer, und darum auch der in Brasilien erzeugte Indigo von ganz gewöhnlicher Qualität. Aber so lange nicht von daher geschickte Pflanzer kommen, um den Eingeborenen die Behandlung der Indigopflanze und den chemischen Proceß ihrer weiteren Verarbeitung durch Wort und That zu zeigen, wird nie ein besseres Fabricat aus Brasilien versendet werden*).

Nach dem Verlaufe von 2 Monaten hat das zurückgebliebene Stämmchen neue Zweige und Blätter getrieben, welche man wieder abschneidet, und so fortfährt, die Monate Juni, Juli und August ausgenommen, in welchen die Pflanze weniger schnell treibt, und gleichsam zu ruhen scheint. Sie erreicht ein Alter von 6 bis 7 Jahren; man sollte sie aber nach drei Jahren schon ausrotten,

---

*) Mit einem Buche in der Hand, welches selbst die vollkommenste Anweisung enthält, wird man so wenig guten Indigo verfertigen, als unter ähnlicher Anleitung gutes Bier brauen. Die Kenntniß beider beruht auf vielfältigen Erfahrungen und kleinen Handgriffen, die sich nicht beschreiben lassen. Das Lehrgeld, welches einige Europäer bereits in Brasilien, ohne zu einem günstigen Resultate zu gelangen, bezahlten, bestätigt die Wahrheit obiger Behauptung. Hätte die Regierung, statt ungeheuere Summen auf die Cultur der Theestaude zu verwenden, welche sich schwerlich in der Provinz Rio-de-Janeiro acclimatisiren wird, erfahrene Pflanzer aus den englischen oder französischen Colonien kommen lassen, so würden die brasilianischen Landesproducte lange schon in einer weit größeren Güte und Vollkommenheit cultivirt und verarbeitet werden.

denn nach dieser Zeit werden die Blätter hart und saftlos, und die Wurzeln, die sehr tief in den Boden gehen, greifen diesen ungemein an. Man hat in Brasilien nur eine Krankheit an der Indigostaude bemerkt, die Einwohner heißen sie feragem (Rost), der die Blätter und allmählig das Stämmchen angreift, und dasselbe tödtet. Man schneidet, sobald dieses bemerkt wird, sogleich alle kranken Zweige ab, und rettet dadurch die Pflanze. Das neben einer Indigopflanzung befindliche und in Cultur stehende Land muß mit verdoppelter Sorgfalt rein gehalten werden, weil der Wind den Samen des Indigostrauches allenthalben hinträgt, und dieser, äußerst leicht Wurzel fassend, keine andere Pflanze mit Erfolg neben sich aufkommen läßt.

Man hat bemerkt, daß die Indigostaude, in große Haufen gelegt und mit andern Pflanzen gemischt, nachdem sie den Proceß einer ersten Gährung vollendet, einen ganz vortrefflichen Dünger gibt.

Es ist nicht rathsam, auf ein Land, welches während einiger Jahre die Indigostaude getragen hatte, irgend eine Hülsenfrucht folgen zu lassen. Am besten haut man die ganze Pflanzung nieder, läßt das Strauchwerk in der Art trocken werden, daß die Blätter nicht abfallen, zündet es an, gräbt, wo möglich bei Regenwetter, den Boden um, vermischt ihn zugleich mit der kräftig düngenden Asche, und bepflanzt ihn mit den Ablegern der Mandioca. Es ist dieses der zähen und tiefgehenden Wurzeln wegen eine beschwerliche Arbeit, aber die Mühe wird reichlich belohnt, da nicht nur auf diese Weise die Indigostaude ausgerottet werden kann, sondern die nun getödteten Wurzeln auch den Boden, welcher zugleich tüchtig bearbeitet wird, trefflich düngen.

Das Kennzeichen eines guten Indigo ist, daß er sich hart, im Bruche streifig, nicht körnig und mit einer gleichen violettblauen Farbe zeige, und dabei einen höhern Glanz, als auf der Oberfläche, habe; reibt man ihn mit

dem Nagel, muß er einen kupferigen Glanz annehmen, sein Gewicht aber leicht seyn.

Vor der allgemeinen Verbreitung der Cultur des Kaffeebaumes wurde auch in der Provinz Rio-de-Janeiro viel Indigo gebaut; da aber dieser seiner schlechten Qualität wegen auf dem Markte einen äußerst niedrigen Preis hatte, so gaben die Pflanzer die weitere Erzeugung dieses wichtigen Handelsproductes ganz auf.

Dieses ist sehr zu bedauern, da mehrere Gegenden in der Nähe der Hauptstadt, welche sich weder zur Cultur des Zuckers, noch Kaffee's eignen, guten Indigo hervorbringen würden, verstände man nur dessen chemische Behandlung. Bei S. Cruz, einer kaiserlichen Besitzung, sind große Strecken mit dieser Staude, welche daselbst wild und unbenutzt wächst, bedeckt.

Der Reis (Arroz).

Ein wichtiges Product für Brasilien, welches in ziemlicher Menge ausgeführt, aber vorzüglich als gesunde und beliebte Nahrung häufig gepflanzt wird. Es gibt 2 Arten, weißen und rothen. Der weiße verdient aber den Vorzug. Diese Pflanze liebt vorzugsweise feuchtes Land, aus welchem durch zweckmäßig angelegte Abzuggräben die sumpfigen Stellen eigene Säure abgeleitet wurde. Dieses wird von Wurzeln und allem Unkraute auf das Beste gereinigt, dieselben über das Land ausgebreitet und, wenn sie ganz trocken sind, verbrannt, dann die Reißkörner, zu 7 bis 8 in ein Loch kommend, wie Milho und Bohnen gepflanzt. Hat die Pflanze einige Zoll Höhe erreicht, wird das Land noch einmal fleißig gejätet.

Nach 4 Monaten werden Halm und Aehre gelb, ein Zeichen, daß der Reis zur Ernte geeignet ist. Die Halme werden nun zur Hälfte abgeschnitten und eingebracht, worauf die Stoppeln neuerdings treiben, und nach 3 bis 4 Monaten eine zweite Ernte geben. Auch in trockenem Lande, selbst auf Bergen wird Reis gepflanzt, reift aber

erst in 6 Monaten; seine Güte und Ergiebigkeit kommt indessen dem obigen lange nicht gleich. Die in andern Ländern übliche Bewässerungsmethode wird in Brasilien nicht angewendet, scheint auch nicht nöthig, daher denn auch Gegenden, die sich viel mit der Cultur des Reises abgeben, ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit bewohnt werden können. Der Ertrag in gutem, feuchtem Lande ist außerordentlich, durchgehends 50- bis 60fältig; an vielen Orten hat man von einer Alqueira-Aussaat schon 150 wiedererhalten.

Wohlhabende Pflanzer lassen den Reis in einer eigenen Mühle, welche Wasser treibt, stampfen; den Marktpreis bestimmt dessen schöne weiße Farbe und fleißige Reinigung. Im Durchschnitte kostet der Sack Reis von Santos 10 bis 11 mil, der da terra 8 bis 9 mil Rs.

Tabak (Tabaco)

wird in der Provinz Rio-de-Janeiro noch wenig gebaut, obwohl er in den höher liegenden Gegenden, wie bereits sehr gelungene Versuche bewiesen, trefflich gedeiht. Es scheint, daß die Bewohner die nicht unbedeutende Arbeit scheuen, welche die Cultur dieser Pflanze erfordert, obwohl sie nicht mit der unserer europäischen Pflanzer zu vergleichen ist.

Der Tabak liebt ganz besonders neuen kräftigen Boden, der ungefähr zwei Drittheile Thon- und ein Drittheil Sand enthält. Der Same wird so dünn als möglich in wohl aufgelockerte Erde gesäet, und, sobald er aufgeht, die Pflänzchen während der Mittagsstunden durch Strohmatten gegen die Gluth der Sonne geschützt. Haben diese das fünfte und sechste Blatt erreicht, versetzt man sie bei leichtem Regenwetter in schon vorher bereitete Löcher, 3 Schuh von einander abstehend. Haben sie dort Wurzel gefaßt und wachsen, werden sie sogleich behäufelt, das Land gereinigt, und ausgegangene und kränkelnde Pflanzen durch gesunde ersetzt. Ungefähr zwei Monate

nach der Pflanzung fängt man mit dem Abköpfen an, welches mit einem scharfen Messer verrichtet wird. Man läßt jedem Stengel im Ganzen nur zehn Blätter; durch diese Hemmung des Saftumlaufes entstehen aber, dicht an der Wurzel der Blätter, Nebenschößlinge (Geiz), die bei der großen Vegetation, die sich in Brasilien an allen Pflanzen zeigt, wollte man sie nicht täglich ausbrechen, bald so sehr überhand zu nehmen drohen, daß die guten Blätter im Wachsthume zurückbleiben und besonders von ihrer Schwere verlieren würden. Sobald ein Blatt, gegen die Sonne gehalten, gelbe, ölige Flecken zeigt, ist es zur Ernte geeignet; die untersten werden zuerst reif und abgenommen, später die übrigen. Man bringt nur eine gewisse Quantität Blätter auf einmal nach Hause, und breitet sie einstweilen in schattigen, aber luftigen Plätzen aus, dann hängt man sie unter Bäume oder offene Gebäude auf, und bringt sie in ersterem Falle nur bei beginnendem Regenwetter unter das Vordach des Hauses. Sie trocknen also in höchstens 4 Wochen, worauf sie in kleine Bündel von 20 bis 24 Blättern gelegt und dann 3 bis 4 Fuß hoch aufgeschichtet werden, um sie in eine leichte Gährung zu versetzen. Bei der großen Hitze des Klima's muß natürlich oft nachgesehen werden, ob sich der Haufen nicht zu sehr erhitze; bemerkt man größere Wärme, als die der Atmosphäre, muß der aufgeschichtete Tabak sogleich in der Art gewendet werden, daß die Seite der Päckchen, die gegen Innen zu gelegen hatten, nach Außen kommt, und so umgekehrt. In drei Wochen werden die Blätter eine gleiche, gelbbraune Farbe angenommen haben. Dann können sie, wie es hier üblich ist, nach Aroben, in Körbe gepackt und versendet werden. Ihre weitere und dem Pflanzer wenig Mühe kostende Verarbeitung zu dem landesüblichen Rauchtabake ist folgende: Man bereitet eine Brühe von dem Absude einer Quantität Blätter, mischt dieser, während des Kochens, etwas in einer gesättigten Salzbrühe aufgelösten

Salpeter und so viel gemeinen Syrup bei, bis die ganze Masse etwas zähe wird, verdünnt sie sodann mit einer scharfen Lauge, und gießt sie über die Blätter, welche in der beschriebenen Brühe 24 Stunden eingeweicht bleiben; hierauf nimmt man sie heraus, läßt die Feuchtigkeit ablaufen, legt die Blätter wieder auf einander, preßt sie, läßt sie etwas trocken werden, nimmt dann die mittlere Rippe halb weg, spinnt die Blätter in Rollen von der Dicke eines Zolles, taucht diese wiederholt in Syrup, und läßt sie sodann abtrocknen, worauf man dieselben, damit sie nicht zu sehr am Gewicht verlieren, sogleich packet und versendet.

Daß der Tabak hier sehr gut gedeiht, beweist jener, der von Guaratinquetá, aus der Provinz S. Paulo, herkommt, und ganz dem von Bahia gleich gehalten wird. Auch der von Maependim und Piédade ist beliebt, und wird die Aroba in Rollen mit 4 bis 5 mil Reis bezahlt.

Die Baumwolle (Algodão).

Die Staude, welche dieses edle Gewächs hervorbringt, dessen Verarbeitung Millionen beschäftigt und nährt, und womit sich ein großer Theil der Bewohner der Erde kleidet, wird in der Provinz Rio-de-Janeiro nur im Kleinen gepflanzt, um den Hausbedarf an Wolle zu erhalten. Zu einer Pflanzung im Großen wäre auch nicht zu rathen, da es in dieser Provinz, ihrer gebirgigen Lage wegen, oft, und ohne eine bestimmte Jahreszeit einzuhalten, regnet. Immerhin verdient die Cultur dieser nützlichen und schönen Pflanze dem Landwirthe bekannt zu seyn.

Die Baumwollstaude treibt binnen 6 Monaten ein Stämmchen aus der Erde, von der Hollunderstaude nur darin unterschieden, daß dessen Rinde glatt und röthlich und das Blatt dem des Maulbeerbaumes ähnlich ist. Nach Verlauf dieser Zeit setzt sie viele schwefelgelbe und geruchlose Blüthen an, welchen unmittelbar eine Kapsel folgt, die sich, schnell ausbildend, äußerlich hart, dann

schwärzlich wird, aufspringt, und die reife Wolle hervordrängt; nimmt man sie heraus, so zeigen sich 8 bis 10 schwarze Körner, ihr Same. Um diesen auszusäen, öffnet man auf die oft erwähnte Weise den Boden, wirft einige Körner in sechs Fuß von einander entfernte Löcher, und deckt diese leicht mit Erde zu. Die Baumwollstaude gibt alle 6 oder 7 Monate reife Früchte, welche man in zwei Jahren vier- bis fünfmal einsammelt. Sie liebt vorzugsweise trockenes, sandiges Land, große Hitze und anhaltend trockene Witterung. Regen zur Zeit ihrer Ernte ist der Wolle höchst verderblich. Diese Staude hat den Vorzug, mit jedem noch so trockenen und seichten Boden vorlieb zu nehmen, wenig Pflege zu erfordern, und sie gestattet, da sie nur wenig Schatten gibt, andere nützliche Gewächse mit ihr zugleich zu ziehen.

Sie gibt vier Jahre lang reichlichen Ertrag, dann aber läßt dieser nach, und ihre Cultur muß neu begonnen werden. Zu diesem Zwecke zieht man die Stämme aus, verkleinert sie, läßt sie trocken werden, und zündet sie an, wodurch der Boden gedüngt und neuerdings zur Aufnahme des Samens geeignet wird. Die Absonderung der Wolle von den Samenkörnern ist schwierig; man hat zwar da, wo Baumwolle im Großen gezogen wird, hierzu eigene Maschinen, sie sind aber noch höchst unvollkommen.

Die Samenkörner werden von Thieren, besonders Eseln, gern gefressen.

Pernambuco liefert in Brasilien die feinste, Pára, Seará, Maranhão und Minas novas gute Baumwolle.

Der Preis der Aroba wird nach ihrer Güte, Feinheit und Länge mit 5 bis 6 mil Reis bezahlt.

Der Wunderbaum (Mamona).

Die Frucht dieser Staude gibt das bekannte Rhicinus-Oel (Azeite de mamon), seiner gelinden, abführenden Wirkung wegen von den Apothekern sehr gesucht. Der

Stamm ist inwendig hohl, anfangs kraut-, später holzartig, wird 7 bis 8 Fuß hoch, bildet eine Krone von Stengeln, und dauert 2 bis 3 Jahre.

Die großen sternartigen Blätter sind breit und langgestielt, an den Spitzen der Stengel kommen die weiblichen Blumen mit schönen rothen Staubwegen, und unter denselben die männlichen mit dem Kelche und den zahlreichen gelben Staubbeuteln hervor. Die Frucht ist stachelig, dreitheilig, und enthält eiförmige, auf beiden Seiten platt gedrückte Körner, einer Bohne ähnlich, entweder ganz weiß oder bräunlicht, grau gesprengelt, in einer Kapsel eingeschlossen. Wenn die Frucht reift, platzt diese mit Heftigkeit, und erstere springt heraus. Ihre Cultur ist dieselbe, wie die der Baumwollstaude; die Frucht reift in 5 bis 6 Monaten, wird gepflückt, auf einem Tuche mehrere Tage im Schatten ausgebreitet, und sodann von den Hülsen befreit; hat man Zeit zur weiteren Verarbeitung der Körner, so werden diese, wie unsere Oelfrüchte erwärmt, in eine einfache Presse gebracht, und geben dann ein zähes, weißes und geschmackloses Oel. Aelterer Samen gibt mehr als frischer. Die Einwohner verstehen die Reinigung des Oeles, wie dieß zur medicinischen Anwendung nöthig ist, nicht; daher sie es um geringen Preis verkaufen müssen. Diese Reinigung ist aber sehr leicht, und statt daß es ungereinigt nach England versendet wird, und gereinigt nach Brasilien zurückkommt, könnte man sich dieser Arbeit mit Vortheil selbst unterziehen. Der Wunderbaum wird bereits an der Grenze von Minas im Großen cultivirt; Pflanzer, welche eine Frucht nicht selbst auspressen wollen, verkaufen sie nach Alqueiren an andere, und erhalten, nachdem die Ernte ergiebig oder gering war, 1,600 oder 2 mil Reis für dieselbe. Man erhält von einem Pfund Körner 6 Loth Oel. Jene, welche nur so viel von diesem Strauche pflanzen, als sie Brennöl bedürfen, quetschen die Körner, und kochen sie so lange mit Wasser, bis das Oel obenauf schwimmt, welches so-

dann sogleich abgeschöpft wird; ein sehr unsicheres Verfahren, da es allein von der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Kochenden abhängt, ob viel oder wenig Oel erhalten wird. —

Man glaubt, den künftigen brasilianischen Pflanzer auf einen Fruchtbaum aufmerksam machen zu müssen, der leider in der Provinz Rio-de-Janeiro noch fast gar nicht bekannt ist. Eine Zierde jeder Gegend, und im vollen Ertrage ein bewunderungswürdiger Anblick, ist sein Nutzen eben so groß, als seine Schönheit. Dieses edle Gewächs, womit die Natur besonders heiße Länder wohlthätig beschenkte, ist der

Brodfruchtbaum (Jáca. Artocarpus incisa L. fil.).

Seine Frucht völlig ausgewachsen, einer Melone ähnlich, erreicht die Größe einer solchen, ist mit einer netzartigen Haut überzogen, zwischen welcher und dem Kerne eine fleischige, sehr weiße und lockere Masse, ungebackenem weißem Brode etwas ähnlich, liegt, welche man herausnimmt und über Kohlen röstet. Im Anfang schmeckt dieses Backwerk eigentlich nach nichts, bald aber findet man es angenehm, um so mehr, da es leicht zu verdauen und nahrhaft ist.

Dieser herrliche Baum trägt das ganze Jahr Früchte. Diejenigen, welche man rösten will, muß man unreif abnehmen. Man hat berechnet, daß drei solcher Bäume den Unterhalt eines Menschen, zehn den einer Familie sichern. Von Bahia angefangen, bis zur nördlichsten Grenze Brasiliens, wird der Brodbaum gefunden. Man pflanzt ihn durch Ableger von seinen Zweigen fort, und verfährt dabei am besten nach chinesischer Weise. Man umgibt den unteren Theil eines jungen Zweiges nach allen Seiten einen halben Schuh dick mit angefeuchteter Lehmerde, und umwickelt diese mit einem Stücke groben Zeuges oder einer Baſtmatte, und benetzt sie von 8 zu 8 Tagen. Nach 6 Wochen kann man gewiß seyn, daß

der Zweig Wurzeln getrieben hat. Hierauf schneidet man denselben unter der angebrachten Erde ab, verpflanzt ihn mit derselben in aufgelockertem Boden, und gibt dem Bäumchen eine Stütze, damit es vom Winde nicht bewegt werden kann. Dieß Verfahren mißlingt selten, und kann man also in kurzer Zeit eine Menge Bäumchen erhalten, welche schnell und freudig wachsen.

In dem botanischen Garten befindet sich bereits ein bedeutender Vorrath dieser Brodbäume, welche auf die erwähnte Weise von den daselbst angestellten Chinesen vermehrt wurden, und man kann, an den Vorstand der Anlage empfohlen, unentgeldlich mehrere Exemplare erhalten.

VII.

Weitere Erwerbszweige des Landwirthes durch Verfertigung der Potasche, Bretersägen und Kohlenbrennen.

Dem thätigen und unternehmenden Landwirthe stehen in Brasilien viele Mittel zu Gebote, sein Einkommen, ohne ein bedeutendes Capital zu bedürfen, zu vermehren.

Die Verfertigung der Potasche z. B., wozu in den brasilianischen Urwäldern ein so außerordentlicher Vorrath des besten Materials vorhanden ist, und die Benutzung der Asche, welche bei der nothwendigen Abräumung des Bodens durch Verbrennen des Holzes ohne weitere Verwendung auf Haufen liegen bleibt, verdient um so mehr Berücksichtigung, da sich die Ausgaben auf den Ankauf einiger Kufen, eines Kessels und die Erbauung eines Calcinirofens beschränken.

Die Erfahrung wird den Pflanzer belehren, welche der brasilianischen Holzarten die beste Asche gibt; harte sind reichhaltiger an Potasche, als weiche und saftige.

Keine Asche ist aber so ergiebig, als die des Farrenkrautes, welches in Gegenden, die keine Bäume tragen, oft ungeheuere Strecken bedeckt; nach der Aussage der Naturforscher enthält dieß Kraut, in Asche verwandelt, achtzig Procent.

Die Vorbereitungen zur Erzeugung der Potasche sind folgende:

Man stellt einige Kufen, wozu man große, halb durchsägte Fässer verwenden kann, auf ein niedriges Gerüst, setzt auf den Boden dieser Kufen einen Rost von Holzfüßen, die zwei und einen halben Schuh hoch sind, bedeckt ihn mit einem fein durchlöcherten, nach allen Seiten fest anschließendem Brete, bringt auf dieses zuerst eine Lage Reiser, dann eine 2 Zoll hohe Stroh, und endlich wieder ein dünnes, dem erwähnten ähnliches Bret, schüttet nun allmählig fein gesiebte Asche darauf, welche an die Wände der Kufen fest angedrückt wird, in der Mitte aber locker bleibt, und füllt diese ohne weiteres Festdrücken über die Hälfte mit Asche an. Hierauf gießt man allmählig Regen- oder anderes Wasser, welches bereits eine geraume Zeit gestanden, zu, bis die Asche vollkommen gesättigt ist.

Nach Verhältniß der Größe der Kufen zieht die Lauge mehrere Tage und Nächte, oder auch nur 24 Stunden; während dieser Zeit muß die Asche täglich etwas gerührt werden. Die Lauge erscheint im Anfange ganz braun, wenn sie von allem Fette befreit ist, wird sie aber klar, worauf man einen Kessel über ein gut unterhaltenes, aber nicht zu rasches Feuer setzt, und diesen bis 4 Zoll seines Randes mit obiger Lauge anfüllt. Sind durch anhaltendes Sieden die wässerigen Theile derselben verdünstet, so hört sie zu rauchen auf; die sich nun bildende Potasche wird mit einem Stocke umgerührt, von den Seitenwänden des Kessels entfernt, und in dessen Mitte aufgehäuft. Fängt sie an, sich zu bleichen, wird das Feuer unter dem Kessel auf die Seitenwände vertheilt,

damit die Potasche gleich gekocht werde; scheint sie ganz weiß, das Feuer gelöscht, damit sie abkühle, hierauf dieselbe in Kästchen gebracht, woselbst sie bis zum Calciniren* liegen bleibt. Die Erbauung des Calcinirofens muß von einem geschickten Maurermeister geleitet werden.

Man erkennt, daß er zur Aufnahme der Asche gehörig geheizt ist, wenn die Steine, durch das Wendeisen rasch berührt, Funken geben. Hierauf wird die Asche vier Finger hoch in denselben gebracht, das Feuer stets in gleicher Stärke unterhalten, und wenn erstere sich weiß zu färben anfängt, jede Viertelstunde in der Art gewendet, daß das, was vorn war, hinten hinkommt. Zeigt sich die Potasche von allen Seiten roth, und wird keine schwarze Farbe mehr bemerkt, so ist ihre Calcinirung vollendet; man bringt sie alsdann mit einem gekrümmten Eisen in ein vor der Ofenöffnung befindliches ausgemauertes Loch, läßt sie abkühlen, und packt dieselbe noch etwas warm in Fässer oder Kistchen; sie darf auf keine Weise der Luft ausgesetzt werden, wodurch sie alle Farbe verliert.

Kennzeichen einer guten Potasche sind, wenn sie im Feuer nicht knistert, sich im Wasser völlig auflösen läßt, und eine gleiche rothgelbe Farbe hat; sie darf endlich nicht nach Seifensiederlauge riechen, und muß einen scharfen, aber nicht beißenden Geschmack haben.

Je älter die Asche ist, welche, an einem feuchten Orte aufbewahrt, eine stärkere Lauge gibt, je mehr wird man Potasche erhalten. Die in den Kufen zurückbleibende Asche nützt auf manche Weise: sie düngt Garten und Feld, zerstört das Moos auf den Wiesen, und entfernt, um Bäume hergestreut, Ameisen.

Brasilien ist reicher als irgend ein Land der Erde an den edelsten und vortrefflichsten Holzarten, nichtsdestoweniger sind Breter und Dielen so selten und theuer, daß, trotz der großen Entfernung und dem hohen Eingangszolle, die Schweden dieselben mit großem Vortheile nach Brasilien senden. Der Mangel an Sägemühlen und die Nothwendig-

keit, alles Holz, welches zu Meubles- oder anderer Arbeit erforderlich ist, durch die Neger sägen zu lassen, endlich die Beschwerde des Transportes, der nur auf dem Rücken der Maulthiere Statt finden kann, da der Mangel an Straßen den Gebrauch eines Wagens nur selten erlaubt, sind wohl die Haupturſache dieſer Theuerung. Die Vortheile, welche daher der Beſitz einer Sägemühle gewähren müßte, ſind einleuchtend, wenn man weiß, daß ein Bret des gewöhnlichſten Holzes mit 2 Pataken, das zu Meubles dienende Holz mit 4 Pataken, und Jacaranda em Coçueiras mit 40 bis 60 mil Reis bezahlt wird. Die Hinderniſſe, Sägemühlen anzulegen, ließen ſich ſehr leicht beſeitigen: es gibt allenthalben Waſſer, oder kann doch ohne große Koſten hergeleitet werden, würde man endlich Land unfern eines Fluſſes erhalten, der wenigſtens zum Theil ſchiffbar wäre, ſo würde auch der Transport ſehr erleichtert werden, das größte Hinderniß bliebe immer das Herbeiſchaffen entfernter Bäume, wenn die der Mühle zunächſt ſtehenden verarbeitet ſind; ein erfahrener Holzknecht aus einer der Gegenden Deutſchlands, woſelbſt das Flößen üblich iſt, würde aber wohl dafür Rath ſchaffen. Trag- und zerlegbare Sägemühlen würden gleichfalls mit dem größten Nutzen angewendet werden, weil, wenn auch die Arbeit weniger förderte, doch eine Menge der erwähnten Anſtalten wegfielen, und die Thiere, welche zum Herbeibringen der Baumſtämme erfordert würden, zum Treiben dieſer Mühle verwendet werden könnten. Es läßt ſich nur dadurch erklären, daß es noch ſo wenige Sägemühlen gibt, weil die bemittelten Einwanderer durchgehends Kaufleute ſind, welche mit dem Vorſatze, nur eine gewiſſe Zeit in Braſilien zu bleiben, durchaus ihr Capital auf keine Unternehmung verwenden wollen, welche ſie auf längere Zeit an das Land feſſeln würde. Wenn nun ſelbſt der Engländer weder Luſt zum Landbau, noch zu techniſchen Gewerben hat, was ſoll man von dem deutſchen Capitaliſten erwarten, der nach nie endenden Ueberſchlägen, Berechnungen und ängſtlichem Zaudern den Gewinn in der Taſche haben möchte, ehe

er Geld ausgab, und der nur den Bauer oder Zimmermann für einen Sachkundigen hält, oder, wenn er sich zu einer Unternehmung entschließt, sein Zutrauen vorzugsweise solchen Menschen schenkt, deren geläufige Zunge und übertriebene Versprechungen ihn, so zu sagen, betäuben.

Wenn aber irgend ein Auswanderungslustiger, der im Besitze eines Capitals von 5000 bis 6000 Gulden ist, einen im Mühlenbaue erfahrenen Menschen und einen geschickten Knecht mit sich nimmt, in einer der Seestädte des Continents oder Englands das erforderliche Eisengeräthe ankauft, und, in Brasilien angekommen, in der Wahl des Landes, worauf er sich niederzulassen gedenkt, glücklich ist; so bin ich fest überzeugt, daß er ungesäumt einen Associé finden wird, der mit einer Summe von 6000 bis 8000 Gulden beizutreten bereit ist. Daß die Eingeborenen noch nicht darauf kamen, Sägemühlen anzulegen, ist natürlich, da ihnen der Mechanismus derselben ganz unbekannt ist.

Deutsche und schweizer Colonisten vereinigen sich zuweilen, wenn die Arbeit auf ihren Pflanzungen nicht drängt, und begeben sich nach den Besitzungen großer Pflanzer, wo sie Breter zu den Zuckerkisten oder anderem Bedarfe entweder im Accord oder nach dem Dutzend sägen.

Gewöhnlich wird für das Dutzend Breter, anderthalb Schuh breit und 16 lang, 4 mil Reis, müssen sie aber die Bäume selbst umhauen und beschlagen, 6 mil Reis bezahlt; ist das Holz leicht zu bearbeiten, und sind sie geübte Säger, so können 2 Mann des Tages 3 Breter sägen. Diese Leute unternehmen es zuweilen, auf ihrem eigenen Lande Dielen und Breter von den edelsten Holzarten zu sägen. Da sie aber zu dem Transporte entweder Neger oder, wo es möglich ist, einen Wagen miethen müssen, so sind die Kosten, bis diese Breter zur Stadt gelangen, meistens so groß, daß nur äußerst geringer Gewinn herauskommt.

Es ist bereits von der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der brasilianischen Holzarten Erwähnung geschehen, und die Kenntniß ihrer Güte, Dauerhaftigkeit und Anwendung zu

dem Gebrauche verschiedener Gewerbe unbedingt nöthig. Die Bewohner des Landes werden dem Fremdlinge hierüber die beste Auskunft geben. Ihre Geschicklichkeit, mit einem einzigen Blicke jeden Baum zu kennen, ihre große Erfahrung, wozu sein Holz am besten zu verwenden, und welches die günstigste Zeit ihn zu fällen, ist wirklich erstaunend, und man kann sich unbesorgt auf ihre Aussagen verlassen.

Die Benennungen dieser vielen Holzarten sind allerdings sehr verschieden, und es ereignet sich häufig, daß ein Baum auf einer kurzen Strecke Landes zwei und drei Namen erhält. Ihre botanische Benennung ist für den Pflanzer ohne Nutzen; man gibt ihm daher die Namen der bekanntesten in brasilianischer Mundart.

Vorzügliches und lange dauerndes Bauholz gibt der Loiro, Cedro, Gonsalvo Alves, die verschiedenen Arten Canellas, der gleich dem Eisen harte Ipé, Tapinhoám, das Pao de ferro, der Arariba Guarabú; vortreffliches Holz zu Bretern das Olho Cupayba, Vinhatico, Iririba, Rosariba, Piquia morfim, das nach Rosen duftende Pao de Rosa, von welchem das Dutzend Breter mit 100 mil Reis bezahlt wird, endlich der kostbare Jacaranda. Zur Verfertigung der Canoas (Einbäume) dient der riesenartige Putumujú oder Cerjeira, großer Schüsseln und Badwannen (Gamellas) der Gameleira preta et branca, zu Schiffsbauholz der Peroba, welchen zu fällen sich die Regierung vorbehalten hat. Färbeholz gibt es in der Provinz Rio-de-Janeiro nur gelbes, wovon die Aroba mit einer Patacke bezahlt wird.

Ein weiterer Verdienst ist der Verkauf von Kohlen nach der Stadt, eine Arbeit, wozu der Pflanzer immer Zeit finden wird, und wobei, wenn er selbst im Besitze eines Fuhrwerkes ist, eine namhafte Summe verdient werden kann. Das Verfahren bei dem Brennen der Kohlen ist natürlich dasselbe, wie in Europa.

Viertes Buch.

I.

Viehzucht in den Provinzen Rio-de-Janeiro, Minas geraes und S. Paulo.

Obwohl in der Provinz Rio-de-Janeiro Viehzucht getrieben wird, so steht doch der größeren Verbreitung dieses Zweiges der Landwirthschaft der Mangel an natürlichen Weiden entgegen. Es werden zwar auch jene Plätze Weiden genannt, auf welchen früher einzelne Bäume und Gebüsch (capoeira) standen, und die man beseitigt hatte, um den Graswuchs zu begünstigen. Aber die kärgliche Nahrung, die hier wächst, höchstens für den genügsamen Mauleſel ausreichend, frißt das Hornvieh nur durch Hunger dazu gezwungen, und ist ein kraftloses Futter. Auf jenen Landgütern also, welche im Besitze kleiner Herden sind, mußten künstliche Weiden mit sehr bedeutenden Unkosten angelegt werden. Es wird in erwähnter Provinz ein breitblättriges, niedriges Gras gefunden, von den Eingeborenen mit dem allgemeinen Namen Grama bezeichnet. Dieses, nachdem man das zur Weide bestimmte Land eben so, wie zur Cultur irgend eines edleren Gewächses, vorbereitet, wird nun auf dieselbe Weise, wie der Milho u. s. w., in kleine Gruben, auf einen Schuh Entfernung und wo möglich bei Regenwetter, gepflanzt, faßt schnell Wurzel, und bestockt und breitet sich, am Boden fortkriechend, dergestalt aus, daß, wenn man in der ersten Zeit das aufkeimende Unkraut sorgfältig entfernt, dieser bald mit einer so dichten Grasnarbe überzogen wird,

daß ersteres nicht mehr aufkommen kann. Man erhält also eine treffliche, nahrhafte und bei einiger Sorgfalt äußerst lange dauernde Weide. Aber es gehören viele Arme und Zeit dazu, um auf erwähnte Weise nur 100 Stück Hornvieh ihren Unterhalt zu sichern. Nichtsdestoweniger gibt es in den Districten Magé, Novofriburgo, Macahé und an der Grenze von Minas Eigenthümer von 100 bis 150 Stück Vieh, größtentheils Kühe. Die Viehzucht wird auf diesen Ländereien nach vernünftigen, dem Lande und der Oertlichkeit anpassenden Grundsätzen betrieben. Der Hauptzweck ist, die Stadt und Umgebung mit guten Milchkühen und Zugvieh zu versehen. Auch werden sehr milchreiche Kühe gemolken und Käse bereitet. Die Gutsbesitzer, ohne mit weitläufigen Tabellen und ängstlichen Schreibereien ihre Zeit zu verlieren, sind mit dem Alter und den Eigenschaften jedes einzelnen Thieres vollkommen bekannt; zweimal des Jahres wird das Vieh in Abtheilungen nach einem eingezäunten Platze (Coral) getrieben, und dort besichtigt; altes, kränkelndes oder Geltevieh zur Schlachtbank, einjähriges männliches verschnitten oder, wenn es sich besonders schön zeigt, zum Verkaufe bestimmt, aber sogleich von der Herde entfernt. Dem übrigen von demselben Alter wird das Zeichen des Gutsbesitzers aufgebrannt; 100 Stück Kühen werden 2 Zuchtstiere zugetheilt, und diese, sobald sie das sechste Jahr erreichten, verschnitten und zum Zuge bestimmt. Die Kälber bleiben bei der Mutter, bis sie wieder trächtig wird. Dann duldet sie dieselben ohnehin nicht länger. Im entgegengesetzten Falle sieht man sie, obgleich oft wenig kleiner als die Mutter, noch an dieser saugen. Es ist Grundsatz, nur dann Vieh zu verkaufen, wenn der gegenwärtige Viehstand die einmal angenommene Kopfzahl übersteigt.

Das Vieh würde, auf obige Weise behandelt, eben so zahm wie das europäische werden, könnte man nur die unbeschreibliche Feigheit der Neger überwinden, deren Furcht

so groß ist, daß sie sich demselben durchaus nicht nähern, ohne mit einem großen Stocke bewaffnet zu seyn. Um eine Kuh zu melken, machen sie aber Anstalten, als gelte es, einen wüthenden Stier zu bändigen. Um Kopf und Hinterfüße werden Schlingen gelegt, und während ein Neger die Aufmerksamkeit des Thieres von vorn beschäftigt, kriecht der andere zum Euter, und fängt, zitternd und stets zur Flucht bereit, zu melken an; ein Anblick, wobei man sich sehr zusammennehmen muß, um die Geduld nicht zu verlieren, und der den Europäer bald überzeugen wird, warum selbst auf den kleinsten Wirthschaften, welche Vieh halten, so viele Leute erforderlich sind.

Die Race ist schön, von mittlerer Größe, meistens scheckig oder dunkelbraun, dem schweizer Alpviehe ähnlich. Die Kühe sind nicht so zart gebaut, wie die europäischen, und ohne den Anblick des Euters ist man oft geneigt, ein solches Thier, mit großem Kopfe, gewaltigen Hörnern und einem Stierrücken, für einen Ochsen anzusehen. Der Bulle ist, wie in allen heißen Ländern, träge und keineswegs so unbändig und wild, als der Bewohner nordischer Länder. Kopf und Hörner sind wie die des Ochsen.

Es wurde früher erwähnt, daß manche Gegenden zuweilen mit Seuchen heimgesucht werden, welche oft einen großen Theil des Viehes wegraffen. Die Einwohner glauben, durch Anwendung abergläubischer Mittel denselben am besten zu begegnen.

Der gewöhnliche Preis einer Kuh mit dem Kalbe ist 30 mil Reis, eines Paares Zugochsen 50, eines guten Bullen 40 mil Reis.

Auch auf der zehn Stunden von der Hauptstadt entfernten kaiserl. Fazenda S. Cruz wurde sonst Viehzucht getrieben. Der Kaiser, der dieselbe, noch als Kronprinz, von seinem Vater als Geschenk erhielt, ließ sie aber größtentheils eingehen, da das Gut nichts eintrug, und bezieht

nun von den Herden Schlachtvieh, die, von S. Paulo kommend, mehrere Wochen auf den großen Weiden der Fazenda bleiben, um sich von den Beschwerden der Reise zu erholen, eine bedeutende Einnahme. Wie schlecht aber diese Besitzung verwaltet wurde, kann man daraus beurtheilen, daß man, ungeachtet eines Viehstandes von mehreren tausend Köpfen und einer Anzahl von 1,500 Negern, zur Aufsicht und Bearbeitung der Fazenda bestimmt, es nicht einmal dahin gebracht hatte, den Bedarf an Butter für den Hof zu liefern, und der König genöthigt war, sich mit gesalzener englischer zu begnügen.

Die Viehzucht in den Provinzen S. Paulo und Minas geraes wird im Großen betrieben, und ist dort einer der einträglichsten Zweige der Landwirthschaft, da die immer grünen Weiden und das milde Klima den Landwirth der Mühe überheben, für Nahrung und Stallung zu sorgen, und für eine bedeutende Herde nur wenige Leute erforderlich sind, welche dem Viehe nachsehen, die Kühe täglich in einen Coral treiben, wo sie gemolken werden, das zum Verkaufe bestimmte Vieh fangen, und die überzähligen jungen Stiere verschneiden. In Minas und S. Paulo werden Käse in großer Menge gemacht, welche die Inländer den englischen und holländischen vorziehen, obwohl sie gewöhnlich trocken und mager sind, eine Folge der mangelhaften Zubereitung. Butter wird keine verfertigt, weil das Klima zu heiß, das Salz zu kostbar ist, und die Eingeborenen überdieß das Einsalzen der Butter nicht verstehen. Anderer Art ist die Viehzucht in den Certoẽs und Campos*).

Das Vieh läuft daselbst in großen Herden wild umher, und vermehrt sich unglaublich. Mehrere Knechte

*) So werden jene Gegenden genannt, welche, sie mögen bergig oder eben seyn, nicht mit Waldung bedeckt oder wenig bewohnt sind. Enthalten sie hier und da Gesträuch, so heißen sie Campos serrados.

(vaqueiros), ganz in Rehleder gekleidet, um dem Viehe durch Gebüsch und Dornen unverletzt nachjagen zu können, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende sich ein kurzer Stachel befindet, um das Vieh, das ihnen oft die Stirn bietet, von sich abzuhalten, sind den ganzen Tag zu Pferde; sie vereinigen sich, sobald sie die Spur eines Tigers bemerken, und ruhen nicht, bis sie ihn vertrieben oder getödtet haben, eine oft gefährliche Jagd, in der sie nicht immer Sieger bleiben.

Sind diese Campos und Certoës nicht zu sehr von einer großen Stadt entfernt, so wird alle Jahre zweimal eine Herde von 150 bis 200 Stück Vieh zusammengebracht, und mit unglaublichen Beschwerden dahin getrieben. Das Vieh, welches auf dieser Reise oft den größten Mangel leidet, in Sümpfen und bodenlosen Wegen stecken bleibt, und von Raubthieren verfolgt wird, kommt gewöhnlich mager an seinem Bestimmungsorte an; dennoch wird das Stück nicht unter 10 mil Reis bezahlt, und bringt dem Eigenthümer für jeden Trieb eine beträchtliche Summe ein.

Wird Vieh auf der Fazenda geschlachtet, so schneidet man das Fleisch in schmale lange Streifen, legt es über ausgespannte Stricke, und läßt es, ohne es einzusalzen, so lange in der Sonne liegen, bis es völlig hart und trocken ist. Die Haut wird mit Sorgfalt ausgespannt und getrocknet; aus ihr werden Riemen, Sattelüberzüge und Behälter aller Art gemacht, um die nach der Stadt zu sendende Waare während der langen Reise gegen die Einwirkungen der Witterung zu schützen. Die Vaqueiros schneiden sie in feine Streifen, und verfertigen von diesen Häuten Pferdegeschirre aller Art und den landesüblichen Laço zum Einfangen der Thiere.

In den erwähnten Provinzen wird auch Pferdezucht getrieben. Die aus Minas kommenden Pferde sind in Rio-de-Janeiro ziemlich beliebt, und werden mit hohen Preisen bezahlt; doch sind sie wenig dauerhaft, und kei-

neswegs zu einer beschwerlichen Reise geeignet. Dauerhafter scheinen jene der Provinz S. Paulo. Die Bewohner der letzteren und der Provinz Minas sind als vortreffliche Reiter bekannt.

Die Zucht der Mauleſel wird besonders in S. Paulo mit Einsicht und dem besten Erfolge betrieben. Der Nutzen dieses vortrefflichen und schönen Thieres für heiße Länder ist bekannt. Sie stehen im Preise ohne Vergleich höher, als die Pferde, deren man sich zum Fahren bisher noch nicht bedient.

Die Schafzucht wird leider gänzlich vernachlässigt, obwohl die erwähnten Provinzen ganz vorzüglich dafür geeignet wären. Es gibt zwar Schafe von einer schönen, großen, aber äußerst grobwolligen Race in Minas, die indeß bloß zur Nahrung ihrer Eigner dienen, ohne daß ihre Wolle weiter verarbeitet würde.

Hätte man von Seiten der Regierung Sorge getragen, daß eine Herde edler Schafe aus Portugal herübergebracht und einem erfahrenen Manne anvertraut worden wäre, so befände sich Brasilien längst schon im Besitze einer vorzüglichen Herde, welche sich zuverlässig unglaublich schnell vermehren würde, und könnte selbst einen Theil seines Bedarfes an Tuch verarbeiten, und dieses zu billigeren Preisen geben, als die Ausländer.

Brasiliens Pombal, der thätige und kenntnißvolle Bonifacio de Andrada*), war für diesen Vorschlag besonders eingenommen, und der Verfasser hatte die Ehre, demselben einen ausführlichen Plan über die Einführung

*) Joſe Bonifacio de Andrada, aus der Provinz S. Paulo gebürtig, war früher Professor der Metallurgie an der Universität von Coimbra. Er wurde besonders in Deutschland gebildet, und erhielt später die oberste Leitung sämmtlicher Bergwerke Portugals. Er begleitete den König D. João nach Brasilien, spielte die erste Rolle bei der dortigen Empörung gegen Portugal, befreite sein Vaterland von dem drückenden Joche dieses Reiches, setzte einen Abkömmling desselben auf den Thron des neugeschaffenen Kaiserreiches, und wurde, zum Lohne, auf immer nach Frankreich verwiesen.

edler Schafe vorzulegen; leider wurde dieser verdienstvolle Mann, auf welchen jeder Vaterlandsfreund mit großen Erwartungen hinblickte, dem Schauplatze seines edlen Wirkens entrissen, und aus dem Lande verbannt, das ihm so viel verdankte. Einige wackere Mineros beschäftigten sich früher schon, wenigstens die inländischen Schafe zu vermehren, und ihre Wolle zum Gebrauche der ärmeren Volksclasse in einer inländischen Fabrik verarbeiten zu lassen: es wurde aber, wie man sagt, von den Engländern vereitelt.

In Pflanzungen Schafe zu halten, ist eine mißliche Sache, da sie allenthalben durchkriechen und vielen Schaden anrichten; auf großen Zuckerpflanzungen, die des Arbeitsviehes wegen große Weiden und einen Hirten haben müssen, hält man 40 bis 50 Schafe, um den kranken Negern frisches Fleisch geben zu können, welches mager, aber schmackhaft ist. Die Hitze des Klima's scheint einen besonderen Einfluß auf die Hautbekleidung dieses Thieres auszuüben, welche nur aus Haaren besteht, den sogenannten Hundehaaren ähnlich, die man unter der Wolle gemeiner Schafe findet. Der Preis eines solchen Schafes in Rio-de-Janeiro ist 2, auch 3 mil Reis.

Ein mit Einsicht und Vortheil getriebener Zweig der Viehzucht in Minas und S. Paulo ist die Schweinezucht. Es werden in den dem Aequator nahe liegenden Provinzen alle Speisen mit gesalzenem Specke zubereitet, daher die Consumtion desselben sehr groß ist. Viele Fazendeiros verlegen sich ganz allein auf die Zucht dieses nützlichen Thieres, welches bei einiger Pflege groß und äußerst fett wird. Man hat die Erfahrung gemacht, daß es nur dann gedeiht, wenn es sich frei bewegen und, auf einer großen Strecke Landes umherlaufend, im Boden wühlen kann. Diese werden mit tiefen und mit Dornhecken bepflanzten Graben umgeben. Das so eingefaßte Land ist wieder auf dieselbe Weise in mehrere Abtheilungen abgesondert, worein die Schweine, nach Geschlecht und Alter

abgesondert, gebracht werden, und zwar so, daß die Eber, Sauen, Verschnittenen, Jährlinge und die von der Mutter abgewöhnten Ferkel von einander getrennt sind. Auf 20 Mutterschweine wird ein Eber gerechnet, und dieser zweimal im Jahre zugelassen; er wird, wenn er drei Jahre alt ist, verschnitten. An männlichen Ferkeln wird diese Operation, wenn sie drei Monate alt sind, vorgenommen.

Die Schweine erhalten nur kaltes Futter, dieß wird ihnen zweimal des Tages gereicht; es besteht, außer den Abfällen der Wirthschaft, vorzüglich aus Milho, Inhamen, Apobras, Patatas und Caras. Nach den Ernten werden die Jährlinge zur Nachlese auf die Felder getrieben. Wasser zum Baden und Saufen ist ihnen unbedingt nöthig, und wenn es an diesem nicht fehlt, werden sie selten krank.

Die vorzugsweise mit Milho gefütterten werden schnell fett, ihr Speck ist kernicht und ihr Fleisch äußerst wohlschmeckend, und so gesund, daß man dessen Genuß säugenden Müttern und Kranken erlaubt. Der Speck wird vom Fleische getrennt, eingesalzen, in Körbe gepackt und versendet. Er hält sich lange. Auch das Fleisch wird eingesalzen und verkauft. Das Blut der Schweine wird nicht benutzt, und die Eingeweide, Kopf und Füße den Negern überlassen. Der gewöhnliche Preis einer Aroba Speck ist 8 Patacken, wenn aber anhaltendes Regenwetter die Wege verdirbt, und die gewöhnlichen Transporte von Minas und S. Paulo ausbleiben, steigt derselbe bis auf 12, auch 15 Patacken.

Auch das chinesische Schwein, schwarzborstig, mit tief herabhängendem Bauche und Ohren, wird auf mehreren Gütern gefunden, und vermehrt sich schnell.

II.

Viehzucht in den Provinzen Rio grande do ſul und Cis-Platina.

Die merkwürdigſte Gegend Braſiliens für Viehzucht iſt die Provinz Rio grande do ſul und die cisplatiniſche oder Banda oriental. Die Natur ſcheint dort dem nützlichen Hausthiere ſeine wahre Heimath angewieſen zu haben. Unüberſehbare Ebenen mit ewigem Grün bedeckt, ein ſtets heiterer Himmel und ein mildes, geſundes Klima begünſtigen ſeine Vermehrung ungemein, und das Hornvieh beſonders erreicht eine ungewöhnliche Größe.

Vor dem Kriege mit Spanien um den Beſitz der Banda oriental bedeckten zahlloſe Herden von Schafen, Pferden, Mauleſeln und Hornvieh die fetten Weiden des Landes. Letzteres beſonders war ſo zahlreich, und zum Theile ganz wild, daß der reiſende Fremdling eines gewandten Führers bedurfte, um ſich, einen Weg durch ſie bahnend, vor ihren Angriffen geſchützt zu ſeyn. Dieſer verderbliche Krieg, der leider neuerdings begonnen hat, und dem Lande ſeine kräftigſten Bewohner raubte, wurde mit unbeſchreiblicher Rohheit auch gegen dieſe Herden geführt, von welchen die gerade ſiegende Partei, ſo viel ſie zuſammenbringen konnte, wegtrieb oder muthwillig tödtete. Es hat ſich zugetragen, daß dieſe Barbaren in Ermangelung eines Baumes oder Strauches mehrere Ochſen tödteten, um ihre Pferde an deren Hörnern feſtzubinden.

Früher wurde auch von Seiten der rechtmäßigen Beſitzer großer Herden ſchonungslos mit denſelben verfahren, das Vieh leichtſinnig geſchlachtet, und wie eine unerſchöpfliche Goldgrube betrachtet. Die Noth und die große Verminderung der Herden hat ſie aber gezwungen, die Viehzucht nach vernünftigern Grundſätzen zu betreiben. Es befindet ſich jetzt auf jeder Fazenda ein geräumiger Platz, ganz mit ſtarken Hölzern eingefaßt (Coral), dahin wer-

den zu gewissen Zeiten die verschiedenen Herden getrieben, das männliche nicht zur Fortpflanzung bestimmte Hornvieh verschnitten, einjähriges mit dem Zeichen des Eigners gebrannt, und altes ausgemustert.

Gesattelte Pferde stehen den ganzen Tag vor dem Wohnhause angebunden, zum Gebrauche der Knechte bereit, welche zweimal des Tages nachsehen, wo sich die Herden aufhalten, und ob nicht fremde auf des Grundherrn Ländereien weiden. Vor Sonnenuntergang wird das Vieh langsam eingetrieben, mit Sonnenaufgang begleiten es die Knechte wieder nach der Weide, und sehen darauf, daß die Herde mit den Weideplätzen regelmäßig wechsele.

Man kennt hier fast keine Krankheit des Viehes. Diesem wird nur Wassermangel gefährlich, welcher durch das fast gänzliche Eintrocknen kleiner Bäche, die das Land durchströmen, entstehen kann. Die armen Thiere wandern dann, ihrem Instincte folgend, oft viele Meilen weit nach einer Gegend, wo sie Wasser muthmaßen. Mit dem gewohnten Führer an der Spitze, sieht man solche Herden mit gesenktem Haupte durch die Ebene ziehen, gleichgültig gegen das üppigste Gras, das beinahe ihren Leib berührt. Erblicken sie endlich die ersehnte Stelle, so eilen Alle darauf zu, voraus das muthige Haupt der Herde. Sind aber die Ufer des Flusses schon von andern Herden besetzt, so geht es unter den Führern nicht ohne Kampf aus, der so lange dauert, bis einer zurückweicht, und dem Sieger und seinen Untergebenen den Platz einräumt. —

Es hat sich ereignet, daß bei anhaltender Trockne die Herden ganz abmagerten, und ein Theil derselben verschmachtete. Man sollte nun denken, dieses hätte die Einwohner aufmerksam gemacht, auf jeder Fazenda für den Nothfall einen großen Brunnen zu graben — denn Wasser wird allenthalben in unbeträchtlicher Tiefe gefunden — aber daran denkt Niemand.

Ist die Witterung günstig, und der Preis des Fleisches und der Häute befriedigend, so wird ein Tag zum Einfangen und Schlachten des Viehes bestimmt. Von den Knechten (Piões), deren auf einer großen Fazenda oft gegen 20 sind, steigen 6 zu Pferde, die übrigen, bei welchen sich der mit einem langen Messer bewaffnete Schlächter (Matador) befindet, folgen. Diese sind mit scharfen Messern und kurzen Beilen versehen. Die berittenen Knechte treiben nun die Herde herbei, und sondern mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Schlachtvieh von derselben ab. Wird nur weniges erfordert, so treiben sie es in den Coral, und fangen und tödten es ohne besondere Mühe; ist aber eine beträchtliche Anzahl erforderlich, so geschieht dieß im Freien, wo möglich unfern des Einsalzhauses (Saladeiro). Einige Berittene umgeben das Vieh, und halten es vom Ausreißen ab; ein anderer mit dem Laço*) in der Hand, dessen Ende an dem großen eisernen Ringe der Sattelgurte befestigt ist, jagt einem Thiere nach, und wirft ihm mit erstaunender Sicherheit die an demselben befindliche Schlinge über die Hörner oder den Kopf, wendet sogleich sein Pferd von ihm ab, und während das Thier durch Springen und Schütteln sich von selber zu befreien sucht, strengt das Pferd seine Kräfte an, es mit dem Laço fortzuziehen. Der Gefangene, um sich zu widersetzen, beugt den Kopf nieder, spreizt die Vorderfüße aus einander, und stemmt sie gegen den Boden; diesen Augenblick benutzt der Matador, eilt auf das Thier zu, bringt ihm, das Herz verwundend, einen tödtlichen Stich bei, oder schneidet ihm,

*) Der Laço ist ein aus kleinen Hautstreifen verfertigter Strick, 30 bis 40 Fuß lang, an dem einen Ende ist ein starker eiserner Ring befestigt, durch welchen das andere, um eine Schlinge zu erhalten, gezogen wird. Der Laçeiro ergreift nun den Laço, damit er sich nicht verwickle, mit der linken Hand, die rechte faßt die Schlinge, schleudert sie nach dem Thiere, und die linke läßt den Strick rechts am Kopfe des Pferdes vorbei fallen. —

wenn es nicht sogleich stürzt, die Flechsen der Hinterfüße ab, löst den Laço von den Hörnern, und folgt dem Laçeiro (Fänger) zu neuer Thätigkeit. Die übrigen Knechte werfen sich auf das erlegte Vieh, tödten, wenn es nöthig ist, dasselbe vollends, ziehen ihm die Haut ab, theilen es in Stücke, bringen diese nach dem Saladeiro, und kehren zu dem indeß Getödteten zurück.

In dem Saladeiro sind Strohmatten ausgebreitet, worauf das Fleisch, nachdem es gewaschen und kalt geworden, eingesalzen und dann an der Luft zum Trocknen aufgehangen wird. Es kommt des Abends unter Obdach, weil ihm der Thau schädlich ist, und nach Sonnenaufgang wieder an die Luft, und dieß so lange, bis es hart und von Außen gelblicht aussieht. Dann ist es unter dem Namen Carné secca zum Versenden geeignet.

Andere Knechte lösen die Hörner von der Haut, stechen rings um dieselbe Löcher, und spannen sie mit Hölzern über den Boden auf. Besonders schöne Häute werden eingesalzen, erhalten dadurch größere Schwere, und werden theuerer bezahlt.

Andere sondern das Fett sorgfältig vom Fleische, und drücken es in viereckige Klumpen von 2 Aroben zusammen. Zuweilen wird es auch ausgelassen, gereinigt, und in den Blasen der Thiere zum Verkaufe aufbewahrt.

Wenn der Fremdling nur mit Mühe seinen Aerger über die unglaubliche Trägheit und Indolenz der erwähnten Knechte an wenig beschäftigten Tagen verbirgt, so kann er wieder bei einer Gelegenheit, wie die obige, die unbeschreibliche Thätigkeit und Gewandtheit derselben Menschen nicht genug bewundern. Es ist das Werk weniger Minuten, das Thier zu fangen, zu tödten, auszuziehen und zu zerlegen, und der Verfasser ist überzeugt, daß 60 europäische Metzger nicht im Stande sind, mit 20 Piões von Rio grande in die Wette zu arbeiten. Diese Menschen, von ihrer zarten Jugend an nur mit dieser Arbeit beschäftigt, erreichen eine so außerordentliche Fertig-

keit darin, daß sie mit der erwähnten Anzahl in einem Tage 70 bis 80 Ochsen nach dem Saladeiro befördern*).

Eine Fazenda unfern des schiffbaren Rio grande oder der Küste ist von großem Werthe, da der Eigenthümer seine Producte mit geringen Unkosten nach dem Hafen bringen und, was ihm besonders wichtig ist, sich sehr leicht die erforderliche Menge Salz verschaffen kann. Nicht so der von Fluß und Küste weit entfernte. Dort belaufen sich die Unkosten des Hin- und Hertransportes oft so hoch, daß der Gewinn aus dem Verkaufe seiner Producte, nach Abzug des Lohnes und Unterhaltes der Knechte (welche übrigens selten andere Nahrung als frisches Fleisch erhalten) und des Salzankaufes, besonders wenn dieses theuer ist, sehr gering ausfällt.

Im Innern der Provinz Rio grande, besonders in der Banda oriental, gibt es aber Fazenda's, welche nur die Haut der Thiere verwerthen können. Das Fleisch bleibt dann unbenutzt, Raubthieren und Geiern zur Beute, liegen.

Aus den Tabellen der kaiserlichen Mauth von Rio-de-Janeiro ergibt sich, daß die Provinz Rio grande do sul nach einem Durchschnitte von 10 Jahren jährlich 280,000 Häute dahin sendet; da aber Rio grande außerdem noch directen Handel mit den nördlichen Provinzen Brasiliens und Europa treibt, so kann die jährliche Ausfuhr dieses Productes mindestens auf 350,000 Stück Häute festgesetzt werden, wodurch der Leser immerhin einen oberflächlichen Begriff der Größe des dortigen Viehstandes erhält.

---

*) Diejenigen meiner geehrten Leser, welche an obiger Behauptung zweifeln, können, wenn sie unter den deutschen Bewohnern von Buenos-Ayres Bekannte haben, von diesen die Bestätigung derselben erhalten, weil dort die Behandlung des Viehes bis zu seiner Verwandlung in Carne secca dieselbe wie in Rio grande ist. —

Die Durchschnittspreise der verschiedenen Ausfuhrartikel der 5 letzten Jahre sind folgende:

Carne secca prim. qualidade, die Aroba . . .	Rs.	2,500
„ „ segunda ditto „ „	„	2,400
Couros (Häute) von 27 Pfund und mehr, das Pf.	„	200
„ „ ditto von 21 à 27 Pfund, „ „	„	180
„ „ pequenos (kleine) „ „	„	150
„ de Cavallo (Pferdehäute), das Stück . .	„	1,100
Cebo (Talg) prim. qualidade, die Aroba . . .	„	3,500
Chiffres (Hörner) pr. qualid., das Hundert . .	„	9,000
Cabello de Cavallo (Pferdehaare), die Aroba .	„	3,800

Montevideo und Maldonado (Hafenplätze der cisplatinischen Provinz oder Banda oriental) verführen zwar einige ihrer Producte nach Brasiliens Hauptstadt; der größte Theil derselben geht aber auf fremden Schiffen nach Westindien (Havanna) und Europa. —

Die Pferde vermehren sich in beiden Provinzen ungemein. In ihrer Gestalt bemerkt man wenig mehr von ihrer spanisch-andalusischen Abkunft, da seit undenklicher Zeit keine Hengste aus dem Mutterlande dahin kamen. Die Kraft und Ausdauer dieser Thiere ist aber bewundernswürdig. Ihr Galop (Trab reitet der Eingeborene nie) ist sanft, und ihre Lungen scheinen von besonderer Kraft zu seyn; denn man kann mit ihnen täglich 20 Stunden zurücklegen, ohne sie zu ermüden.

Sie erhalten keine andere Nahrung, als die sie auf den Weiden finden. Da die Herden alle in wildem Zustande sind, so wird, um sie zum Dienste abzurichten, ganz auf dieselbe Weise verfahren, wie in Europa mit den russischen und polnischen Pferden. Man treibt die Herden in den erwähnten Coral, bezeichnet ein Pferd, fängt es mit dem Laço, wirft es zu Boden, legt ihm einen Kappzaum und eigens hierzu bestimmten Sattel auf, setzt einen jungen oder geübten Reiter darauf, und läßt es nun so lange toben und springen, bis es, erschöpft, seine Ohnmacht erkennt und dem Reiter gehorcht. Auf dem Lande werden die Pferde niemals beschlagen. Die

übrigen werden, größtentheils ihrer Häute wegen, getödtet, und sind äußerst wohlfeil.

Vor den erwähnten Kriegen hatten sie sich, besonders in der Banda oriental, so sehr vermehrt, daß demjenigen, der sich anbot, sie zu fangen, und ihre Haut abzuziehen, das Stück für 2 bis 3 Reales (34 Kr. 3 Pf. bis 52 Kr. unseres Geldes) überlassen wurde.

Jetzt sind sie, besonders in den Städten und ihrer Nähe, bedeutend im Preise gestiegen, und zwar so, daß ein Pferd von ansehnlicher Gestalt und im Rufe eines vorzüglichen und ausdauernden Läufers mit 2 bis 3 spanischen Dublonen (7 bis 8 Louisd'or) bezahlt wird; gewöhnliche Pferde kosten 6 bis 8 spanische Thaler.

Mehrere Pferdeliebhaber in Rio-de-Janeiro ließen sich welche aus den erwähnten Provinzen kommen. Es scheint aber, daß die Hitze des Klima's und die Veränderung des Futters nachtheilig auf sie wirkt, da sie nach kurzem Aufenthalte eben so schwächlich und träge, wie die eingeborenen Pferde werden. Im Innern von Rio grande werden auch Maulesel gezogen, von welchen hier und da eine Anzahl nach West- und Ostindien verschifft wird. Sie stehen an der Küste ziemlich hoch im Preise, und gezähmte können mit Vortheil nach Rio-de-Janeiro verkauft werden.

Die Schafe sind zahlreich, grobwollig, und werden allein des Fleisches wegen gehalten. Man sieht unter Tags nach, ob sie sich auf der Fazenda befinden, und treibt sie des Nachts in die Nähe der Wohngebäude, weiter kümmert sich Niemand um dieselben; sie werden nie geschoren, und haben daher ein elendes Aussehen. Auch für die Felle wird nichts bezahlt, weil sie selbst für Sattelbecken zu schlecht sind. Sie sind klein, und obwohl sie von spanischen Schafen abstammen, welche schwerlich feinwollig waren, so haben sie doch nichts von der Gestalt, welche diese auszeichnet. Die Lämmer sterben häufig,

besonders wenn die Mütter während anhaltenden Regenwetters werfen.

Nur wenige Länder sind wie die Provinz Rio grande do sul und die Banda oriental zur Schafzucht geeignet. Es ist daher sehr zu bedauern, daß die Regierung diese schönen Provinzen nicht ihrer Aufmerksamkeit würdigt. Würde sie z. B. eine Herde edler Schafe aus Portugal kommen lassen, und sie an einige einsichtsvolle Landwirthe daselbst vertheilen oder verkaufen, so würden sich diese von Jahr zu Jahr vermehren, und man könnte allmählig die gemeinen Schafe ganz ausrotten. Letztere durch erstere zu veredeln, ist nicht rathsam, so lange man genöthigt ist, seine Herde in der Nähe grobwolliger weiden zu lassen. Die Annäherung und Vermischung mit derselben ist unvermeidlich, und die Veredlung wird stets unterbrochen werden. Es zeigt sich bei derselben ohne sie kein günstiges Resultat, wenn nicht im strengsten Sinne des Wortes nach rationellen Grundsätzen und mit der größten Consequenz verfahren wird, welches man den Brasilianern nicht zumuthen kann.

Der mit der Schafzucht vertraute europäische Landwirth kann dieß eher unternehmen, es ist ihm nur zu empfehlen, damit langsam und mit Ueberlegung zu beginnen.

Märzt er von einer grobwolligen Herde die Verkrüppelten und Schwächlinge aus, duldet er nur kräftige und schöne Böcke, und läßt er die übrigen öfters scheren; so wird sich zuverlässig Gestalt und Wolle der Schafe in ein Paar Jahren vortheilhaft ändern, und dieselbe, zur Veredlung geeignet, vorbereitet werden. Sind seine Felder in Schläge abgetheilt, und, wie in Holstein und Mecklenburg, mit Graben und dichten Hecken umgeben (Koppelwirthschaft), so hat er die beste Gelegenheit, seine Schafe von den gemeinen Landschafen abzusondern; vermehrt sich die Herde, so lohnt es der Mühe, eine größere Weide auf erwähnte Art einzufassen, oder ihr einen

Hirten beizugeben. Mit dem Beginnen der Veredlung aber wird die ganze Thätigkeit des Landwirthes in Anspruch genommen; er nähert sich seinem Ziele besonders durch Beobachtung des Grundsatzes, jedes grobwollige Mutterschaf, nachdem es zweimal geworfen hatte, von der Herde zu entfernen; jedes männliche Lamm, wenn es 6 Wochen alt ist, zu castriren, und sobald die Herde bis zu einer bestimmten Kopfzahl angewachsen, ohne Schonung auszumärzen, was sich besonders grobwollig oder verkrüppelt zeigt, und damit von Jahr zu Jahr strenger zu werden. Es kann sich ereignen, daß nach einigen Jahren die Hammelherde Thiere besitzt, deren Wolle feiner, als jene vieler Böcke der reinen Stammherde ist. Dieß sollte aber den Landwirth nicht verleiten, bei der kommenden Lammzeit einige besonders schöne Bocklämmer aufzuziehen, und sie zum Sprunge zu bestimmen, denn dieses ist und bleibt ein Fehler, der früh oder spät durch Zurückgehen der Veredlung bestraft wird. So lange ein Bock von der Stammherde lebt, darf das Messer kein veredeltes Bocklamm verschonen; haben sich aber erstere so sehr vermehrt, daß sie die Mestizherde hinreichend versehen können, dann muß auch unter ihnen mit dem Ausmärzen angefangen werden.

Auf diese Weise dürfte der Landwirth erwarten, nach dem Verlaufe einiger Jahre in den Besitz einer feinen und zahlreichen Herde zu gelangen, und durch den Verkauf der Wolle eine befriedigende Einnahme zu erhalten, um so mehr, da er weder kostspielige Stallungen zu erbauen, noch besondere Sorge für den Unterhalt der Schafe zu tragen hat.

Die Schweine werden größtentheils mit den Abfällen und Eingeweiden des Schlachtviehes genährt, wodurch ihr Speck wässerig und ihr Fleisch weich und geschmacklos wird. Man beschäftigt sich hier wenig mit ihrer Zucht. —

Oeffentliche und Unterhaltungs-Blätter, Zeitschriften und Reisebeschreibungen haben Deutschland bis zur Ermüdung mit dem Schicksale der ersten Colonie bekannt gemacht, welche D. João von Portugal in Brasilien gründete. Sie alle waren das Echo der vielen Klagenden, die sich in ihren oft übertriebenen Erwartungen getäuscht fanden, oder wurden von Einzelnen benutzt, um, unter dem Vorwande, von den Colonisten zu sprechen, ihrem Hasse gegen Andere freien Lauf zu lassen. Weniger bekannt ist das Schicksal der Colonien, welche später angelegt wurden. Der Verfasser glaubt daher, dem Plane dieses Werkes gemäß zu handeln, wenn er seine Leser von dem Zustande, in welchem sich diese gegenwärtig befinden, und von den wenigstens ihm deutlich scheinenden Ursachen ihrer größtentheils ungünstigen Lage unterrichtet. Sie werden vielleicht seine Ansicht theilen, daß es keine gewagtere Unternehmung für einen Privatmann gebe, als auf eigene Rechnung in fremden Gegenden und Welttheilen Colonien anzulegen; daß selbst die Regierung von den Auswanderern keine anderen Vortheile erwarten darf, als Bevölkerung des Landes und Verbreitung der Industrie. Es ist zu bedauern, daß von Seiten der brasilianischen Regierung so ungeheuere Summen auf diese Colonien verwendet wurden, ohne daß irgend ein günstiges Resultat hervorging, und man möchte fast behaupten, daß, wenn man die Hälfte dieses Geldes unter die fleißigsten Colonisten vertheilt und ihnen die Verwendung ihres Antheils überlassen, oder selbst jeder Familie nur ein hinreichendes Capital vorgestreckt und dessen Zurückzahlung in Naturalien nach einigen Jahren ausbedungen hätte, gewiß vielen geholfen und ihre Thätigkeit und Industrie mächtig angeregt worden wäre. Angenommen, daß durch den Leichtsinn oder den Tod mancher Familien einige dieser Darlehen verloren gegangen wären, so kann dieser Verlust doch nie mit den großen Summen verglichen werden,

welche durch die Treulosigkeit der Inspectoren und Commissaire ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen wurden.

Es ist erstaunend, daß trotz den ungünstigen Nachrichten, welche stets von den verschiedenen Colonien des Landes einliefen, bei der Gründung einer neuen immer wieder dieselben Fehler begangen wurden, und daß man, um das Uebel zu heben, nicht an die Quelle desselben zurückging. In keinem Lande der Welt könnte eine Colonie mit geringer Hülfe so schnell emporkommen, als in Brasilien, wenn nur ein Mann aufstände, dem es wirklich Ernst wäre, sich des Landes, welches der Colonien so sehr bedarf, kräftig anzunehmen.

Man kann nur beklagen, daß der Thron eines Fürsten, dem es keineswegs an guten Eigenschaften, aber an guten Rathgebern fehlt, von Menschen umgeben ist, die, keine Söhne Brasiliens, nur bedacht sind, durch die elendesten Schmeicheleien sein Herz zu verderben; die, von der Nacht der Unwissenheit umfangen, erklärte Gegner jeder vernünftigen Aufklärung, allem von Außen kommenden Guten kräftig entgegenarbeiten. Wenn es darauf ankommt, das Volk zu betrügen, und sich zu bereichern, dann entwickeln dieselben eine Gewandtheit, eine so fein berechnende Klugheit und eine Bekanntschaft mit der feinsten Intrigue, hinter welcher der hochgebildete, aber rechtliche Europäer weit zurückbleiben muß.

In der nachfolgenden Erzählung habe ich unumwunden ausgesprochen, was ich sah und von glaubwürdigen Männern hörte. Die Außenseite der Wahrheit ist etwas rauh; aber es ist Pflicht, sie zu sagen. Ich habe gesucht, durch Klarheit jedem Mißverstande vorzubeugen, wüßte aber nicht, was mich verhindern könnte, Ereignisse, die sich unter meinen Augen zutrugen, mit gleicher Unparteilichkeit zu loben oder zu rügen. Meine Feder führte weder Groll, noch Sucht, stets zu tadeln: mein Wunsch ist allein zu nützen, und ich schmeichle mir, meine Leser werden wenigstens darin mit mir übereinstim-

men, daß, hätte man stets nur Wahrheit über Brasilien geschrieben, mancher Auswanderungslustige sich nicht über getäuschte Erwartungen beklagen würde.

III.

Schicksal der Colonien in Brasilien.

Die Eifersucht der Portugiesen hatte seit Jahrhunderten den Europäer von dem Rechte ausgeschlossen, sich in Brasilien in was immer für einer Absicht niederzulassen. Erst im Jahre 1808 wurde der Handel allen Nationen der Erde freigegeben, und mit der Ankunft des verstorbenen Königs D. João in seine überseeischen Besitzungen der Auswanderungslustige aufgemuntert, sein Glück in einem fast unbekannten Lande zu versuchen. Der König, wohl fühlend, wie sehr dem Lande Menschen und Industrie fehlten, beschloß, eine bedeutende Colonie zu gründen; seine Wahl fiel auf Schweizer, deren Arbeitsamkeit und Geneigtheit zur Auswanderung allgemein bekannt war. Dem in die Schweiz abgesandten Geschäftsträger wurde daher die Vollmacht ertheilt, die Wünsche des König den Cantonsregierungen vorzutragen, von welchen zuerst die von Freiburg sich zur Erfüllung derselben bereitwillig zeigte. Der König machte sich verbindlich, für 500 Familien, ungefähr 1,500 Seelen stark, durchaus katholischer Religion, Gewerb oder Ackerbau treibend, und mit gerichtlichen Zeugnissen ihres bisherigen Wohlverhaltens versehen, in der Art Sorge zu tragen, daß sie, von dem Tage ihrer Ankunft an einem unfern des Meeres zu bestimmenden Vereinigungsplatze angefangen, auf Rechnung der portugiesischen Regierung verpflegt, eingeschifft und bei ihrer Ankunft in Brasilien sogleich nach dem Lande ge-

bracht werden sollten, welches dieselbe als das geeignetste zur Gründung einer europäischen Colonie anerkannt habe. Dort sollte jede Familie in einer landesüblichen Wohnung Unterkunft finden, ihr hinlängliches Land und die benöthigten Hausthiere zugetheilt werden, und dieselbe so lange Verpflegung aller Art erhalten, bis sie selbst von dem Ertrage der Ernte ihre Bedürfnisse befriedigen könnte. Diese Anerbietungen der königl. portugiesischen Regierung wurden mit Erlaubniß jener des Cantons Freiburg von einem eigens hierzu ernannten Commissair (Hrn. G....) den Bewohnern der Schweiz bekannt gemacht, und die Auswanderungslustigen aufgefordert, sich bei ihm zu melden, und die Zeugnisse ihrer Ortsvorstände über ihre Religion, bisheriges Gewerbe und Aufführung vorzulegen. Dieser Mensch, welchen die öffentliche Stimme und der Fluch von Tausenden diesseits und jenseits des Meeres bereits gebrandmarkt hat, kümmerte sich wenig, daß die Bedingnisse der portugiesischen Regierung erfüllt wurden; ihm war nur darum zu thun, eine große Zahl Menschen aufzubringen, und sie nach den Schiffen zu liefern. In dieser Absicht durchzog er die Schweiz, einen Theil Deutschlands und Hollands, und raffte allenthalben Landstreicher, Müßiggänger und Bettler zusammen, die er in Holland versammelte. Statt 1,500 Seelen kamen auf diese Weise gegen 2,000 von allen Nationen und unter ihnen sehr viele Protestanten zusammen. Die ungesunde Lage des Ortes raffte hier schon viele der Unglücklichen weg; endlich wurden sie in wenige Schiffe zusammengedrängt, und nach ihrem weiteren Bestimmungsorte abgesendet. Es ist widerlich, das Schicksal dieser Unglücklichen während der Dauer der Reise neuerdings der Vergessenheit zu entreißen, und genüge daher zu sagen, daß die Habsucht und Gewissenlosigkeit des Commissairs, der Schiffseigner und ihrer Führer so groß war, daß sie nicht einmal Sorge getragen hatten, daß hinlängliche Vorräthe mitgenommen wurden, um wenigstens die Unglücklichen vor den Qualen

des Hungers zu schützen. Es brachen ansteckende Krankheiten unter ihnen aus, und Hunderte, von den Ueberlebenden beneidet, fanden ihr Grab in den Wellen des Oceans. Es ereigneten sich auf dieser Reise Auftritte, vor welchen die Menschheit zurückschaudert, und die laute Stimme der Klage drang bei ihrer Ankunft in Rio-de-Janeiro bis zu den Ohren des Königs, der nun erfuhr, auf welche schändliche Weise man ihn hintergangen hatte. Die Regierung war anfangs Willens, die erwähnten Versprechungen nur an jenen Familien zu erfüllen, welche Zeugnisse ihres Wohlverhaltens aufweisen konnten, und nur für diese die Unkosten der bisherigen Verpflegung und Ueberfahrt zu vergüten. Was sollte aber mit den Uebrigen geschehen, die nun einmal da waren? Man schaffte also Alle nach dem 40 Stunden von der Hauptstadt gelegenen und von der Regierung gekauften Lande, Fazenda do Moro queimado genannt. —

Lange vor der Ankunft der Colonisten hatte der König in der wohlmeinendsten Absicht Befehl ertheilt, unter den ausgebreiteten Ländereien der Provinz eine auszuwählen, welche durch ihre gesunde Lage den europäischen Auswanderern am besten zusagen und, durch Aehnlichkeit mit ihrer Heimath, ihnen den Aufenthalt daselbst angenehm machen sollte. Auch hierzu wurden Commissaire ernannt, würdige Collegen des Herrn G..... Unter dem Vorwande, daß der Schweizer nur auf Bergen wohnen könne, wurde, statt ein Eigenthum der Krone zu wählen, das Landgut eines Privatmannes um einen ungeheueren Preis erkauft, dessen bereits erwähnter Name Moro queimado (verbrannter Berg) hinlänglich auf den Werth des Landes hindeutete. Man hatte daselbst eine beträchtliche Menge kleiner, doch reinlicher Wohnungen erbaut, hinreichend, die von der Regierung bestimmte Anzahl Menschen zu beherbergen; in diese wurden nun die Ankömmlinge vertheilt. Statt sie familienweise unterzubringen, wurde, gleichsam wie wenn im Kriege eine übergroße Menge Soldaten in

einem kleinen Orte ankommt, ganze Compagnien in kleine Häuschen einquartirt werden, auch hier auf nichts weiter Rücksicht genommen, als die Anwesenden alle unterzubringen. Man kümmerte sich wenig, ob die angewiesene Wohnung auch Platz für Alle habe, und war nur darauf bedacht, die sogenannten Honoratioren, welche sich beliebigst Gemeinde-Obere nannten, anständig unterzubringen.

Es gingen Monate vorüber, ehe man darauf bedacht war, Ländereien an die Colonisten zu vertheilen, und so die bisher Unbeschäftigten dem allgemeinen Mißvergnügen und den unglaublichen Unannehmlichkeiten zu entreißen, welche aus ihrem gedrängten Beisammenleben und der Unmoralität und schlechten Denkungsart der Meisten entstanden. Als man endlich zu dieser Vertheilung schritt, zeigte sich erst, mit welchem Mangel an Ueberlegung man bisher verfahren. Es fand sich, daß viele Colonisten Ländereien erhielten, welche 8 bis 9 Stunden von ihrem Hause entfernt waren, und welchen, wenn sie sich dort ansiedeln wollten, nichts übrig blieb, als daselbst so lange unter Bäumen zu wohnen, bis der Wald geschlagen, gebrannt und zur Cultur geeignet war, um sich dann eine nothdürftige Hütte zu erbauen. Nichtsdestoweniger mußten sie mit großer Mühe und Zeitverlust ihre Bedürfnisse aus dem Magazine der sogenannten Stadt herbeibringen, und, ganz auf sich selbst beschränkt, sich den mannigfaltigsten Beschwerden und Entbehrungen unterziehen.

Einige wackere Familien, arbeitsam, tugendhaft, und von Abscheu gegen das Betragen der meisten ihrer bisherigen Gefährten durchdrungen, hatten den Muth, den Aufenthalt in den Urwäldern des Landes dem in Novo-Friburgo vorzuziehen; die Uebrigen, welche man zu sogenannten Gemeindearbeiten und Verschönerungen der neuen Niederlassung anhielt, wofür ihnen ein von der Regierung bestimmter Taglohn ausbezahlt wurde, blieben daselbst zurück, und ermangelten nicht, denselben in den schnell er-

richteten Branntweinkneipen zu vertrinken, und Mißvergnügen, Unmuth und getäuschte Erwartungen in einem glücklichen Rausche zu ersäufen.

Natürlich bildeten sich bald Parteien unter den Ankömmlingen: die Klügeren hielten zu dem edlen Personale der Verwaltung, und befanden sich gut dabei; die Liederlichen schrieen und schimpften; die Rechtlichen schwiegen, nahmen sich aber vor, dem Könige selbst von dem Treiben und Thun seiner Beamten zu unterrichten. Man ahnete aber diesen Vorsatz, und trug Sorge, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß der Behörden einen auf dem halben Wege nach Rio aufgestellten Douanenposten (o Registro) passiren durfte. Es wurde eine Deputation, aus den sogenannten Gutgesinnten bestehend, an den König abgeordnet, welche ihm ein Geschenk von frischer Butter überbrachte, und das Glück und die Zufriedenheit sämmtlicher Colonisten auf die rührendste Weise schilderte. Ueberdieß wurde er mit der Nachricht erfreut, daß mehrere protestantische Familien, die man durch Versprechungen und Geld gewonnen hatte (welches man schwerlich beifügte), zur katholischen Lehre übergetreten seyen.

Als später die Unterstützungen der königl. Regierung sparsamer flossen, waren natürlich die meisten Familien gezwungen, den ihnen angewiesenen Strich Landes zu cultiviren. Nur der Auswurf der Colonisten blieb zurück, zehrte von der allgemeinen Casse, und ergab sich allen Lastern.

Als der Boden endlich die Bemühungen der Fleißigen mit reichlicher Ernte segnete, zeigte es sich, daß es unmöglich war, seine Producte zu verwerthen; es führte nirgends wohin ein gebahnter Weg, selbst der zum nächsten Hafen war so schlecht und gefährlich, daß man ihn nur bei dem trockensten Wetter mit Maulthieren betreten konnte, — wo aber sollten die armen Colonisten die Mittel hernehmen, viele Maulthiere zu kaufen? Sie mußten daher mitten im Ueberflusse darben, und derjenige,

dessen Ernte 200 mil Reis werth war, hatte nicht so viel Geld, sich und seiner Familie die nothdürftigste Kleidung zu verschaffen. Man hatte bei der Ankunft der Colonie in Novo-Friburgo oder Moro queimado die Eigner der benachbarten Fazenda's laut königl. Befehle gezwungen, zur Erbauung der Colonistenwohnungen, Herbeischaffung ihrer Lebensmittel und weiteren Bedürfnisse ihre Barken, Wagen, Thiere und Sklaven herzugeben. Sie sollten, nach dem Willen des Königs, dafür im Taglohne oder im Accorde baar bezahlt werden, erhielten aber nicht nur keine Art von Entschädigung, sondern verloren überdieß ihre Zeit, Thiere und Sklaven. Aber statt ihren Unwillen den königl. Commissairen, welche sie betrogen, fühlen zu lassen, warfen sie ihren ganzen Haß auf die unschuldigen Colonisten. Als aber bald darauf ihr erhabener Beschützer, der König D. João, Brasilien verließ, und das neue Gouvernement zu sehr mit seiner eigenen Erhaltung beschäftigt war, um der Colonie zu gedenken, nahm Elend und Mangel überhand, und es ereignete sich, daß diese Ansiedlung, welche der portugiesischen Regierung gegen 3 Millionen Cruſaden*) gekostet und von der man selbst in Europa das günstigste Resultat erwartet hatte, schon nach 3 Jahren die Mildthätigkeit dieses Welttheiles ansprechen mußte, um nicht in einem der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde vor Mangel und Elend umzukommen.

Eine Gesellschaft von Menschenfreunden in England sendete eine bedeutende Summe zur Unterstützung der Nothleidenden. Ihre Verwendung ist dem Publicum nicht bekannt gemacht worden. Doch wurden Tabakspfeifen, Glasperlen, Taschenmesser, Zahnstocher, Strumpfbänder u. dergl. m. an sie ausgetheilt. Größere Unterstützung erhielten einige Stadtbewohner, welche die Menge keines-

*) In deutschem Gelde 3,499,998 Gulden.

wegs als die Würdigsten bezeichnete; geholfen wurde Niemand.

Krankheiten rafften endlich Hunderte hinweg; die jungen Leute nahmen Dienst in der damals neu errichteten kaiserlichen Garde, und ganze Familien zogen theils nach der Langsdorffschen Colonie, oder bauten sich näher bei der Stadt oder einem Hafen an. Im Jahre 1826 aber wohnten von beinahe 1,800 Seelen kaum mehr 300 arm und unglücklich auf der Colonie, die verlassenen Wohnungen wurden baufällig, und nach einem Decennium wird der Wanderer mit Mühe erkennen, wo Neufreiburg stand.

Im Jahre 1825 kam ein Schiff mit Hessen an: auch sie wurden in Neufreiburg untergebracht; sie waren alle protestantischer Religion, und hatten einen Seelenhirten bei sich, ganz geeignet, durch sein schlechtes Betragen den Rest der Moralität, die sich noch auf der Colonie vorfindet, zu untergraben. Eine zweite Colonie kam nach Ilheos bei Bahia: auch sie ist beinahe aufgelöst, nachdem Kummer und gekränktes Ehrgefühl ihren Gründer getödtet.

Eine andere wurde bei Caravellos, auf dem halben Wege von Bahia nach Rio-de-Janeiro, gegründet. Die Einwanderer, Franzosen und Deutsche, gaben ihr, der verstorbenen Kaiserin von Brasilien zu Ehren, den Namen Leopoldina. Man kann von dem Zustande derselben mit Vergnügen Besseres berichten, obwohl die Regierung für sie verhältnißmäßig weniger that, als für die übrigen Colonien. Unfern eines besuchten Hafens gelegen, ist der Boden allenthalben vortrefflich, und mit dem herrlichsten Urwalde bedeckt, ein fischreicher und schiffbarer Fluß durchströmt zum Theil diese Colonie nach ihrer Länge, und bietet den Bewohnern die Möglichkeit dar, ihre Producte zu Wasser nach dem benachbarten Hafen zu senden. Es ist zu erwarten, daß bei zunehmender Cultur und allmähliger Lichtung der Wälder der Aufenthalt daselbst ge-

ſunder werden wird; leider unterlagen viele wackere Anſiedler den Einwirkungen des feuchten Klima's, welches Wechſelfieber erzeugt. Die Ueberlebenden, einſichtsvolle, thätige und rechtliche Landwirthe, fangen bereits an, ſich einiges Wohlſtandes zu erfreuen, und mehrere ſind im Beſitze bedeutender Kaffeepflanzungen, der auf Leopoldina vortrefflich gedeihet; die Ausfuhr von Farinha de Mandioca, Tapioca und Milho iſt bedeutend.

Auch Herr von Langsdorff, kaiſerl. ruſſiſcher Generalconſul in Braſilien, brachte im Jahre 1822 eine Colonie auf eigene Rechnung dahin. Es ſind die nachtheiligſten Gerüchte über ihren Gründer verbreitet, und ihm fälſchlicherweiſe Beſchuldigungen aller Art unterlegt worden. Dieſelben, in ſofern ſie unwahr ſind, zu widerlegen, iſt Pflicht.

Hr. v. Langsdorff, nach Europa zurückgekehrt, erließ einen Aufruf an Auswanderungsluſtige, ihm nach Braſilien zu folgen. Er hatte dabei keine andere Abſicht, als ſeine nahe bei der Hauptſtadt und in jeder Hinſicht günſtig gelegene Fazenda mit arbeitſamen Menſchen zu bevölkern, und unterzog ſich auf die rechtlichſte Weiſe der Verpflichtung, für ihr Fortkommen daſelbſt zu ſorgen. Es wurden überdieß den Coloniſten billige Bedingniſſe gemacht, und Hr. v. Langsdorff hatte die beſte Abſicht, ſie zu erfüllen. Obwohl Weltumſegler und großer Reiſender, ſcheint doch Menſchenkenntniß nicht ſeine Stärke zu ſeyn; er war daher in der Wahl der Coloniſten nicht glücklich, und hatte wahrſcheinlich nicht überdacht, was es heiße, eine beträchtliche Anzahl Menſchen in ein fremdes Land zu verſetzen, und die erſte Zeit auf eigene Rechnung in einem Lande zu unterhalten, von dem ſie die übertriebenſten Erwartungen hatten, und zuverläſſig hofften, ohne viele Arbeit in kurzer Zeit ſich eines hohen Wohlſtandes zu erfreuen. Die Reiſe nach Braſilien wurde ſehr glücklich zurückgelegt; Hr. v. Langsdorff hatte gewiſſenhaft für ihre Verpflegung und alle nur mögliche Bequemlichkeiten ge-

sorgt; er selbst befand sich auf dem Schiffe, hielt Ordnung, und landete mit seinen Colonisten, ohne daß nur Einer derselben den Beschwerden einer langen Seereise unterlegen wäre. Er fand jene Gelder noch nicht angekommen, auf welche er bei seiner Abreise von Europa mit Gewißheit gerechnet hatte. Dieß und vielleicht die genauere Kenntniß des Charakters seiner Colonisten, wozu er wahrscheinlich während der Dauer der Reise gelangte, bewogen ihn, sie einstweilen bei einem Landmanne unfern der Stadt unterzubringen, und der Regierung vorzuschlagen, dieselben gegen Vergütung der Reisekosten zu übernehmen. Feinde des Hrn. v. Langsdorff und Menschen, die stets bereit sind, den Samen der Zwietracht auszustreuen, erfüllten das Gemüth der Colonisten mit Besorgniß; sie hielten sich verkauft, viele trennten sich ohne Weiteres, und suchten ihren Unterhalt in der Stadt. Der übrigen bemächtigte sich Mißtrauen und Unzufriedenheit. Als sich daher die Verhandlungen mit der Regierung zerschlugen, so folgten sie ihm gezwungen und unwillig auf sein Gut, woselbst ihr Mißvergnügen unverhohlen ausbrach, als sie sich überzeugten, welche Arbeit und Entbehrungen ihrer warteten, und wie ihr Wahn von Reichthum und Bequemlichkeit getäuscht wurde.

Hrn. v. Langsdorff's unermüdliche Geduld, für ihre Unterkunft, Verpflegung und Kleidung zu sorgen, wurde mit Murren und Widerspenstigkeit belohnt. Nichts war ihnen recht, und selbst die geringe Zahl wackerer Familien wurde von den Unzufriedenen überschrieen und zur allgemeinen Empörung hingerissen. Hr. v. Langsdorff besaß indessen weder hinlängliche Energie, noch Einsicht, der Menge zu imponiren, und sie zur Erfüllung ihrer freiwilligen Verpflichtungen anzuhalten, und die Regierung unterstützte ihn nicht. — Statt aber den Colonisten sogleich Länder anzuweisen, und sie zur Cultur derselben anzuhalten, beschäftigte man sie bei den Gebäulichkeiten des Gutsherrn, machte sie zu Zeugen häuslicher Zwistigkeiten,

vertraute Menschen ihre Aufsicht an, die nicht das geringste Ansehen besaßen, bezahlte Taglohn, und gab ihnen Gelegenheit, immer beisammen zu seyn, und halbe Tage im Müßiggange zuzubringen. Die Colonie trug den Keim ihrer Auflösung in ihrem Entstehen, und zerstreute sich, ehe auch nur ein halber Morgen Land cultivirt war. Der Verlust eines beträchtlichen Theiles seines Vermögens, unglaublicher Verdruß und das ungünstigste Urtheil des Publicums, welches durch die Erzählungen der Colonisten gegen Hrn. v. Langsdorff sehr eingenommen wurde, und durch welche er seinen guten Ruf verlor, waren die Resultate einer so falsch berechneten Unternehmung, welche durchaus einem Privatmanne nur Nachtheil bringen wird, selbst wenn die Regierung die Colonisten zwingen sollte, ihre Verpflichtungen gegen ihn zu erfüllen. Hr. v. Langsdorff würde von 20 Negern mehr Nutzen gehabt haben, als von 200 ansässigen Familien, mit welchen jeder Unternehmer dieser Art, wenn es zur Entrichtung der zu leistenden Dienste und Abgaben kommt, in beständiger Fehde liegen wird.

Hr. v. Langsdorff schien durch die gemachten Erfahrungen keineswegs gewitzigt. Da von 103 Köpfen nur zwei Familien bei ihm geblieben waren, so zog er Mehrere von der Colonie Neufreiburg an sich, gab ihnen Land, und machte ihnen Vorschüsse an Lebensmitteln. Obwohl dieß nun größtentheils fleißige Leute waren, so besaß er doch die Gabe, mit Menschen umzugehen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen, zu wenig, um nicht auch die neuen Ansiedler bald mit Unzufriedenheit zu erfüllen, und auch diese kleine Colonie wäre eine unsägliche Quelle des Verdrusses für ihn geworden, hätte nicht die kaiserl. brasilianische Regierung, vor Beendigung des Jahres 1826, Hrn. v. Langsdorff's Fazenda gekauft, die Colonisten entschädigt und zum Theil entlassen.

In den Jahren 1826 und 1827 kam eine bedeutende Zahl Auswanderer in Brasilien an: sie wurden sämmtlich nach der Provinz Rio grande do sul gesendet. Diese Provinz, welche sich vorzüglich mit Viehzucht beschäftigt, trieb noch bis zum Jahre 1818 Feldbau, und versah die Hauptstadt Brasiliens zum Theil mit Weizen*). Durch die sich vermindernde Erzeugung dieses Productes aufmerksam gemacht, beschloß daher die Regierung, eine aus Europäern bestehende Ackerbau treibende Colonie zu gründen, und wies den erwähnten Colonisten in der Nähe des sehr besuchten Hafens Porto-Allegre am Rio grande Land an. Der Boden ist daselbst gut, steht in voller Kraft, und erfordert keine so mühsame Bearbeitung, wie jener der nördlichen Provinzen Brasiliens. Das Klima ist mild und gesund, dem Portugals ähnlich; die Nahrung dieselbe, wie in Europa; das Fleisch vortrefflich; alle Erdfrüchte: Kartoffeln, Rüben u. s. w., gedeihen vorzüglich; und was der Landmann erzeugt, kann verschifft und verkauft werden. — Europa sendet Schiffsladungen von Getreide nach Rio-de-Janeiro; Nordamerika Mehl in ungeheuerer Menge, und findet, wenn es unverdorben ankommt, seine Rechnung dabei. Wird der Brasilianer seine Producte, wofür er keinen Einfuhrzoll bezahlt, weniger vortheilhaft verkaufen?

Der Verfasser war nie in der Provinz Rio grande do sul, die Bewohner derselben versicherten ihn aber, daß die

---

*) Die jährliche Ausfuhr bis zu dem Jahre 1817 betrug im Durchschnitte 250,000 Alqueiras Weizen (3,125 Lasten oder 175,000 berliner Scheffel). Von dieser Zeit angefangen, nahm diese aber von Jahr zu Jahr ab, woran der Krieg mit Buenos-Ayres um den Besitz der Banda oriental besonders Schuld ist, da er vorzüglich in Verwüstung der dem Kriegsschauplatze zunächst liegenden Provinzen bestand, und die Ackerbau treibenden Einwohner jeden Augenblick gewärtigen mußten, von einer feindlichen Partei überfallen, beraubt und mißhandelt zu werden, daher vorzogen, Haus und Feld zu verlassen, und nach der bewohnten Küste zu ziehen, woselbst sie vor diesen Ueberfällen mehr gesichert waren. —

Gegend und der Boden dieſelben ſeyen, wie in der benachbarte Banda oriental. Dieſe und die Umgegend ihrer bedeutendſten Wohnplätze, Montevideo und Maldonado, beſuchte aber derſelbe im Jahre 1825. Mehr von der Küſte entfernt, findet man dort die herrlichſten Waldungen; nähert man ſich aber der Provinz Rio grande, ſo werden dieſe immer ſeltener: unüberſehbare Ebenen, mit ewigem Grün bedeckt, zeigen ſich dem erſtaunten Auge, welche vor dem Kriege mit Braſilien und Buenos-Ayres mit großen Herden Hornvieh, Schafen und wilden Pferden bedeckt waren. Es wurde ein nicht unbedeutender Feldbau getrieben, der aus den erwähnten Urſachen eingegangen iſt. In der Nähe der bewohnten Städte gibt es viel und mancherlei Obſt, und die daſelbſt erzeugten Aepfel werden nach Buenos-Ayres und Rio-de-Janeiro verſchifft, und theuer verkauft. Gemüſe aller Art gedeihen vortrefflich, und die Verſuche, die mit der Cultur des Oelbaumes und des Weinſtockes gemacht wurden, verſprechen die günſtigſten Reſultate. Die Felddiſtel, welche ungeheuere Strecken bedeckt, zeigt einen kräftigen Boden an, und wird, wenn ſie noch jung und zart iſt, vom Viehe gern gefreſſen. Unter allen Bäumen wächſt aber keiner ſchneller, als der Pfirſichbaum, von welchem die Einwohner, da wo Holzmangel iſt, große Anlagen machen, ihn nicht hochſtämmig ziehen, und, der Weide oder Erle gleich, nach drei bis vier Jahren kappen. Die Landleute beklagen ſich, daß ihr Getreide, beſonders wenn es in der Blüthe ſteht, durch die oft plötzlich über die Ebenen ziehenden kalten und heftigen Südweſtwinde empfindlich leide, und daß ſie das allenthalben weidende Vieh aller Art nur mit Mühe von ihren Feldern abhalten könnten. Gegen dieſe Winde und den Beſuch des Viehes, die allerdings dem Getreide ſchaden, ſollte man, meines Erachtens, wohl Schutz finden. Der Verfaſſer iſt der Meinung, daß kein Ackerbauſyſtem geeigneter für die Provinz Rio grande do ſul, als die mecklenburgiſche Schlag-

oder Koppelwirthschaft wäre. Die mit Graben umgebene und mit Pfirsichablegern oder Dornhecken (espinho) dicht bepflanzten Koppeln gewähren Schutz gegen Wind und Thiere, und liefern das nöthige und unentbehrliche Brennholz. Die Eintheilung des Landes in sieben Schläge, die in Mecklenburg beliebteste, nach welcher der reinen oder gedüngten und bebauten Brache drei Frucht- und drei Weideschläge folgen, eignet sich ganz vorzüglich für den dortigen Boden, der dadurch gut bearbeitet, rein gehalten wird, und, ohne starker Düngung zu bedürfen, stets in Kraft bleibt. Der Landmann kann endlich, ohne sein Vieh unter die allgemeinen Herden zu geben, dasselbe in der Nähe seines Hauses halten, es ganz auf europäische Weise behandeln, allen Vortheil von ihnen ziehen, und hat nicht nöthig, um es aufzusuchen, einzutreiben und zu fangen, halbe Tage damit zu verlieren; er ist endlich durch Graben und Hecken vor plötzlichen Ueberfällen gesichert. —

Die Regierung sollte die Anlage solcher Koppeln ganz besonders befördern. Es würden dann die räuberischen Anfälle umherstreifender Guerilla's, nachdem sie sich ein paarmal zwischen diese wohlverwahrten Ländereien gewagt, und von einigen Schützen tüchtig bedient worden wären, bald unterbleiben.

Die Ansiedelung in einem fremden, uncultivirten und menschenarmen Lande, und wäre es ein Paradies, ist immer mit Beschwerden und mit Entbehrungen aller Art verbunden. Es geht eine geraume Zeit hin, bis alle Hindernisse beseitigt sind, bis sich wirklicher Vortheil zeigt, und der Ankömmling an das Klima gewöhnt und mit den Eigenheiten des Landes und Bodens bekannt ist. Geduld, Ausdauer und Fleiß werden diese überwinden, und der Verfasser ist überzeugt, daß da, wo der Pflug geht, der Boden dankbar und der Landmann des Absatzes seiner Producte gewiß ist, nur der Müßiggänger darben kann. Er ist überzeugt, die Colonisten von Rio grande werden

sich in einigen Jahren eines eben so sorgenfreien Daseyns erfreuen, als die Bewohner Pensylvaniens, welche zuverlässig mit denselben Hindernissen kämpfen mußten, wie unsere Landsleute in Brasilien.

Unternehmende und einsichtsvolle Landwirthe werden sich vereinigen, und ohne fremde Hülfe Wege, Straßen und Mühlen anlegen: die Auswanderung aus übervölkerten europäischen Ländern wird zunehmen, und die Gewerbe aller Art werden blühen.

Es hat Einigen unserer Vielschreiber beliebt, die brasilianischen Colonisten im Allgemeinen als Verbrecher zu schildern, die, von ihrer Heimath ausgestoßen, Brasilien, als ihrem letzten Zufluchtsort, zueilten. Es kamen Verbrecher hierher, aber diese waren durch brasilianische Werber mit der Bestimmung, die kaiserliche Garde in Rio-de-Janeiro zu ergänzen, von Europa abgeschickt worden. Gesindel und Landstreicher befanden sich nur unter den ersten Transporten, die noch zu des Königs Zeiten dahin kamen. Den erwähnten Herren, welche den schriftlichen und mündlichen Nachrichten einiger leichtsinnigen Abenteurer, die nicht arbeiten können und wollen, nirgends gut thun, aber desto mehr schaden, gleich dem Evangelium glauben, kann der Verfasser, der die nach Rio grande bestimmten Colonisten, welche unfern einer von ihm gepachteten Insel landeten, oft besuchte, versichern, daß der größte Theil derselben aus keinen angeworbenen Leuten, sondern aus achtungswerthen Landleuten und Handwerkern bestand, welche ihre Ueberfahrt größtentheils selbst bezahlt hatten, und worunter mehrere wohlhabende Familien waren, die, außer ihren erwachsenen Kindern, noch einen oder zwei Knechte bei sich hatten, und daß nur Jene unter den Colonisten den Namen Gesindel verdienen, die zur Classe der sogenannten Gebildeten gehören, die, weder an Studium, noch an Arbeit gewöhnt, die Last einer jeden Gesellschaft sind, welche sie, nur bedacht, Andere zu betrügen, und auf Kosten der Leichtgläubigen im

Müßiggange zu leben, durch ihre schlechten Grundsätze verderben. —

Es sind bei der Ankunft der erwähnten Colonisten einige willkührliche Handlungen ausgeübt und junge waffenfähige Leute, die ihre Ueberfahrt nicht bezahlt hatten, gezwungen worden, unter das Corps der fremden Truppen zu treten. Als die Colonisten an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen waren, fand sich auch dort ein kaiserlicher Werber ein, der schon in seinem Vaterlande dieses Verbrechens wegen verfolgt, auch jetzt so niederträchtig war, durch die lockendsten Versprechungen eine Zahl junger Leute zu bereden, in ein von ihm neu errichtetes Cavallerie-Regiment zu treten, und gegen die Insurgenten zu fechten, wodurch der Colonie viele kräftige Arme und mancher Familie der einzige Sohn entzogen wurden. — Solche Ereignisse sind allerdings sehr traurig. Auch sie werden vorübergehen. Wer aber das Schicksal der meisten Auswanderer nach Rußland, Polen und Nordamerika kennt, wird dem der brasilianischen noch immer den Vorzug geben.

Es ist genug gegen Auswanderung, obwohl tauben Ohren, gepredigt worden; — fern sey es von mir, meine Landsleute dazu aufzumuntern. Ich bin aber auch nicht geneigt, da sie doch nicht von dieser Sucht abzubringen sind, ihnen ein erdichtetes und übertrieben trauriges Bild ihres künftigen Schicksals zu entwerfen. Auch ich war Colonist: ich habe die Beschwerden kennen gelernt, welchen sich der einwandernde Landwirth unterziehen muß; ich weiß aber auch aus eigener Erfahrung; daß man sie ertragen und mit Fleiß und Ausdauer beseitigen kann. Es gibt nur ein Uebel, gegen welches der menschliche Wille vergebens kämpft, dieß ist der Verlust seiner Gesundheit; — in der schönen Provinz, die, von jetzt angefangen, dem Europäer angewiesen wird, ist aber, bei mäßiger Lebensweise, die Gefahr zu erkranken, nicht so sehr zu befürchten.

Die Ursachen der ungünstigen Verhältnisse der brasilianischen Colonien liegen vor Augen. Die Regierung vertraute den Auftrag, wackere und arbeitsame Familien nach Brasilien zu schaffen, Leuten an, welche dieses Geschäft als geübte Werber behandelten, als hätten sie wie weiland ein Freicorps mit Rekruten zu versehen. Es war ihnen nur um die zugesprochene Summe für den Kopf zu thun. Sie rafften daher Menschen auf, wo und wie sie dieselben fanden, schickten sie, sobald sie sich auf dem bestimmten Sammelplatze einfanden, sogleich nach den Schiffen, und so ereignete es sich denn, daß viele achtungswerthe Familien plötzlich mit Leuten zusammentrafen, die vielleicht vor ihren Thüren gebettelt hatten, oder gerade aus dem Zuchthause kamen. Es scheint dem Verfasser nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser von Brasilien seinem Agenten in Hamburg den Auftrag gab, die Zuchthäuser deutscher Länder auszuleeren, und ihm Menschen zuzuschicken, die man, der öffentlichen Sicherheit wegen, in Ketten legen mußte. Daß dieß geschehen, ist allgemein bekannt, und die Regierung hatte Unrecht, dem Manne, der so patriotisch für Brasilien dachte, noch fernere Aufträge zu ertheilen. Es scheint, man hätte besser gethan, sich geraden Weges an jene europäischen Fürsten zu wenden, deren Unterthanen, wahrscheinlich wegen Uebervölkerung des Landes und Mangel an Verdienst, so geneigt zur Auswanderung sind. Diese würden sich der Landeskinder sodann angenommen, nur rechtliche Familien nach Brasilien geschickt und sich durch ihre Bevollmächtigten oder Handelsagenten verwendet haben, daß die brasilianische Regierung die den Colonisten gemachten Versprechungen erfülle.

Wer Brasilien bewohnte, weiß sehr gut, welchen Leuten man die Sorge für die europäischen Ankömmlinge anvertraute. Statt ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen, überließen sie sich ihrem Hange zu

Ausschweifungen, und bereicherten sich von den Geldern, welche die Regierung zur Unterstützung der Colonisten bestimmte; zugleich wußten sie in ihren Berichten an erstere alle Schuld des üblen Zustandes der Colonie auf die armen Auswanderer zu wälzen, und es so einzurichten, daß der Behörde die gerechten Klagen derselben nicht zu Ohren kommen konnten.

Welche Leute waren endlich die Meisten der Colonisten selbst? Größtentheils Müßiggänger, verdorbene Landwirthe, oder dem Trunke ergebene Landstreicher, waren sie keineswegs in der Absicht ausgewandert, um im Schweiße ihres Angesichts sich und ihre Familie zu ernähren. Sie hatten wirklich unglaubliche Begriffe von Brasilien, und außer den Träumereien von Gold und Edelsteinen, rechneten sie ganz bestimmt darauf, zu ernten, ohne die Mühe zu haben, zu säen und zu pflanzen. Wenn der Verfasser hier und da nach einem der kurz angekommenen Colonistenschiffe fuhr, so wurde er gewöhnlich mit Fragen bestürmt, ob die Berge, welche die Bai von Rio-de-Janeiro umgeben, alle Gold enthielten, u. s. w.

Man kann sich daher das Erstaunen dieser Leute einbilden, als ihnen die Urwälder Brasiliens als ihr künftiger Aufenthalt angewiesen und als sie auf brasilianische Weise verpflegt wurden! Der Mangel, der sie in Europa drückte, die Entbehrungen, die ihnen ihre Armuth auferlegte, zeigte sich ihnen daher in dem erwarteten Paradiese in vergrößerter Gestalt; Mißmuth und Reue, Europa verlassen zu haben, bemächtigte sich der Meisten, und von nun an beschäftigte kein anderer Gedanke ihre Seele, als sich der vermeinten Sklaverei zu entreißen; — sie daran hindern zu wollen, war vergebliche Mühe. Wer nur irgend einen Begriff von einem Handwerke hatte, fand bei benachbarten Pflanzern oder in der

Hauptstadt Unterkommen und Verdienst, — eine Familie verschwand nach der andern, und so lösten sich die meisten Colonien auf.

Die Regierung, dadurch gewitzigt, hat die Provinz Rio grande do sul zu dem künftigen Aufenthalte aller europäischen Auswanderer bestimmt; diese sind dort gezwungen, beisammen zu bleiben, sich anzubauen und zu arbeiten.

Nun noch ein Wort über die Ursachen der Unzufriedenheit brasilianischer Colonisten. Geachtete Männer betheuren in ihren Schriften, von allen Auswanderern kaum Einen glücklich und zufrieden gefunden zu haben. Auch der Verfasser kannte Wenige, die es waren; worin besteht aber der Begriff dieser Leute von Glück und Zufriedenheit? Ich spreche hier keineswegs von Menschen, die man in Europa mit dem Namen Gesindel bezeichnet, und es ist nur von arbeitsamen Landleuten die Rede, deren in der letzten Zeit Viele nach Brasilien kamen. Welches war das Schicksal dieser Armen in Europa? Sie waren Bewohner eines übervölkerten Landes, Besitzer eines Stückchens Erde, welches sie unmöglich ernähren konnte; die Last eines lange dauernden Krieges und drückende Abgaben hatten sie um Alles und überdieß tief in Schulden gebracht, und der im Schweiße erworbene Taglohn reichte kaum hin, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen; kam aber der Landmann, von Arbeit erschöpft, in seine armselige Hütte, so fand er höchstens ein Gerücht von Kartoffeln und saurer Milch, um welches sich die Familie lagerte, und das oft nicht hinreichte, ihren Hunger zu stillen. — Es tritt kein Wechsel ein in dieser Lebensweise, keine Hoffnung eines bessern Schicksals, bis das Grab die Müden zur dauernden Ruhe aufnimmt. Ihre höchsten Wünsche erstrecken sich auf den Besitz einiger Morgen Landes und verminderte

Abgaben: — da wird ihnen Kunde, daß sie in Brasilien so viel des besten Landes, als sie bedürfen, umsonst erhalten, daß dort ein ewiger Frühling blühet, und Niemand Abgaben bezahlt. Sie ergreifen freudig den Wanderstab, und langen endlich im ersehnten Lande an; aber schon während der Dauer der langen Seereise wird der Keim der Unzufriedenheit in ihre Seele gelegt: die Träumereien mancher mitreisenden Abenteurer, der beständige Müßiggang auf dem Schiffe steigern ihre Erwartungen von dem neuen Lande, und schon begnügen sie sich nicht mehr mit der Hoffnung, daselbst sorgenfrei zu leben; ihr Streben geht nach dem Erwerbe von Reichthümern und der Rückkehr in das Vaterland.

Die Fleißigen unter den Auswanderern bauen ihr Land mit lohnendem Erfolge; aber der Mangel an Wegen und Verbindung mit bevölkerten Städten gestattet den Absatz des Ueberflusses ihrer Ernte nicht. Ihr Haus, ihre Küche ist mit allen möglichen Bedürfnissen reichlich versehen, aber die Geldeinnahme so unbedeutend, daß sie gezwungen sind, sich wie die Eingeborenen zu kleiden, wie sie zu leben.

Die Freuden des deutschen Landmannes bestehen aber im Besuche der Wirthshäuser, der Jahrmärkte u. s. w. Deren gibt es in Brasilien keine auf dem Lande; die Sonn- und Feiertage werden also mit Klagen zugebracht, mit Vergleichung der frohen Tage in Europa und dem einsamen und traurigen Leben in dem versprochenen Paradiese. Der Mangel, den sie dort litten, ist vergessen, und des einzigen Wunsches des täglichen Gebetes, der drückenden Nahrungssorgen überhoben zu seyn, wird längst nicht mehr gedacht.

Dadurch, daß die Auswanderer künftig nach einer Provinz gebracht werden, deren Klima dem der wärmeren Länder Europa's ganz gleich ist, woselbst also Ackerbau

getrieben werden kann, und durch die Nähe eines großen Flusses, zu welchem es nicht schwierig ist, Wege zu bahnen, und die erzeugten Producte zu Wasser zu versenden, wird einem großen Theile ihrer Klagen gesteuert; man glaube aber ja nicht, daß die Colonisten darum zufriedener seyn werden. Neue Wünsche werden an die Stelle der befriedigten treten, und auch hier sich die Wahrheit bestätigen, daß der Mensch durch stetes Streben nach dem Unerreichbaren gewöhnlich der Störer seines eigenen Glückes wird.

Anders wird es sich gestalten, wenn eine neue Generation an die Stelle der alten tritt, die nur vom Hörensagen Europa kennt, an die Sitten, Gebräuche und die Lebensweise des Landes gewöhnt ist, und von dem Daseyn größerer Bequemlichkeiten, anderer Freuden keine Ahnung hat; glücklich, wenn sie nur die Tugend der Arbeitsamkeit von ihren Aeltern erbte. Der Segen der Cultur wird sich über ihre neue Heimath verbreiten, Viehzucht und Ackerbau werden Hand in Hand gehen, und wenn, statt der stacheligen Distel, Feldfrüchte mancher Art die Ebenen bedecken, wenn da, wo das Auge vergebens nach einer Hütte oder einem Baume umhersah, sich freundliche Wohnungen erheben, von Fruchtbäumen und immer grünenden Hecken umgeben, und ein biederer deutscher Gruß ladet den Wanderer unter das gastliche Dach: dann wird man denjenigen nicht mehr bedauern, der aus dem deutschen Vaterlande arm, dem Staate und der Gemeinde zur Last, nach Brasilien wanderte.

Ehe die Ansiedler am Rio grande sich solchen Wohlstandes erfreuen, werden vielleicht mehrere Geschlechter in der Erde ruhen; aber dieß war das Schicksal aller Colonien, welche allmählig die neue Welt bevölkerten. Von ihren Gründern genossen nur sehr Wenige die Freude, das Gedeihen ihrer Schöpfung zu erleben; und in allen

Theilen Amerika's kämpften die ersten Ankömmlinge mit mannigfaltigen und großen Beschwerden. Haben wir nicht auch in Deutschland Colonien, und geht es ihnen besser? — Nur wenigen Menschen wird die Freude zu Theil, unter dem Schatten des Baumes zu ruhen, den sie pflanzten.

Anhang.

Durchschnittspreise der Lebensbedürfnisse in Rio-de-Janeiro vom Jahre 1823 bis 1827.

	Bouteille.	Dutzend.	Pfund.	Aroba.	Alqueira.	Reis.	Fl.	Kr.	Pf.
Ochsen-			1			50		8	6
Hammel- } Fleisch			1			140		24	5
Schweine-			1			80		13	3
Brod			1			120		20	3
Butter englische (irländ.)			1			320		55	2
Butter holländische u. deutsche			1			280		48	2
Eier		1				320		55	2
Speck				1		2,560	6	43	2
Carne secca (getrockn. Salzfleisch)				1		2,240	6	15	3
Talg (Unschlitt, ungereinigtes)				1		3,000	8	21	
Lichter (inländische)			1			200		34	3
Mehl (wechselt sehr im Preise) gewöhnlich das Pfund						140		24	5
Salz			1			80		13	3
Eßöl			1			320		55	2
Brennöl (Fischthran)			1			100		17	1
Pfeffer			1			160		27	3
Käse ausländische			1			400	1	9	2
Käse inländische			1			120		20	3
Essig (portugiesischer)	1					80		13	3
Bier (Porter), Bouteillen		1				4,000	11	36	
Wein Oporto, 1. Qualität		1				4,000	11	36	
Wein französischer		1				2,800	7	51	
Branntwein do Reino	1					160		27	3
Branntwein da canna	1					120		20	3
Branntwein cachaça	1					80		13	3
Seife (englische)			1			180		31	1
Reis (beste Qualität)					1	5,000	14	23	
Farinha de Mandioca					1	1,280	3	12	2
Tapioca					1	3,000	8	21	
Mais (Milho)					1	960	2	47	
Bohnen schwarze					1	1,280	3	12	2
Bohnen farbige					1	960	2	47	
Kaffee, 1. Qualität				1		3,000	8	21	
„ 2. „				1		1,600	4	27	3
Zucker, 1. „				1		3,000	8	21	
„ 2. „				1		2,200	6	8	3
Tabak, 1. „			1			240		40	6
Thee (Uxim), 1. Qualit.			1			2,000	5	34	
„ (Aljofar), 2. „			1			90		15	2
Nelken von Maranhão			1			240		40	6
Rosinen			1			160		27	3

Gerichtliches Formular zu dem Verkaufe eines Sklaven, unter Privatleuten üblich.

Digo eu abaixo asignado, que sou senhor e pessuidor de hum escravo (o huma escrava) por nome N. N. de Nacão N. da qual faço venda pelo preço e quantia de N. N. mil Reis ao Sr. N. — Cujo escravo faço venda com todos achaques velhos e novos, livre de Hipoteca e Pinhora, e me obrigo a fazerche esta venda boa no caso de a sim o não ser; Declaro que e comprador fica abrigado a pagar a ciza a Fazenda National, e por ser verdade de que recebi a dita quantia a cima declarada, mandei passar este, indo por mim so asignado. —

Rio-de-Janeiro...

N. N.

Ich Unterzeichneter bekenne, daß ich Herr und Besitzer eines Sklaven (oder Sklavin), mit Namen N. N., von Nation N., bin, welchen ich um den Preis von N. mil Reis an Herrn N. verkaufe. Ich verkaufe diesen Sklaven mit allen alten und neuen Fehlern, frei von Hypothek und Schuld, und verkaufe ihm denselben, er mag gut oder nicht gut seyn. Ich erkläre, daß der Käufer verpflichtet ist, an die National-Fazenda den Zehnten zu bezahlen, und ließ dieß nur von mir unterzeichnete Papier zur Bestätigung des Empfanges der oben benannten Summe ausfertigen.

Rio-de-Janeiro...

N. N.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT TH BORROWER FROM OVERDUE FEES.

APR 1995
MAR 2 1 1995
CANCELLED